



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

Buch II. Behauptung der ererbten Macht. Jahre der Entwicklung

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

II.

Behauptung der ererbten Macht

Jahre der Entwicklung

5. Das Reich, die europäischen Staaten und der Kampf um Italien

Als Karl V am 16. Juli 1522 in Santander wieder spanischen Boden betrat, befand sich ganz Europa im tatsächlichen Kriegszustand.

Alle Bündnisse schienen nur die geflissentliche Erhaltung dieses Zustandes zu bezwecken und den zerstörenden Wirrwarr auf Kosten der bedrängten Untertanen, ihrer geistigen und leiblichen Kultur zu verewigen. Indessen wäre mit einer derartig oberflächlichen Beobachtung nur ein sehr allgemeines moralisches Urteil ausgesprochen, nicht eine Ausdeutung der Wirklichkeit, wie denn in der bequemen Verallgemeinerung des Geschehens immer die größte Gefahr für die historische Erkenntnis liegt. Sicherlich ließen sich in bezug auf die Art der Kriegführung jener Lage genau so viele verblüffende und sinnlose Züge zusammenbringen, wie man es getan hat für die hinter ihr stehenden diplomatischen Gepflogenheiten und Formen. Doch sind die unausrottbaren Lächerlichkeiten und Unzulänglichkeiten der Völker und der Regierenden zwar oft unterhaltend und belustigend, niemals aber das historisch Erhebliche. Man braucht deshalb auch nicht zu verweilen bei der Flüchtigkeit der Bündnisse, der naiven Unterschätzung der Gegner und all den Mitteln der diplomatischen Kleinkunst; nicht bei dem Theater der Empfänge und Prunkreden, der Art und Höhe der zwecklosen Gratifikationen, die sich die Kanzler und Räte gegenseitig zuspielten, ohne daß man etwas von ihrer Auswirkung verspürte. So verbraucht wie diese Mittel, waren auch die hergebrachten Ideologien von der christlichen Völkerfamilie, von dem Kampf gegen die Ungläubigen und dem allgemeinen Kreuzzug als letztem Ziel aller Kämpfe. Das Wesentliche bleibt, daß zwischen sich doch wieder ein einzelner gläubig für diese Ideen einsetzen und das rationale politische System durchkreuzen konnte; daß auch in den scheinbar sinnlosen Kriegen gekämpft und gelitten worden ist; daß Worte und Ideen jeden Augenblick ihren ursprünglichen Sinn zurückzugewinnen vermögen.

Der Krieg konnte mit seinen oft bizarren und kleinlichen Formen die Menschen dieser Übergangszeit erst recht mit furchtbarer Logik in seine Strudel ziehen, weil er sich im Zeitalter der Söldner, der zunehmenden Staatsmittel und der ersten Vorwegnahme späterer Einnahmen scheinbar beliebig mobilisieren und steigern ließ; und doch behielt er gerade wegen der technischen Schwierigkeiten der Geldbeschaffung noch lange etwas unerträglich Stockendes, Unterbrochenes und Zusammenhangloses. Nichts fehlte mehr als der „lange Atem“, von dem auch Karl gerne redete. Man konnte im schönsten Anlauf stecken bleiben. Ja, hinter dem größten Erfolg lauerte immer schon wieder die noch größere Gefahr des Geldmangels. Denn weder die Bewilligungen der Stände, ohne die man kaum irgendwo auskam, noch die Darlehen der Finanzleute waren genügend prompt und langfristig.

Die in den Staatsnotwendigkeiten selbst wurzelnde Neigung der Fürsten zu absoluter Macht und das Mißtrauen der Stände hielten sich die Waage, auch wenn einmal die Einsicht in den Eigenwert kräftiger Landesverteidigung die natürliche Abgabenscheu der Menschen überwand. Die Stände von Flandern, Artois, Hennegau und Luxemburg sehnten sich so gut nach Frieden, wie die durch den Herzog von Geldern nach wie vor beunruhigten Landschaften von Utrecht, Dverysfel und Friesland. Aber die Überwindung alten Eigenwillens und ererbter Herrschaftsansprüche war hier noch nirgends ohne Kämpfe möglich. Margarete stand zeitlebens mitten darin. Die endgültige Abgrenzung zwischen dem französischen und dem niederländischen Anteil an dem alten burgundischen Staat in Artois und Picardie, zwischen Frankreich und Spanien in Navarra und Roussillon, vor allem im Gesamtgebiet von Italien, wurde ebenso vergeblich angestrebt, wie die Verteidigung der Christenheit gegen die Türken im Mittelmeergebiet von Spanien, Neapel, Venedig und in Ungarn. Da nun auch die den Norden erfüllenden unvereinigten Macht- und Wirtschaftsgegensätze zwischen England und Schottland, sowie im ganzen Bereich der nordischen Union und der deutschen Hanse täglich Konflikte heraufzuführen drohten, so befanden sich im europäischen Staatskörper genug Fieberherde, die jeweils das Ganze ergreifen konnten.

Kleines und Großes spielten ineinander. Deshalb liefen auch noch die sonderbarsten altmodischen und in ihrer Art doch nicht unwirksamen Methoden der Kriegführung mit unter. Neben den Großformen des Kampfes der spanischen Infanterie und der geschlossenen Aufgebote oberdeutscher oder schweizerischer

Landsknechte mit ihren Kriegsartikeln und festen taktischen Traditionen gab es lokale Bürgerwehren und Milizen; neben erprobten Kriegsführern mit mehr oder weniger entwickelter Kriegskunst kleine Unternehmer aus der Welt des alten Fehdewesens. Man erlebte da und dort noch geräuschvolle Scharmügel und Überraschungen, in denen unbedeutende Burgen und Städtchen eine schwer begreifliche Rolle spielten, während gleich daneben um Königreiche gewürfelt wurde, ohne daß man das eine vom anderen lösen konnte. Der Anteil der unter- und überstaatlichen Mächte, dieser Herren, die in jedem Lande um so selbständiger waren, je eigenwilliger sie zugleich im öffentlichen Dienst standen, dieser Parteigänger, wirtschaftlichen Unternehmer und Machtgebilde aller Art bedingte eine ungeheure Labilität der möglichen Interessen und Verbindungen, zerkrümelte die Feldzüge und gefährdete alle Allianzen in ihrem Ernst und in ihrer Dauer. Dieselbe Zeit, die alte Rittertugend zur Landestreue und umgekehrt das neue Mannschaftsgefühl der Landsknechte zum Herrendienst umbilden konnte, löste doch wieder alle Bande, wenn der „Vertragsbruch des Geldmangels“ den legalen Grund zur Meuterei abgab. Wenn nun vollends religiöse und kirchliche Spannungen, wie in der Schweiz, die Menschen auseinanderrißen, dann konnte allerdings die Verwirrung im europäischen Raume Formen annehmen, die der historischen Ergründung und Darstellung spotten. So gehen die Ansätze zu planvoll berechneter Kriegsführung sonderbar einher mit tollen Einfällen, dilettantischen Unternehmungen und phantastischen Plänen.

In diesem kreisenden Spiel des Einzelnen und des Allgemeinen, des Sinnlosen und Bedeutenden, des Persönlichen und des wahrhaft Weltgeschichtlichen stand auch das Handeln des Kaisers, von dessen Standort aus das ganze Gefüge am ehesten überblickt und am nachhaltigsten beeinflusst werden konnte — wenn er es sah und wenn er danach handeln wollte.

Die Vereinigung so vieler Länder in den Händen des Habsburgers, der lange vorbereitete Zusammenstoß mit Frankreich auf dem Boden Italiens und seiner früh entwickelten Staatenwelt erwies sich dabei als ein bemerkenswertes Hilfsmittel der Weltgeschichte, die Fortentwicklung des noch immer in ungezählte Kleinherrschaften aufgelösten Europa zu einem seiner selbst bewußten System politischer Ordnungen zu erleichtern. Dabei gewannen die Staaten ebensoviel an innerem Gefüge, wie in ihrem Verhältnis zueinander, ohne freilich bis zum heutigen Tage die letzten Formen der Befriedung gefunden zu haben. Denn sie alle hatten gleichzeitig ihre eigenen inneren, nicht minder weltgeschichtlichen Nöte zu durchkämpfen.

Die Reichsstände und das Regiment. Soziale Kämpfe Dänische Wirren

Karl V hatte 1521 das Deutsche Reich der Statthalterschaft seines Bruders Ferdinand und einem Reichsregiment unter dem Vorsitz des Pfalzgrafen Friedrich überlassen; seinem Bruder außerdem den größten und wichtigsten Teil der österreichischen Erblande zu anerkanntem Besitz; den anderen, einschließlich Württembergs, wenigstens vor der Öffentlichkeit, nur zur Verwaltung. Ihm selbst war nichts verblieben, als die Verschuldung gegenüber seinen Wahlfürsten und Ferdinand, sowie stattliche Reste der Schulden des Großvaters Maximilian. Die Reichsregistraturbücher enthalten für die nächsten Jahre nur monatlich rund ein Duzend kaiserlicher Verfügungen ganz untergeordneter Art, zum größten Teile geistliche und weltliche Lehnsachen, vielfach zugunsten von Reichs- und Hofbeamten, oder nebensächliche Angelegenheiten der Reichsstädte. Natürlich bestanden immer Möglichkeiten einer Appellation von dem Regiment an den Kaiser, aber dieses selbst erhielt auf seine dringendsten Fragen und Klagen zumeist keine Antwort. Auch die Handlungen der Stände regelten sich wohl nach einer unsichtbaren Linie kaiserlicher Politik, die von den letzten Reichsordnungen hinüberwies zu dem, was man von einer einstweilen noch ganz unbestimmten Wiederkehr des Kaisers erwartete; mehr noch nach dem bescheidenen Maß ihrer landschaftlichen Notwendigkeiten und Einsichten.

Die für die deutsche Geschichte unendlich wichtige Haltung des Reichsregiments und einiger entschlossener ständischer Räte in Sachen Luthers wird uns in ihren Folgen noch beschäftigen. Papst Adrian hatte zum Reichstage nach Nürnberg 1522 den Nuntius Ghierregati entsandt, der selbstverständlich die Vollstreckung des Wormser Edikts und das Vorgehen gegen Luther forderte, aber gemäß seiner Instruktion zugleich eine gründliche Reform der römischen Kurie versprach unter offener Anerkennung ihrer Mitschuld an dem Verfall der Kirche. Wie wir den frommen Niederländer kennengelernt haben, war es ihm damit sicher fürchtbarster Ernst. So häßlich sie in Rom von ihm sprachen, so großartig hat er der Kirche mit diesem weltgeschichtlichen Bekenntnis gedient; es war der erste Schritt zur Gegenreformation. Die Deutschen freilich mochten gerade aus diesem Geständnis den Mut entnehmen zur Ablehnung des Edikts, damit es nicht, wie sie sagten, scheine, „als wolle man evangelische Wahrheit verdrücken und unchristliche beschwerliche Mißbräuche handhaben“. Noch in dem Entwurf des Abschieds vom 5. Februar 1523 und in dem Beschluß des Nürnberger Reichstags von 1524 klingt dieselbe Stimmung nach. Auf diesem zweiten

Reichstage war sogar ein Kardinallegat, Campegio, erschienen, der seinem Unwillen über die bisherige Haltung der Stände unverhohlen Ausdruck gab, es gleichwohl nicht verhindern konnte, daß die Stände am 18. April zwar nicht das gefürchtete Nationalkonzil, wohl aber eine auf den nächsten Martinstag nach Speyer einzuberufende „gemeine Versammlung deutscher Nation“ beschloßen, um dort endgültig darüber befinden zu lassen, „wie es bis zu Anstellung eines gemeinen Concilii“ gehalten werden solle. Gleich dem päpstlichen Legaten lehnte auch der Kaiser diese Nationalversammlung ausdrücklich ab. Sonst aber war er an allen diesen Dingen unbeteiligt.

Selbst Erzherzog Ferdinand, der es an Eifer nicht fehlen ließ und wenig Dank dafür hatte, war in seinem Alter von knapp zwanzig Jahren, lange Zeit ohne lebendige Beherrschung der deutschen Sprache und erst recht ohne Überblick über die deutschen Dinge, noch keine irgend entscheidende Figur. Er fühlte sich in den gebundenen Verhältnissen seiner Erblande genau so unbehaglich wie in seiner Reichsstatthalterschaft, und der Spanier Salamanca, dem er vor allem seine Finanzgeschäfte überließ, machte längst böses Blut in den Erblanden wie im Reich. Fürsten und Räte regten sich auf über den Emporkömmling aus Burgos, der es zum Freiherrn gebracht und in Innsbruck unlängst seine Hochzeit mit einer Gräfin Eberstein begangen hatte; „so lang Innsbruck bestanden“, heißt es in einem Bericht darüber, „ist fölllich Köstlichkeit von Gold, gülden Ketten und Luchern — auch mit Rennen, Stechen, Turnieren — nie gesehen worden“.

In einer gewissen angeborenen Art sehnte sich Ferdinand nach kriegerischer Betätigung oder wenigstens nach freierer Bewegung. Mit dem Kaiserhof durch seine unbefriedigten Ansprüche auf die versprochenen Renten in unausgesetzter Verbindung, spannte er seine Forderungen über die Veröffentlichung des Geheimabkommens vom Februar 1522 zum offenen Verlangen nach seiner Wahl zum römischen Könige, ohne sich darüber klar zu werden, daß die kaum begründete Stellung seines kaiserlichen Bruders im Reich einen so weitgehenden Verzicht auf dessen Machttitel in Deutschland einstweilen weder aus persönlichen noch aus sachlichen Gründen verfrug. Seine Gesandten Henricourt und Salinas, von denen der letztere noch Jahre lang aus Spanien anschaulich berichtete, sollten dem Kaiser seine üble Lage vorstellen; auch daß er dem Herzog Georg von Sachsen zur Abdeckung eines Teils der alten Schulden die schönsten Kleinodien geopfert habe. Gleichwohl versprach er allein für die Erfüllung seiner nächsten Wünsche schon 200 000 Gulden, die er nur leider nicht besaß. Der Bescheid des Kaisers an ihn war dürftig und hinhaltend. Doch muß betont werden, daß unter dem Mißvergnügen des Erzherzogs weder die Ergebenheit noch die Hilfsbereit-

schaft gegenüber seinem kaiserlichen Bruder gelitten hat. Durch Bredam machte er 1524 weitere freundliche Erbietungen.

Karl und seinen Beratern fehlte es nicht an reichlichen und guten Nachrichten aus Deutschland. Natürlich waren alle irgendwie gefärbt; in ihrer Art auch die ausführlichsten und am meisten habsburgisch gedachten Mitteilungen Ferdinands. Seitdem wir sie wenigstens für die ersten Jahre in der vollkommensten Ausgabe besitzen, überschauen wir in ihnen am bequemsten alle Reichs- und Hausangelegenheiten, ganz besonders aber das Verhältnis zwischen den Brüdern, das zeitlebens merkwürdig einheitlich und fest geblieben ist. Ferdinand ging zumal in diesen Jahren in den Fragen der universalen Politik innerlich gänzlich mit dem Kaiser. In Deutschland fühlte er sich noch nicht recht heimisch. Vom Luthertum sagte er in vulgärer Meinung und wohl nicht ohne Einfluß auf Karl, es habe zwar entschlossene Gegner unter den Gelehrten von tadellosem Lebenswandel, aber noch mehr Anhänger, denen die Masse folge, weil sie deutsch schrieben; sie verachteten die Sakramente und den Zölibat, zweifelten die göttliche Natur Christi an, schätzten alle Obrigkeit gering, Papst, Kaiser und Fürsten; sie begingen auch allerlei Gewaltthaten, obwohl sie den Frieden im Munde führten. Am meisten lag Ferdinand daran, in dem Kampf mit Frankreich um Italien mitzuwirken; er riet, den Herzog von Mailand zu beseitigen, das Herzogtum zum Reiche zu ziehen und seiner Verwaltung mit zu unterstellen. Ebenso möchte er das Elsaß mit Hagenau in Erbbesitz haben, nachdem er so wichtige Grenzbezirke zur Befriedigung der Venezianer abgetreten; gern auch die Franche Comté. Diese jungen Habsburger waren offenbar belastet mit der Leidenschaft ihres Großvaters Maximilian, in das Weite zu gehen, statt wie die deutschen Territorialfürsten als gute Hausväter im Kleinen etwas gewissenhaft aufzubauen.

Die Kämpfe der Städteboten auf den Nürnberger Reichstagen um die wirtschaftlichen Projekte des Regiments und um die praktische Auswirkung ihrer Reichsstandschaft verliefen einigermaßen im Sande. Die wichtigste Einzelfrage, die aus diesen Verhandlungen bis an den Kaiserhof nach Spanien durchdrang, ob und wie man den Unterhalt von Regiment und Kammergericht durch einen Reichszoll bestreiten solle, und dann, ob es angezeigt sei, die aufsteigenden Gefahren eines unbegrenzten Kapitalismus in „Monopollen und Fürkauf“ zu unterdrücken, wurden hier begreiflicherweise in städtefreundlichem Sinne betrachtet und behandelt. Wer sollte auch dem Kaiser seine Kriege finanzieren, wenn nicht die Städte und die großen Handelshäuser? Eine Kommission, bestehend aus Maximilian Transilvanus, La Roche, Hannart und dem Propst von Waldkirch, verhandelte zu Valladolid im August 1523 mit den Städte-

boten, und der Propst gab im Namen des Kaisers entgegenkommenden Bescheid. Zu besonderen Bewilligungen erklärten sich die Boten freilich nicht beauftragt; aber es hat den Anschein, als seien die beteiligten Handelshäuser dem Kaiser trotz hoher schwebender Schulden gerade jetzt nochmals mit Wechselln zu Diensten gewesen.

Bezeichnend für die im Grunde zeitlebens durchaus burgundische Einstellung des Kaisers zum Reich bleibt die Tatsache, daß er sich auf dem zweiten Nürnberger Reichstag durch einen dieser Niederländer, Jean Hannart, Herrn von Likerke, vertreten ließ, dessen Berichte vom Februar bis zum April 1524 entsprechend gleichzeitig an Margarete wie an den Kaiserhof gingen. Aus ihnen erfahren wir Näheres von der Unzufriedenheit der Kurfürsten und besonders des Pfalzgrafen Friedrich über das Ausbleiben der ihnen versprochenen Bezüge, sowie von der Einstellung der Stände zum Reichsregiment, das sie seit den Tagen Maximilians so begierig verlangt hatten und nun, wo sie es besaßen und es Anforderungen an sie selbst stellte, verwünschten. Hannart hatte dafür keine Weisung, glaubte aber im Sinne der habsburgischen Macht zu handeln, wenn er nun seinerseits zusammen mit Ferdinand an dem Regiment festhielt und sogar die Hälfte der Kosten für das Regiment und das Kammergericht auf den Kaiser nahm. Erzherzog Ferdinand schien ihm bei seiner Unerfahrenheit den Wünschen der Fürsten nach einem römischen Könige noch nicht zu entsprechen. Umgekehrt war Ferdinand sehr unzufrieden über Haltung und Ton Hannarts, beschwerte sich bei seinem Bruder in einem eigenhändigen Schreiben vom 11. Juli 1524 über die angebliche kaiserliche Instruktion, die in der Tat von Spanien aus verleugnet wurde, und erhielt das Versprechen genauer Untersuchung gegen Hannart.

Im übrigen lagen die wichtigsten Aufgaben Hannarts auf dem Gebiet der Außenpolitik, und hier hat Ferdinand, auch nachher noch, Hannart durchaus zu fördern gesucht. Als die Hauptsache erschien die Türkenhilfe für Ungarn. Denn Ende August 1521 waren Belgrad und Semlin türkisch geworden; der damals gefürchtete Fortgang des Vordringens nach Ungarn war vorübergehend aufgehalten durch die Sammlung aller Streitkräfte Suleimans auf die Eroberung von Rhodos, des letzten christlichen Stützpunktes in der türkischen Welt. Aber nach dem Fall der Johanniterfeste, kurz vor Weihnachten 1522, mußte man eine von steigender Geringschätzung der Christenheit getragene Wiederaufnahme des Vorstoßes an der Donau erwarten. So blieb die stattliche ungarische Gesandtschaft in Nürnberg nicht ohne Gehör. Das Verhältnis des Erzherzogs zu seiner ungarischen Schwester, die unmittelbare Gefährdung des letzten christlichen Königreiches vor der Reichsgrenze und damit

die Bedrohung Österreichs konnten schon zu einer eifrigen Thätigkeit anregen. Aber nur nach vielem Ach und Weh verstanden sich die Stände zur Bereitstellung der Hälfte der von ihnen schon in Worms bewilligten Romhilfe. Der Kurfürst von Sachsen meinte, eines Tages werde der Kaiser die in Worms verheißene Hilfe doch begehren; in Wahrheit war das nur eine der vielen Ausreden.

Dieselbe engräumige Gesinnung und zugleich ein sonderbarer Mangel an Stolz verriet sich in der kurzsichtigen Idee der Stände, gleichzeitig an den König von Frankreich und an den Kaiser eine Gesandtschaft zum Zweck des Friedens und der Sammlung aller Kräfte gegen die Türken zu entsenden; wobei sie sich auf die entsprechenden Bemühungen des Papstes beriefen. Hannart und Ferdinand stellten ihnen im April lange vergeblich vor Augen, daß die beste Sammlung in der Unterstützung ihres Kaisers liege und daß der geplante Schritt sich genau im Gegensinne auswirken würde. Ferdinand ging eines Tages noch weiter. Er sagte einigen Fürsten in lateinischer Sprache, daß er aus Pflicht gegen den Kaiser schlimmstenfalls etwas tun müsse, was ihm nicht lieb sei. Die gereizten Fürsten gaben das weiter an die Stände, und diese protestierten schriftlich. Ferdinand antwortete auch seinerseits schriftlich, zeigte sich befremdet über die Indiskretion und erläuterte seine Worte nun allerdings dahin, daß er als Statthalter des Kaisers ihnen als den Vasallen eine solche Botschaft verbieten würde — was sie erst recht erregte, da sie sich, wie Hannart sagte, behandelt fühlten *à la façon d'Espagne*. Wie oft sollte in späteren Jahren dieses Wort in Deutschland noch wieder klingen!

Hannart hatte nebenbei die delikate Mission, den kursächsischen Hof wissen zu lassen, daß man sich die früher versprochene Verbindung der Infantin Katharina mit dem Kurprinzen aus dem Kopfe schlagen möge. Ferdinand war in einer seiner Botschaften an den Kaiserhof seinerseits noch dafür eingetreten, die beiden Schwestern Eleonore und Katharina an deutsche Fürsten zu verheiraten. Dem Kaiserhof aber lagen nun schon spanisch-portugiesische Interessen näher.

Auch die Ehe der vierten Schwester spielte in die Nürnberger Verhandlungen hinein. Isabella von Dänemark erschien hier mit ihren drei Kindern für einige Wochen, Ende März bis Anfang April 1524, zu Besuch ihres Bruders mit der Bitte um Hilfe.

Christian II hatte es im Bereich der Nordischen Union bald mit allen verdorben. Mit den Schweden und Lübeck, wie wir schon gehört haben, zuerst. Dann mit den dänischen Ständen und entscheidend mit seinem Oheim Friedrich von Holstein, den er nach dessen Meinung um sein Erbteil bringen wollte unter Lösung Holsteins und Lübecks aus dem Reich. Ein letzter Versuch bei den

Ständen in Jütland brachte dem Könige seine bereits hoffnungslose Lage vollends zum Bewußtsein. Er rüstete zwar noch Kopenhagen zur Verteidigung, ging aber selbst mit Frau und Kindern am 14. April 1523 als landflüchtiger Mann in See. Mit etwas mehr als einem Duzend Schiffen und vier- bis fünfhundert Leuten begab er sich in die Heimat Isabellas und landete unter Aufgabe des ersten Planes, in die Südersee einzulaufen, mit Zustimmung des Admirals Adolf von Burgund in Vere auf Walcheren — für die Familie seiner Frau und die Interessen der Niederländer ein unerwünschter Gast.

Alle seine Bemühungen, hier für seine Heimkehr zu werben und zu rüsten, schlugen fehl. Der Statthalter von Holland, Hoogstraeten, lehnte ihn fast schroff ab. Auch Margarete, so rührend sie sich gegen die drei Kinder Hans, Dorothee und Christine erwieis, blieb politisch notgedrungen reserviert, denn es fehlte gerade noch, daß der in der Ostsee zunehmend aufblühende Handel der Niederländer durch Verbindung mit der Sache des bankerotten Königs mutwillig wieder zerstört würde. So gut wie alle Ostseemächte standen damals gegen ihn. Daß umgekehrt die Lübecker und ihre Verbündeten die Hilfe des Kaisers und der Niederländer für Christian II fürchteten, begreift sich; die Gefahr der niederländischen Konkurrenz wäre dann für sie in der Tat eine sehr große geworden. Aber sie täuschten sich über die Machtmittel des Kaisers und die bei allem Temperament doch sehr reale Klugheit der Regentin. Die Niederländer brauchten zu nötig Getreide und Holz von der Ostsee, als daß sie diese Dinge leicht genommen hätten. Dementsprechend fand der lübische Sekretär Paul vom Felde eine freundlichere Aufnahme als der König. Einzelne niederländische Häfen übten wohl Repressalien gegen die als Schutz der Blockade von Kopenhagen gedachte Schließung des Sundes. Aber das dauerte nicht lange.

Christian hatte auch mit England angeknüpft; er bekam nur schöne Worte. Noch weniger wurde etwas aus seiner Verbindung mit Schottland und Frankreich, von der man redete. Besseres erhoffte er von Norddeutschland, vielleicht von seinem Schwager, dem Kurfürsten von Brandenburg, oder seinen lutherischen Glaubensgenossen. Nach Hamburg war eine Tagung anberaumt, die auch der Papst und der Kaiser, Erzherzog Ferdinand und die Nachbarn beschicken sollten. Isabella versuchte es inzwischen, bei ihrem Bruder Ferdinand 20000 Gulden aufzunehmen. Die Stimmung ihr gegenüber war zurückhaltend, wenn auch nicht ohne Teilnahme. Ihren Mann lehnte man ab. Die Stände waren durch die gegen ihn gerichteten Anklagen Friedrichs von Holstein vorbereitet. Am 8. Juni 1523 hatten die Dänen diesen in Roskilde zum

Könige gewählt; er selbst schrieb an die deutschen Reichsstände unter dem 6. Januar 1524. Hannart erzählt, daß die Königin auf Fragen nach den Schandtaten ihres Gemahls würdig geantwortet habe. Andere aber hatten die Klagen bestätigt. Ferdinand entfetzte sich auch darüber, daß seine Schwester in Nürnberg das Abendmahl unter beiderlei Gestalt mit beging. Von hier aus ist wohl auch Luthers Kritik an Christians Begnern zu verstehen. Daß freilich deshalb die Nürnberger oder andere Glaubensgenossen der Königin das ersuchte Geld vorgestreckt hätten, vernimmt man nicht. Ein in seiner Persönlichkeit steckender Grundfehler Christians II war das Prahlen mit seinen Geldmitteln, was Fürsten und Kriegsobristen zeitweilig wirklich zu umfassenden Rüstungen veranlaßt hatte, und seine Gegner zu entsprechender Defension, an der holsteinischen Grenze wie in Lübeck. Aber alles brach um so haltloser zusammen, als offenbar wurde, daß der König in Wahrheit ein armer hilfsbedürftiger Mann geworden war.

Die Übergabe von Kopenhagen (6. Januar 1524) hatte sich nicht aufhalten lassen, und Christians II letzte Stütze in Dänemark war damit einstweilen zerbrochen. Als ein mißtrauisch betrachteter Emigrant lebte er mit seiner Familie in dem Städtchen Tier, in dem seither als „Hof von Dänemark“ bezeichneten Anwesen. Einige seiner Diener, wie der vom Niederrhein stammende Johann von Weeze, erwählter Erzbischof von Lund, und der Sekretär Cornelius Schepper traten später in kaiserliche Dienste. Die vielgeprüfte Isabella erlebte noch die Freigabe des Sundes und den Frieden zwischen den Niederländern und Hanseaten (Ende 1524), aber keine Rückkehr nach Dänemark. Am 18. Januar 1526 ist sie gestorben. Ihre Tante Margarete übernahm zum zweiten Male ein Haus von Waisenkindern.

Auch für Karl blieb die dänische Sache eine neue große Sorge. Er wollte die dynastischen Ansprüche seiner Familie in irgendeiner Form festhalten und ließ schon auf dem Verhandlungstage von 1524 von kaiserlicher Oberlehnherrschaft sprechen. Aber das machte nicht einmal den Hanseaten Eindruck, geschweige den Nordländern. Die Boten Margaretes verständigten sich im Interesse des niederländischen Handels noch „unter den Augen der kaiserlichen Vertreter“ mit deren dänischen Begnern, so daß schon jetzt mit peinlicher Deutlichkeit hervortrat, daß die wirtschaftlichen Wünsche der Erblande den Interessen der kaiserlichen Reichs- und Hansestädte unvereinbar gegenüberstanden.

Daß die deutschen Reichsstände die Wahl eines römischen Königs erwogen, ist angesichts der zunehmenden Beunruhigung der Lande nur zu verständlich. Denn es gärte in allen Ständen. Die Grafen, Herren und Ritter hatten den

Reichstag mit ihren Eingaben und Klagen bestürmt. Franz von Sickingen, in mehrfacher Hinsicht die modernste Erscheinung unter ihnen, ein Condottiere fast italienischen Stils, dem nur die reichen Auftraggeber fehlten, war aus dem kaiserlichen Dienst wieder ausgeschieden, ohne in seinen namhaften Restforderungen befriedigt zu sein. Er zog einen Schwarm erregter Ritter an sich und dazu Haufen von Landsknechten, die ihm wie früher zuliefen. Mit Huten zusammen beschäftigten ihn Pläne über die Einziehung des Kirchengutes zugunsten der wackeren Ritter. Es war sehr überflüssig, dabei von den Interessen deutscher Nation zu reden, und sehr mißbräuchlich, unter dem Titel „dem Evangelium eine Öffnung zu machen“ zu einem wilden Pfaffenkriege auszugehen, obwohl wir noch sehen werden, welche Rolle auch im formulierten Bekenntnis bald der Kampf gegen das geistliche Fürstentum spielen sollte. Nachdem Sickingen Herrn Richard von Greiffenklau, Erzbischof von Trier, im August 1522 die Fehde erklärt hatte, schlug er noch im September los. Nach der ersten Überraschung hielten sich die Bischöflichen. Dann kam Hilfe von den fürstlichen Genossen in Hessen und der Pfalz. Das Reichsregiment verurteilte die eine Selbsthilfe so gut wie die andere. Auch der Kaiser hatte Sickingen abgeschüttelt. Die Fürsten aber als die am meisten gesammelte Macht blieben siegreich. Die ritterlichen Häuser und Burgen wurden berannt und zerstört. Zuletzt der Landstuhl bei Kaiserslautern, wohin Sickingen sich zurückgezogen hatte. Als die Fürsten am 7. Mai 1523 die zur Ruine zertrümmerte und verbrannte Burg betraten, fanden sie den Sterbenden in einem Keller gebettet — das ergreifende Ende eines ganzen Standes, der sich in die Gegenwart nicht mehr finden konnte, soweit er sich nicht in den neuen fürstlichen Beamten- und Offiziersdienst einfügte.

Es ist hier nicht der Ort, die noch viel weiter um sich greifenden, unendlich vielgestaltigen, in ihren Wurzeln ebenso vielfältig genährten kleinbürgerlichen und bäuerlichen Bewegungen darzustellen, da der Kaiser sich nicht unmittelbar damit zu beschäftigen hatte; auch nicht anders von ihren Rückwirkungen betroffen wurde als durch die Verschärfung der Abwehrstimmung gegen die ketzerischen Bewegungen in den Niederlanden und in Österreich, sowie durch die Behinderung der Bewegungsfreiheit Ferdinands in Tirol, die den Venezianern nicht entging. Jede Formel, auf die man die Bewegung des sogenannten Bauernkrieges einseitig oder vorwiegend hat bringen wollen, ist unzulänglich. Es liegen wirtschaftliche, mehr noch soziale und gefühlsmäßige, in weitem Umfange auch politische Verhältnisse zugrunde. Die Auseinandersetzung mit den entstehenden Landesherrschaften übte auch hier einen nicht zu unterschätzenden Einfluß. Daß die allgemeine Stimmung der Nation, von der die Reformation

als Ganzes so gut Folge wie Voraussetzung genannt werden kann, an der Verallgemeinerung der Bewegung und der Formulierung der bäuerlichen Forderungen auf das Stärkste beteiligt war, kann einem Zweifel nicht unterliegen. Der Vergleich des deutschen Bauernkrieges mit der etwas älteren, ganz vorwiegend politischen Bewegung der castilischen Comuneros und mit der noch schärferen Germania in Valencia, in die auch Klassengegensätze hineinspielten, ist sehr lehrreich für das immerhin vorwiegend agrarische und primitiv religiöse Wesen der Bewegung in Deutschland. Hörte man im Jahre 1522 aus dem Elsaß schon von dem „Aufgang des Bunschuhs“, das heißt der Bauernsache, die dies Symbol der Bauerntracht auf ihre Fahnen setzte, so züngelten im Oberland noch im Laufe der Jahre 1523 und 1524 an manchen Stellen kleinere Erhebungen auf, um im Winter 1524/25 in die ganz Südwest- und Mitteldeutschland ergreifenden Unruhen einzuströmen. Kriegsgewohnte Landsknechte in den Bauernhaufen machten diese zeitweise furchtbar. Aber der Mangel an Führung ließ auch diese Erhebung vor dem entschlossenen Auftreten der Fürsten im ganzen Bereich von der Donau bis zum Mittelrhein zusammenbrechen. Es ist für unseren Zusammenhang wichtig, erneut festzustellen, daß die alte Stütze der bayerischen und habsburgischen Macht, der Schwäbische Bund, sich dabei als überaus wirksames politisches Instrument, auch zur Behauptung Württembergs bewährte — wirksamer als der Regensburger Konvent süddeutscher Bischöfe mit Bayern vom Juli 1524, den Karl im Herbst durch Ferdinand belobte.

Niederdeutschland war zur Zeit weder von der dänischen Sache noch von dem Bauernkrieg ernstlich in Mitleidenschaft gezogen. Auch die kriegerischen Wirren in den Niederlanden, vor den Toren des Bistums Münster, zuckten höchstens nach Ostfriesland hinüber. Noch weniger die religiösen Erregungen, an denen es in den Niederlanden so wenig fehlte, wie in dem übrigen Reich. Allerdings wütete der innere Krieg in den nördlichen Gebieten jahrelang auf das Entsetzlichste, aber aus anderen Gründen. In Friesland mußte die ganze Arbeit Herzog Albrechts in den Tagen Maximilians noch einmal gemacht werden. Aber die Energie des Georg Schenk von Lautenburg und des Josse von Crueninge wurde endlich der Lage und der unaufhörlichen Quertreibereien der Geldrischen Herr. 1522 konnte Dverysse, 1524 Friesland befriedet den Niederlanden wirklich einverleibt werden. Ungünstiger stand es um den alten französischniederländischen Grenzkrieg in Artois. Diese Grenzgebiete waren seit mehr als einem Menschenalter ebenso sehr der Schauplatz französisch-englischer Auseinandersetzungen, wie ein umstrittenes Glied von Burgund.

Damit kehren wir zu den europäischen Dingen zurück.

Wolseys staatsmännische Einsicht hatte seinem Lande den Frieden erhalten wollen. Das war ihm, wie wir gesehen haben, nicht gelungen. Der Krieg sollte aber wenigstens bis 1523 oder gar bis 1524 hinausgeschoben werden; so wollte es ja auch jener Staatsrat von Brügge. Die höfischen Feste und persönlichen Besprechungen der Monarchen und ihrer Umgebung scheinen das alles aber wieder über den Haufen geworfen zu haben. Gereizt durch das englandfeindliche Auftreten des Herzogs von Albany in Schottland, mehr vielleicht noch durch die gehobenen eigenen Stimmungen, hatte man den Krieg in Artois und Picardie noch im Herbst 1522 recht eigentlich wieder vom Zaun gebrochen. Englische Truppen unter Graf Surrey, und niederländische unter Büren, drangen nach vergeblicher Belagerung von Hesdin tief in das wehrlose Land ein, bis der Winter, Krankheiten und Verbrauch der Mittel das Heer zu ruhmlosem Rückzug zwangen — wirklich einer jener zwecklosen, schlecht überlegten und darum erst recht kostspieligen Kriegszüge dieser Jahre. Margarete hatte ihre liebe Not bei den Verhandlungen über die Kriegskosten mit den Ländern und noch mehr mit den Generalstaaten im Frühjahr 1523 zu Mecheln. Ihre zornige Energie wollte die Stände, insbesondere die widerstrebenden Städte von Brabant, mit Gewalt zwingen und beging dazu noch die Unvorsichtigkeit, über die Köpfe der hohen Herren vom Staatsrat weg zu regieren, was ihr früher und später bittere Auseinandersetzungen eintrug. Wolsey aber suchte aus dem französischen Krieg um so rascher wieder herauszukommen, als schon im September 1522 auch von Schottland aus ein auf den ersten Blick ernsthafter Angriff auf England erfolgt war. Dieser kam dann zum Stehen. Aber die Kriegslust Heinrichs VIII flammte alsbald wieder mächtig auf, als sich die Anzeichen dafür mehrten, daß der erste Pair von Frankreich, der Eroberer von Hesdin, der Connétable Karl von Bourbon, sich gegen seinen König erheben werde, um an der Seite von England und Spanien die Krone Frankreichs zu zerbrechen.

Der Kaiser in Spanien

Karl hatte sich inzwischen ganz seinen spanischen Königreichen zugewandt. Er sollte nun volle sieben Jahre, vom Sommer 1522 bis zum Herbst 1529, in Spanien weilen, und man pflegt zu sagen, daß er in dieser Zeit zum Spanier geworden sei. Das ist nur bedingt richtig.

Denn auch Spanien war von der burgundischen wie von der italienischen Kultur berührt und erfuhr diesen Einfluß täglich. Der Chronist Santa Cruz

gibt für den Anfang dieser spanischen Jahre eine sehr ausführliche Beschreibung von Karls äußerer Erscheinung, allen seinen Körperteilen in ihren Farben, Formen und Proportionen, das echte Erzeugnis dieses Zeitalters, das „die Welt und den Menschen“ entdeckt hatte, und sich, etwa in dem Buche des Firenzuola „Von der Frauenschönheit“, nicht am wenigsten an der formalen Wohlgestalt des menschlichen Körpers weidete und dabei mit einer überall bemerkbaren Wiederanknüpfung an die Gotik aus der sichtbaren Hülle auf die Seele zu schließen geneigt war. Karl war beim Betreten Spaniens von dem venezianischen Gesandten Gasparo Contarini mit der Hoffnung begrüßt worden, daß seine siegreichen Waffen eines Tages auch in Konstantinopel einziehen möchten; dieser nachdenkliche Renaissance-mensch wurde später als Laientheologe und Kardinal einer der Wegbereiter der Gegenreformation. Ein noch glänzenderer Vertreter der eben damals ihren Scheitelpunkt erreichenden Hochrenaissance, Baldassare Castiglione, der Verfasser des Cortigiano, der sich so gut mit Firenzuola wie mit Contarini berührte, sollte bald als päpstlicher Nuntius am Kaiserhof weilen. Es dauerte auch nicht lange, daß Karl zwischen die feingliedrigen maurischen Bauten von Granada, die wie Teile der Natur anmuten, das selbstbewußte Menschenwerk eines Renaissancepalastes setzte.

Der burgundische Ritter wurde also nach Schicksal und Umgebung auf dem Boden Spaniens fast zu einer Art Träger der Renaissance, gewiß gar nicht berührt von ihrem Heidentum, wohl aber von ihrer Steigerung alles Menschlichen, die in den heroischen Stil der Gegenreformation hinüberleitete. Die höfisch ständische Distanzierung des burgundischen Zeremoniells wurde nach Spanien übernommen, aber seine fröhliche Buntheit wich langsam einer gemessenen Feierlichkeit, wie denn schon Castiglione dem schwarzen Kleid der Spanier den Vorzug der Vornehmheit gab. Karl war nun mehr als Ritter oder Herzog oder Kaiser in dem formlos romantischen Sinne Maximilians. Seine Minister sprachen ihn an als *Sacra Caesarea Majestas*, als „Eure geheiligte kaiserliche Majestät“. Sie trugen selbst mit die Schuld an der Übersteigerung des monarchischen Selbstgefühls ihres Herrn, aber sie hatten noch soviel innere Freiheit, daß sie darüber klagten, ja, daß sie ihm selbst ins Gewissen redeten.

In seiner Umgebung hatte sich allerlei verändert. Der Hofstaat in seiner Umständlichkeit war geblieben, trotz des Wechsels der Personen. Nassau war noch da als erster Kämmerer an Stelle Chievres'; aber daß er, zum zweiten Male Witwer, jetzt unter altburgundischem Prunk mit Banketten und Turnieren eine vornehme Spanierin heiratete, Mencía Mendoza, Marquesa von Benete, deren

Vater wir schon in Valencia kennengelernt haben, darf als symbolisch für die innere Umbildung von Karls nächstem Kreise angesehen werden. Auch dieser Kreis baute sich nun neu aus burgundischen und spanischen, kaiserlichen und Renaissancezügen auf. Der in gotischer Bildhaftigkeit und italienischer Kaiserherrlichkeit denkende Gattinara wurde erst recht die charakteristische Figur des bei allen spanisch-burgundischen Elementen doch universell gearteten Hofes. Die Spanier selbst begannen, sich im Glanz des Kaisertums zu sonnen; überall findet man noch heute das große kaiserliche Wappen an den spanischen Gebäuden und Denkmälern.

Noch ein Letztes ist bemerkenswert. Der alte Turnierfreund Lannoy war schon im April 1522 nach dem Tode Cardonas (10. März) als Vizekönig für Neapel bestimmt; die anderen vornehmen Burgunder aber sind in ihrem Lande geblieben. Die spanischen Granden, die Mitglieder des Hochadels, der nach eingehenden genealogischen Prüfungen durch Karl auf zwanzig castilische Familien mit etwa fünfundzwanzig Majoratstiteln festgelegt wurde, standen in Ehren, wurden aber vom Rat ferngehalten. Dafür sind nun in der Umgebung des Kaisers der weniger selbstbewusste, aber viel leichter dem Fürstendienst und dem staatlichen Denken ergebene Kleinadel und das alte vornehme Beamtentum vorherrschend geworden. Wir werden bald einer geheimen Ratssitzung beizuhören, in der uns außer Nassau und Gattinara noch Charles de Poupet, Herr von La Chaulz, einer der ältesten Diener Karls, Gérard de Pleine, Herr von La Roche, Enkel eines altburgundischen Kanzlers, Laurend Gorrevod, den Margarete aus der Franche Comté mitgebracht hatte, und als einziger Spanier Hernando de Vega begegnen. Ein Deutscher war nicht darunter; überhaupt ist die angebliche Vertretung aller Länder im Staatsrat ein Irrtum. Als Sekretäre traten der Niederländer Lalemand, Seigneur de Bouclans, und der Spanier Francisco de los Cobos, der allerdings eine Mendoza heiratete, immer bedeutender hervor. Lalemand behauptete sich in seiner hohen Vertrauensstellung bis zum Spätherbst 1528, wo er unter dem Verdacht der Schädigung kaiserlicher Interessen plötzlich verhaftet wurde und ausschied. Cobos dagegen stieg zum Staatssekretär für Spanien und ersten Berater Karls in Finanzsachen auf.

Die Verfassungen von Castilien und Aragon waren, nicht nur im einzelnen, mannigfach verschieden. Die Cortes von Aragon bestanden aus vier Ständen und waren sogar nach den Teilreichen Aragon, Cataluña und Valencia verschieden; Karl gewöhnte sich daran, sie nicht einzeln in den Hauptstädten abzuhalten, sondern sie in Monzon an der Cinca, nordwestlich von Lerida, zusammen-

zufassen. Ihre Verhandlungen drehten sich zumeist um Geldbewilligungen und Gegenbitten der Stände; diese waren voll von Wiederholungen und sind im allgemeinen weniger lehrreich als umständlich, auch in ihrem schriftlichen Niederschlag. Die Cortes von Castilien, die uns früher näher beschäftigt haben, bestanden nur aus den Vertretern der 18 Cortesstädte, was dazu noch eine sehr ungleiche Beteiligung der einzelnen Landschaften bedeutete. Aber ihre häufigen Tagungen, die Bewilligung der schon früher gewünschten Tagegelder für die Abgeordneten, die Bestellung einer Deputacion der Cortes am Hofe für die Pausen zwischen den Cortes tagungen hielten doch den König in immer engerer Beziehung mit seinem Volke. Ihre Verhandlungen gaben Gelegenheit zur Darlegung der Gesichtspunkte, die Karl leiteten, auch in der auswärtigen Politik, und erfüllten die Spanier vollends mit den größten Vorstellungen von ihrer Weltmission. Demgegenüber bleiben technische Einzelheiten, wie die Ablösung der alten Alkabela durch die Kopfsteuer, das Encabezamiento und deren wechselnde Regelung untergeordnet.

Die königliche Verwaltung im Sinne eines Innenministeriums lag je bei dem Rat von Aragon und Castilien. Die Finanzverwaltung bei den Contadores mayores, den Großzahlmeistern, und dem Consejo de la hacienda, dem Finanzministerium. Die auswärtigen Angelegenheiten verblieben dem Kabinett, also dem Großkanzler und dem Staatsrat, im Grunde dem Kaiser persönlich. Denn auch der Staatsrat war nicht ein Außenministerium, sondern nur die engste Beratung des Monarchen, bei dem die Fäden des Gesamtreiches zusammenliefen. Dabei hatte sich Karl seit dem Tode Chievres' angewöhnt, auch die kleinen Angelegenheiten des Dienstes selbst in der Hand zu behalten, was seine Umgebung oft genug zur Verzweiflung brachte, da er weder ein rascher Arbeiter noch ein leicht entschlossener Mensch war. Seine Vertrauten, besonders im Goldenen Vlies, sollten das später noch oft an ihm rügen.

Ein dringender Wunsch der Spanier war längst die portugiesische Heirat. Seit Jahren verhandelte der Sekretär Barroso darüber in Lissabon. Seine Berichte sind deshalb von einer ermüdenden Eintönigkeit, weil er seit Jahren immer dasselbe sagen mußte: daß der König von Portugal, Don Emanuel, die Verbindung seiner Tochter Isabella mit dem Kaiser sehr wünsche, daß er auch, von Barroso fortwährend getrieben, zu der stattlichen Mitgift von einer Million Dukaten bereit sei, einen Teil sogar vor der Hochzeit zahlen wolle, daß es nur der nötigen Vollmachten bedürfe, natürlich auch der Lösung von Frankreich — wofür später die Furcht vor der englischen Bindung eintrat —, end-

lich, daß der König auch bereit sei, mit dem Abschluß zu warten, bis Karl nach Castilien zurückgekehrt sein werde.

Von der Königin Eleonore mußte der Gesandte viel Freundliches zu berichten. Im Juni 1521 war ihr eine Tochter geboren, aber schon am 13. Dezember verwitwete sie. Neben die Sorge um die Verbindung Karls mit Isabella war darüber diejenige einer Verbindung des jungen Königs mit der Infantin Katharina getreten, obwohl Barroso zunächst mit erschrecklicher Nüchternheit bemerkte, daß eine Verbindung der Königin-Witwe mit ihrem Stiefsohn vom Standpunkt der Versorgung aus wohl das beste und billigste sei. Von französischen Intrigen und der Verbindung mit Savoyen wird beiläufig erzählt. Wie konnte Karl jetzt, wo die englische Freundschaft scheinbar ihre tiefste Blüt erhalten hatte, das feierliche Verlöbniß mit der Prinzessin Mary ohne die allerdringendsten Gründe lösen? So wurde ein Hinausschieben in dieser wichtigsten dynastischen Frage zunächst die Lösung.

Die große Instruktion für La Chaulz nach Portugal vom Frühjahr 1522 enthielt wohl die Bitte Karls an den jungen König, einstweilen nicht über seine Hand zu verfügen und womöglich in das große Bündnis mit England, Dänemark und den Jagiellonen gegen die Türken einzutreten; aber nur in der Entschuldigung für seine enge Bindung an England wegen Sicherung seiner Überfahrt lag eine leise Andeutung des Wunsches nach seiner eigenen Verbindung mit Portugal. Außerdem ließ Karl seine Schwester Eleonore gelegentlichst empfehlen als diejenige, die er „am meisten auf dieser Welt liebe“.

Das nächste Anliegen der spanischen Regierung mußte die Vereinigung der im wesentlichen überwundenen inneren Unruhen sein. Am 2. November 1522 verkündete Karl in Valladolid in pomphafter Schaustellung sein Urteil über die Vorkämpfer der Comuneros. Er lasse Milde walten, sagte er, aber 290 namentlich aufgeführte Schuldige seien noch dem Arm der Gerechtigkeit zu übergeben. Soeben waren in Palencia sieben Mitglieder der Heiligen Junta hingerichtet. Früher und später wurden jedoch dem Könige Milde und Gnade empfohlen, er machte auch davon Gebrauch, zeigte aber grundsätzlich auf dem Gebiete der Rechtspflege dieselbe Peinlichkeit, die wir an ihm in den Niederlanden bei anderen Dingen beobachtet haben.

Im übrigen redete man darüber, daß bei den vielen Vornehmen und Begüterten unter den Verurteilten der Staatschatz aus den Konfiskationen einen ungeheuren Gewinn haben werde. Das Unheimlichste blieb, daß die Vollstreckung vielfach unbestimmt hinausgeschoben wurde; viele der Excepuados weilten im Auslande; Barroso verhandelte darüber in Portugal;

ein Kundschafter Gattinaras in Frankreich mußte nach Pedro Lago, Hernando de Avalos und Juan de Mendoza fragen. Nach Jahr und Tag begann man aber, ihnen die Begleichung der politischen Schuld durch Abfindung zu gestatten. Aus Konfiskationen wurden im übrigen auch die Opfer der Unruhen entschädigt.

Im Aufstandsgebiet der Germania tauchte infolge der Zwangstaufen an den Moriscos die alte Frage der Rückfälle in den Irrglauben und somit die Notwendigkeit ihrer endgültigen Bekehrung wieder auf. Hier waren also so gut die Empörer wie ihre Opfer der Justiz zu überweisen. Diese Doppelaufgabe furchtbarer Art legte Karl nach langem Zögern im Dezember 1523 in die Hände der Königin-Witwe Germaine, die einst den Markgrafen von Brandenburg geheiratet hatte und nun Bizekönigin von Valencia wurde an der Seite ihres dritten Gemahls, Don Fernando de Aragon, Herzogs von Calabrien. Im Januar 1524 erfolgten hier wirklich ausgedehnte Verhaftungen und Hinrichtungen. Aber die Beilegung der Kämpfe mit den aufständisch gewordenen Moriscos, die sich zum Teil in unwirtliche Waldreviere zurückgezogen hatten, ging blutig und erregend noch durch Jahre.

Adrian und Italien

Adrian von Utrecht hatte Spanien als Papst verlassen. Wir erinnern uns an den besonders herzlichen Gedankenaustausch zwischen Lehrer und Schüler, der nunmehr Papst und Kaiser dauernd zu verbinden schien. Indessen erschwerte die Gewissenhaftigkeit des Kirchenfürsten das politische Zusammengehen mit dem Kaiser gegen andere Glieder der Christenheit. Es war zu fürchten, daß Adrian einer Fortführung der italienischen Politik Leos X wenig Verständnis entgegenbringen würde, zumal angesichts der Türkennot.

In der Tat begann bald in der großen Politik ein eigentümliches Wechselspiel zwischen den Vordergrunds- und den Hintergrundsfiguren der Weltbühne. Im Vordergrund agierten Papst und Kaiser in heroischer Haltung; der Papst sehr moralisch, auch der Kaiser im Vollgefühl seines Rechtes, da er sich in den italienischen Krieg gegen Frankreich recht eigentlich als Bundesgenosse des letzten Papstes mit hineingetrieben fühlte. Durch La Chaulz verlangte er die Erneuerung des Bündnisses; Adrian glaubte das nicht verantworten zu können.

Im Hintergrunde der unruhige Kampf um Mailand und seine Rückwirkung auf das Kardinalskollegium und die Staaten. Wir haben bisher von den tieferen Zusammenhängen dieses Kampfes noch kaum gesprochen, müssen deshalb hier nachholen, daß der Kampf um Mailand mit demjenigen um Neapel vom Jahre 1494 an in unlöslichem Zusammenhange stand. Lodovico il Moro von Mailand hatte einst den Zug Karls VIII gegen Neapel so sehr gefördert, weil sein Nefte, der legitime Erbe von Mailand, als Schwiegerohn Alfonsos von Neapel gerade von hier aus Beistand erwarten durfte. Inzwischen hatte sich Ferdinand von Aragon als glücklicherer Konkurrent an der Abwicklung des neapolitanischen Bankerotts beteiligt, und Ludwig XII von Frankreich sich dafür als später Nachkomme einer Visconti durch Mailand entschädigt. Dieses aber war Lehen des Reichs und spielte deshalb in der französischen Politik Maximilians dauernd eine wichtige Rolle. Wir erinnern uns des Lehnaktes von Hagenau 1505 für Ludwig XII, Karl und Claudia. Überdies war sich das ganze italienische Staatensystem durch die Einfälle der französischen Könige sowohl seiner Schwäche, wie seines natürlichen Zusammenhanges bewußt geworden; das Papsttum, Venedig und die kleineren Mächte begriffen, daß die erfolgreichen Einfälle großer Potentaten ihnen allen das Leben kosten konnten. Mehrfach wurden die Franzosen aus Italien wieder verdrängt, stets aber nur, nachdem man die andere Großmacht, Spanien, mit in das Bündnis gezogen hatte. Das war vor allem 1512 mit der Auswirkung geschehen, daß gegen die auf Frankreich gestützte Volksherrschaft in Florenz mit spanischer Hilfe das Haus Medici wiederhergestellt wurde.

Eben deshalb bedeutete es ein Abweichen von der natürlichen Gruppierung, daß Leo X Medici sich dem Sieger von Marignano 1515 ergeben hatte, und insofern war es nur natürlich, daß er nach der Kaiserwahl die Möglichkeit eines Bündnisses mit Karl V ergriff, um die Franzosen wieder aus dem Besitz von Mailand zu verdrängen. Es bedeutete die letzte Freude seines Lebens, daß die alliierte Armee unter Colonna und Pescara am 19. November 1521 in Mailand einmarschierte — nicht nach besonderen Heldentaten, sondern weil sich die französischen Truppen demoralisiert zeigten, und die Mailänder ihrem angestammten Herrn, Francesco Sforza zustrebten.

Nach dem Tode Leos X hörten aber die Geldzahlungen an die Armee auf, Lautrec faßte sich wieder, und die Schweizer, erregt über allerlei innere Vorgänge und von Frankreich sehr klug und großartig behandelt, rüsteten ein Heer zur Wiedergewinnung Mailands. Auch in Rom und sonst in Italien schien die Furcht vor einem an der Seite Adrians übermächtigen spanischen Kaiser

verbreitet. Zusammen mit seinen Schweizern und Venezianern zog Lautrec wieder vor Mailand. Aber auch deutsche Landsknechte unter Georg von Frundsberg waren im Anmarsch. Jetzt geschahen wirklich einige bedeutende Operationen zwischen Mailand und Pavia. In ihrem Verlauf gewann Colonna eine feste Position im Park von Bicocca. Die Schweizer unter Albrecht von Stein und Arnold Winkelried drängten ungestüm zum Angriff; „wir wöllint dran“, schriegen sie. Gegen die Überzeugung Lautrecs kam es am 27. April 1522 zum Sturm auf die Spanier und die deutschen Landsknechte. Von Mailand aus wurde rechtzeitig eingegriffen und der französische Ansturm vollends zum Erliegen gebracht. Es war die erste große und blutige Schlacht dieser Jahre, der erste ganz große Erfolg deutscher Landsknechte, sogar gegen die Schweizer. Lautrec zog sich nach Frankreich zurück, Lescun versuchte wenigstens einige Plätze im Mailändischen zu halten. Aber fast selbstverständlich war dem Ereignis von Bicocca auch die Einnahme von Genua durch Pescara und Colonna gefolgt, am 30. Mai 1522. Ein Entsatz durch Pedro Navarro mit französischen Schiffen scheiterte, er selbst und der Doge Fregoso wurden gefangen. Antonio Adorno wurde wieder Doge von Gnaden des Kaisers.

Was war natürlicher, als daß Karl im Sommer und Herbst 1522 gar nicht begreifen wollte, daß gerade jetzt sein alter Freund Adrian keinen Anteil zu nehmen schien an seinen Triumphen, auch nicht an seinen Sorgen, während der Papst mit seinen im besten Sinne pastoralen Ermahnungen zum Frieden, zum Entgegenkommen in Navarra und in Italien, bei Karl nur immer bittere Enttäuschungen auslöste. In beweglichen Worten legte ihm der Papst seine Kummernis wegen des Vordringens der Türken zu Wasser und zu Lande ans Herz, warb für die Freigabe des Pedro Navarro zur Vermittlung mit Frankreich, verteidigte sich gegen den Vorwurf, daß er den König von Frankreich so lieb habe wie den Kaiser, und wunderte sich über die angeblich unverföhnliche Haltung von England. Als er dann im neuen Jahre von dem Fall von Rhodos erfuhr, kannte sein Ingrimm über die Haltung der Christenheit keine Grenzen mehr, und seine Vorwürfe wurden jetzt auch maßlos in der Form.

Der Kaiser schien immer betretener. Auf den letzten Tadel zu antworten, hielt er nicht für angemessen. Er beauftragte seinen Gesandten, den Herzog von Cessa, nur zu mündlicher Zurückweisung. Zwischendurch, am 10. Januar 1523, faßte er noch einmal seine Meinung eindrucksvoll dahin zusammen, daß nicht er, sondern Frankreich der Unruhmstifter in der Christenheit sei, daß Frankreich höchstens zu Anfang dieses Pontifikats, als man allgemein erwartete,

der neue Papst stehe auf seiten des Kaisers, ein gewisses Entgegenkommen gezeigt habe. Nachdem aber der Papst mit seinen Friedensvorschlägen hervorgetreten sei, vermute der König ganz natürlich, daß der Kaiser dergleichen brauche, und so werde er vollends überspannt in seinen Forderungen; ja, der König werde den Krieg in Italien gerade darum mit erneuter Kraft beginnen, und dieser Krieg werde schlimmer sein, als alle früheren und den Türken die erwünschte Gelegenheit geben, weiter in die Christenheit einzubrechen. Er bedauere deshalb die angeborene Güte des Papstes, „denn es ist klar, daß, wenn Eure Heiligkeit dem Könige von Frankreich offen erklären würden, daß Sie sich auf keinen Fall von dem Kaiser trennen könnten, ja, daß die beiden höchsten Gewalten der Christenheit unter allen Umständen zusammengehörten, und daß man Eure Heiligkeit auch zur Verteidigung Italiens an unserer Seite finden werde, da Sie darin Ihre Pflicht als Hirt und Vater erfüllten, so ist kein Zweifel, daß dann der König von Frankreich, und nur dann, zu gerechten und vernünftigen Bedingungen bereit sein wird. Wir bitten Eure Heiligkeit in Ihrer großen Klugheit, das alles wohl zu bedenken, bevor es zu spät ist“.

Es war zu spät. Denn zu allem Überfluß sollte der Papst an Frankreich eine herbe Enttäuschung erleben, aber erst einlenken, als schon viel verloren war. Franz I beteuerte im Gegensatz zum Kaiser neuerdings sehr laut seinen Friedenswillen. Während das Haupt der Kaiserlichen, der Kardinal Medici, grollend in Florenz saß, schien der Führer der französischen Kardinäle, Coderini, den entscheidenden Einfluß zu besitzen, bis eines Tages Medici in den Besitz von Briefen Coderinis gelangte, aus denen sich eindeutig ergab, daß dieser einflußreiche Kuriale unter trügerischem Schein der eigentliche Träger französischer Kriegspolitik war, daß er auf das persönliche Eingreifen Franz' I in Oberitalien drängte und es durch eine Verschwörung in Sizilien unterstützen wollte. Adrian war besonders erbost, daß ein Kardinal der römischen Kirche verräterisch seine heißen Friedensbemühungen so freventlich durchkreuzte und ihn, den Papst, trotz seiner gebliffentlichen Neutralität noch als Parteigänger des Kaisers hinstellte. Er ließ den Kardinal sofort verhaften und in der Engelsburg festsetzen. Am 30. April verkündete er einen allgemeinen Waffenstillstand in der ganzen Christenheit auf drei Jahre. Karl, der mittlerweile, sei es in der Hoffnung auf verstärkte päpstliche Zuwendungen, sei es aus der Einsicht in die eigene Lage, auch seinerseits Friedenserbietungen gemacht hatte, trug den Gewinn davon. Die päpstliche Freundschaft wurde ihm nun wieder offen zugewandt, und er erhielt außer anderen Verleihungen am 3. Mai die sehr wichtige Vereinigung der drei Großmeisterchaften von Santiago, Alcantara und Calatrava mit der Krone.

Gleichwohl war die Lage des Kaisers nichts weniger als glücklich. Aus allen seinen Reichen kamen bedenkliche Nachrichten, und nirgends gab es Geld. Da er alles selber machen wollte, Finanzen, Kriegführung, Personalien und, wie La Roche im Januar 1523 der Erzherzogin Margarete klagte, von keiner Seite Rat annahm, sondern verfügte, „wie Gott es ihm gerade eingab“, so blieb natürlich vieles liegen, anderes ohne die nötige Überlegung. Die Franzosen besaßen noch immer die Kastelle von Mailand, Cremona, von Suenterrabbia und Hesdin. Nun schien es allerdings im Februar, daß wenigstens das Kastell von Mailand zur Übergabe reif wurde. Für diesen Fall erging an Colonna die Weisung, es möglichst in den Händen des Kaisers zu halten. Die Weisung kam glücklicherweise zu spät, und Colonna verhehlte dem Kaiser nicht, daß der Eindruck einer kaiserlichen Befehung auf die Venezianer sehr ungünstig gewesen wäre, zumal man gerade sie gegen die Franzosen gewinnen wollte. Noch mehr hätte sie Francesco Sforza stußig machen müssen.

Die Frage der Befehung Mailands sollte darüber hinaus ein Mittel zur politischen Erziehung des Kaisers werden, da sie Gattinara zu einer erstaunlich freimütigen Denkschrift anregte, die den Kaiser aus seinen Träumen erwecken und ihn bestimmen sollte, Italien nicht unmittelbar, sondern durch Anerkennung bestehender Rechte nur um so sicherer zu beherrschen. Der Kanzler sah im übrigen noch deutlicher, als es La Roche der Erzherzogin zu sagen wagte, in dem zur Schau getragenen Hochmut des Kaisers die noch nicht überwundene innere Unsicherheit.

In seiner Art begann er mit dem Worte des Psalmisten, die Sorgen um das Haus des Herrn verzehrten ihn. Eben deshalb leide er schwer unter der Unübersichtlichkeit der Geschäfte, zumal das einmal Beschlossene ja doch nie ausgeführt würde. Der Kaiser wolle offenbar seinem Großvater Maximilian nachfolgen, der bei aller seiner reichen Begabung so unschlüssig war, daß man ihn den schlechten Gärtner nannte, da er die Früchte nie zur rechten Zeit erntete. Gewiß bestand damals, gab der Kanzler zu, wie jetzt, der Mangel an Geld, aber eben hier sei deshalb einzusehen, insofern nun endlich eine Übersicht über Einnahmen und Ausgaben gemacht werden müsse, wie es das Gutachten des Alonso Guttierrez vorsehe. Die Zentralisierung sei besonders in diesem Punkte unumgänglich. Neue Hilfsquellen würden vielleicht die Cortes erschließen, aber jede Versammlung der Cortes sei daneben auch dazu da, die Herzen der Untertanen zu gewinnen. Er wolle gern eine Proposition entwerfen, die, in gutem Castilianisch vorgetragen, von einigen freundlichen Worten des Kaisers selbst begleitet sein müsse. Im übrigen könne man große Politik auch treiben mit

wenig Geld, wenn man nur den Glauben erwecke, daß man umfassende Rüstungen vorbereite. Genua und Mailand ließen sich außerdem ohne erhebliche Kosten halten. An ihnen hänge allerdings der Besitz von Neapel und Sizilien, sowie der Respekt der Venezianer. Von dieser festen Stellung in Italien aus aber könne man den Türkenkrieg großen Stils leisten.

„Nur, Sire, muß ich Euch um Gottes willen bitten, daß Ihr weder im Rat noch außerhalb, weder im Scherz noch im Ernst, überhaupt auf gar keine Weise vor Eurer Anwesenheit in Italien verlauten laßt, daß Ihr die Absicht habt, das Herzogtum Mailand in eigenen Besitz zu nehmen; deshalb auch die Kastelle nicht in die Hand der Spanier, überhaupt nicht aus dem Besitz des Herzogs gebt. Man darf von solchen Dingen auch noch so geheim nicht reden, denn die Wände haben Ohren, und die Diener reden weiter. Wenn Ihr später im Lande seid und alles überblickt, und es dann etwa doch für gut findet, das Herzogtum selbst in die Hand zu nehmen — dann, aber nicht eher, werde ich Euch Mittel und Wege dazu eröffnen. Man darf in diesen Fragen Don Juan Manuel nicht folgen, denn er versteht sich nun einmal nicht auf italienische Dinge.“ Wenn der Kaiser die Geschäfte gehen lasse wie bisher und täglich vom lieben Gott Wunder erwarte, dann müßte er bitten, ihn aus der Sorge um die Finanzen und die Kriege zu entlassen, damit er nicht die Mitschuld trage an dem Verkehren, das täglich geschehe. Andernfalls freilich wolle er im Dienst ausharren, bis er eines Tages den gekrönten Kaiser auf seinem Thron erblicke und sagen könne: *Nunc dimittis servum tuum, domine.*

Gattinara arbeitete mit vorbildlicher Hingebung. Es ist erstaunlich zu sehen, daß die zum Teil sehr umfangreichen Konzepte in allen wichtigen Angelegenheiten von seiner eigenen feinen Humanistenhand stammen. Ob er als Herrscher nicht auch Fehler gemacht haben würde, läßt sich nicht beantworten. Sicherlich vermied er sehr viele Torheiten seiner Vorgänger in der Beratung des Fürsten und in der Führung der Geschäfte. Entsprechend dem Rat seiner Denkschrift entwarf er eine Proposition für die Cortes, die im Juli 1523 zu Valladolid zusammentraten, und leistete schon damit einen wesentlichen Beitrag zur inneren Verschmelzung der Politik seines Herrn mit den Stimmungen dieses Landes.

Die Thronrede anerkannte die Mißgriffe der früheren Regierung, schob sie auf die Jugend des Herrschers, auf die Landfremdheit und den Mangel an staatsmännischer Einsicht bei seinen Ministern. Echt humanistisch ließ er den Kaiser seine Vorbilder suchen bei Alexander, Cäsar, Trajan und Titus. Er erklärte den Frieden für das höchste Gut auf dieser Erde, unterließ es auch

nicht, die Charakteristik der Gegner des Kaisers den spanischen Begriffen anzupassen. Der König von Frankreich begünstigte die Lutheraner. Den Verlust von Suenterrabbia empfinde der Kaiser als eine Kränkung der Ehre Spaniens und seiner selbst. Franz I begünstigte auch die Türken, während doch in dem Eintreten für den reinen christlichen Glauben die vornehmste Aufgabe des Herrschers liege. Da nun Gott Seiner Majestät die höchste Würde dieser Welt verliehen habe, das römische Kaisertum, so werde sie alles an die Verteidigung des heiligen Glaubens setzen, die eigene Person und alle Machtmittel; auch die christliche Religion und den Gottesdienst hier wie überall angelegentlich pflegen. Denn die spanischen Reiche seien nun einmal das Haupt und das vornehmste Glied aller seiner Herrschaften. Als Aufgabe der Cortes aber betrachte er im besonderen die Neuordnung des königlichen Rates, die Revision der höchsten Gerichte, die Tilgung der Schulden, die über eine Million Dukaten betrügen, den Rückgewinn von Suenterrabbia, Vorkehrungen gegen Türken und Mauren — das Meer zu reinigen von diesen räuberischen Hunden und der ganzen Christenheit den Frieden zu geben. „Die Hand Gottes ist über Seiner Majestät, der er Reiche und Siege verliehen hat. Sie wird auch mit den Spaniern sein, ihnen Frieden und Ehre in dieser Welt zu gewinnen vor allen Nationen der Christenheit.“

Der auf diesen Cortes als Prokuratoren der Städte hauptsächlich vertretene kleine Adel zeigte die größte Ergebenheit. Forderungen und Antworten spiegeln die Tagesfragen der Verwaltung, der Justiz und der Finanzen. In der gesamten Stimmung haben sich gerade diese waffenfrohen Schichten immer enger an das weltbeherrschende Königtum von Castilien angeschlossen, für sie selbst eine neue Vergewisserung ihrer höheren Berufung.

Im Hochsommer 1523 schienen die Dinge noch einmal unter der Führung von Kaiser und Papst wirklich diese gottgewollte Richtung nehmen zu sollen. Die Gefangensetzung des Kardinals Soderini hatte den König von Frankreich derartig erregt, daß er sich zu einem Pamphlet gegen den Papst hinreißen ließ, das in Jahrhunderten seinesgleichen suchte. Er bedrohte den Papst mit dem Schicksal, das sein Vorgänger Philipp der Schöne dem Papste Bonifaz VIII bereitet hatte, unter Aufzählung aller Verdienste des französischen Königtums gegenüber den Päpsten seit den Tagen Pippins. Die Päpste hätten stets in Frankreich den Rückhalt gefunden gegen die Übermacht des Kaisers. Er rühmte seine stete Friedensbereitschaft, reklamierte freilich in demselben Atemzuge Mailand für Frankreich. Er spottete über den geplanten dreijährigen Waffenstillstand und über die gleichzeitigen Bewilligungen des Papstes an seine Gegner.

Die Erinnerung aber an das Schicksal Bonifaz' VIII begleitete er mit den frivolen Worten „Eure Heiligkeit werden sich in Ihrer Klugheit danach zu verhalten wissen“.

Das Schriftstück ist einer jener Zornesausbrüche, die eine Lage unendlich zu verschlimmern pflegen. Trotzdem zögerte der Papst mit der Antwort noch aus Furcht vor einem Anschluß Frankreichs an die lutherische Ketzerei. Als aber Franz I alle Geldzahlungen nach Rom sperrte und damit wirklich die Politik Philipps des Schönen erneuerte, riß auch dem übergewissenhaften Papst die Geduld. Es kam zu entscheidenden Besprechungen mit Karl von Lannoy in Rom.

Der Papst rief auch die Hilfe Heinrichs VIII an. Während der Kaiser, England, Erzherzog Ferdinand und Venedig am 29. Juli in aller Stille ihr Bündnis zum Abschluß brachten, kam am 3. August das Bündnis derselben Machtgruppe mit dem Papst, dem Herzog von Mailand, dem Kardinal Medici für Florenz, mit Genua, Siena und Lucca zur Abwehr der Franzosen zustande. Eine neue heilige Liga! Das gemeinsam aufgestellte Heer, für das allein der Papst monatlich 15000 Dukaten zahlen wollte, wurde auf seinen Wunsch Karl von Lannoy unterstellt. Damit war man am Ende dieses Pontifikats idealer aber fruchtloser Bestrebungen wieder genau an dem Punkte, an dem man zu Ende der Regierung Leos X und Julius' II gestanden hatte.

Das Bündnis war die letzte politische Handlung Adrians VI. Er kränkelte, und seine Nerven waren den Aufregungen des letzten halben Jahres nicht mehr gewachsen. Am 1. September empfing er den aus Rhodos verdrängten Großmeister des Johanniterordens, Lillo d'Adam — es war wie ein Abschied von seinem irdischen Lieblingsgedanken. Vierzehn Tage später erlöste ihn der Tod.

Das Abenteuer Karls von Bourbon

Politische Erziehung des Kaisers. Papst Clemens VII

In die auf- und abwogenden Stimmungen des Kaiserhofes während dieses Frühjahrs und Sommers 1523, wo sich die tiefsten Sorgen mit den kühnsten Hoffnungen ablösten, fiel, ähnlich erregend wie in England, jene Nachricht von der geplanten Erhebung des Herzogs Karl von Bourbon gegen seinen König. Ein Vertrauter des Kaisers, Adrian von Croy, Herr von Beaurain, hatte mit ihm als Befehlshaber der französischen Truppen über die Freigabe seiner in Hedin mitgefangenen Mutter verhandelt und dabei die tiefe Unzufriedenheit

des Connétable über den König kennengelernt; es handelte sich um dessen Ansprüche auf die nach dem kinderlosen Tod von Bourbons Gemahlin Susanne de Beaujeu vertraglich der Krone, genauer Luise von Savoyen heimgefallenen Lehen. Der Connétable stand gegen seinen König. Man befand sich in Europa überall auf der Scheide zwischen den Zeiten, in denen der hohe Adel sich trotz aller Lehnformen dem Landesherrn gleichberechtigt und handlungsfrei fühlte, und denen einer geschlossenen Staatsauffassung, die eine solche Felonie als gemeinen Landesverrat betrachtete.

Bourbon täuschte sich und seine Freunde darüber, daß diese Auffassung in Frankreich ganz offenbar schon im Durchdringen war. Die politische Haltung der alten Herzöge von Burgund mit ihrer starken Verwurzelung in den deutschen Reichslehen, oder die späteren Bündnisse protestantischer Reichsfürsten mit Frankreich, kann man mit diesem lediglich aus privaten Motiven genährten Verhalten Bourbons nicht vergleichen. Ihm lag höchstens jene unverwüßliche vorstaatliche Lebensanschauung ungezügelter Herrentums zugrunde, das sich einer in Rechtsform gegebenen Machtentscheidung nicht fügen wollte. Bei den Höfen aber, die ihm in erstaunlicher Weise so bereitwillig Gehör schenkten, wirkte wohl die Autorität der ererbten Titel, und auch diese so stark nur unter der ohnehin aufs äußerste gespannten Hoffnung, dem völlig umklammerten Königtum der Valois durch eine Empörung im eigenen Lande das Ende zu bereiten. Daß dieser verräterische Grandseigneur, losgelöst von seinem Heimatboden, sehr wenig bedeutete, daß dagegen zur Vernichtung eines Königreiches sehr viel mehr gehörte als ein solches Abenteuer, scheinen sich die klugen Staatsmänner dieser ritterlichen Fürsten nicht klargemacht zu haben; oder sie sind gegen die Turnierstimmung ihrer Herren nicht aufgekomen.

Die Verhandlungen mit Bourbon spielten länger als ein halbes Jahr, ehe sie zum Abschluß kamen, und waren ebenso sehr begleitet von überschwenglichen Erwartungen, wie von Maßregeln eines unausrottbaren Mißtrauens, auch zwischen den beiden Höfen von Madrid und London. Anfang August konnte Louis de Flandres, Herr de Praet, kaiserlicher Gesandter in England, den Abschluß melden. Nach einem Vertrage vom 4. August verbanden sich der Kaiser, England, Erzherzog Ferdinand und Bourbon; sie verpflichteten sich alle, nichts ohne einander zu tun. Der Anspruch Englands auf die Krone Frankreich und auf die Lehnshulde Bourbons wurde erneut angemeldet, aber zu des Kaisers Entscheidung gestellt. Im übrigen soll Bourbon eine der Schwestern des Kaisers heiraten, in erster Linie Eleonore. Der Kaiser wird spätestens bis Ende August mit einer starken Armee auf Narbonne marschieren; außerdem

10 000 deutsche Landsknechte aufbieten, die ausschließlich Bourbon zur Verfügung stehen werden; der König von England gleichfalls im Laufe des August mit guten Truppen an der Küste der Normandie landen. Der Kaiser und England zahlen 100 000 Dukaten für die Truppen. Bourbon schien zu nichts verpflichtet als zum Verrat. Die Vereinbarungen waren zunächst zwischen Beauvain und Bourbon formlos getroffen; jetzt sollten sie alle Beteiligten binden.

Für Frankreich ließ sich die Lage auf den ersten Blick sehr gefährlich an; ebenso hoffnungsvoll für die Alliierten, hinter denen gerade jetzt das italienische Doppelbündnis stand.

Indessen, der großartige Empörer saß einstweilen still auf seinen Gütern im Gebiet von Forez westlich der oberen Loire. Von irgendeiner starken Anhängerschaft im Lande war keine Rede. Der König von Frankreich, dem längst Gerüchte zugekommen waren von Bourbons lichtscheuen Verhandlungen, traf sich mit ihm ohne Erfolg. Bourbon stellte sich krank, gab vor, dem Könige nach Italien folgen zu wollen, und blieb zunächst unbehelligt. Erst als über seinen Verrat gar keine Zweifel mehr bestehen konnten, wurde sein Gebiet umstellt. Doch entkam er als einsamer Flüchtling in abenteuerlicher Vermummung. Aber auch sonst wurde nichts erreicht, da die gewaltigen Pläne ganz miserabel vorbereitet waren. Das deutsche Landsknechtsaufgebot unter den Grafen Felix Werdenberg und Wilhelm Fürstenberg war zeitig zur Stelle und stieß an der oberen Marne bis Chaumont vor — es war ein Stoß ins Leere, da ihnen wider Erwarten niemand die Hand reichte. Ebenso blieb der englisch-niederländische „Vorstoß auf Paris“, der wirklich bis Compiègne gelangte, wie im Vorjahr, in einem sinnlosen Verwüstungsfeldzug stecken. Aus Karls spanischer Unternehmung gegen Südfrankreich ist ebensowenig etwas Rechtes geworden; es war unter diesen Umständen auch gleichgültig, daß er viel zu spät kam. Der Connétable von Castilien rückte nur eben über die Grenze von Navarra bis Sauveterre in das Béarn vor, um dann nach Fuenterrabba zurückzukehren.

Vielleicht war es die Beschämung über die Kläglichkeit dieser Leistung, die Karl noch im Oktober 1523 seinem „Bruder und Freund“ Bourbon sehr gnädig schreiben und ihm durch Bissy 100 000 Kronen zukommen ließ. Man mußte es sich auch gefallen lassen, daß ein Diener Bourbons, Jean de l'Hospital, noch Ende Dezember genau so prahlerisch wie sein Herr von der Angst des Königs von Frankreich schrieb, der seine Truppen von allen Seiten ins Land gezogen habe; daß die Bevölkerung von Toulouse nur auf den fremden Herrn warte und daß die Landsknechte ruhig hätten auf Paris marschieren sollen, da ihnen kein Widerstand begegnet wäre.

Am Kaiserhofe in Pamplona, wo man der Pyrenäenarmee einigermaßen nahe war, herrschte denn auch in diesem Winter nach dem Tode Adrians und bevor man noch von der Wahl und den Absichten des neuen Papstes Näheres wußte, eine ziemliche Niedergeschlagenheit. Gattinara benutzte sie, um die politische Erziehung seines Herrn fortzusetzen, an der Hand einiger wichtiger Punkte der inneren und äußeren Staatsregierung. Karl wünschte dazu weitere Ausführungen seiner geheimen Räte, die auch erfolgten, und uns nun wirklich die seelischen Hintergründe des Geschehens und die allgemeinen Nöte der Staatsleitung einigermaßen enthüllen. Die Räte gaben einzeln ihre Voten französisch, nur Hernando de Vega spanisch; am Rande stehen die meist kurzen Verfügungen des Kaisers.

Gattinara begann mit einer Verbeugung vor dem jungen Herrn: „Wenn Eure Majestät zu allen Ihren herrlichen Gaben auch noch die Weisheit Salomos besäßen, so könnten Sie doch nicht alles allein machen.“ Gott der Herr befahl Moses, zu seiner Entlastung Gehilfen anzunehmen; wieviel mehr muß das der Kaiser tun, da er nicht wie Moses mit Gott persönlich verkehrt, statt dessen aber noch viel größere Reiche zu verwalten hat. Unter dem Titel der „Fürstlichen Reputation“ knüpfte der Großkanzler unmittelbar an die Zeitlage an. Man sollte niemals etwas unternehmen, was man doch nicht durchführen könne, sondern seine Mittel auf das Erreichbare zusammenfassen. Um seine Freunde festzuhalten — in diesem Augenblicke vor allem England und Bourbon —, müsse man getroffene Abmachungen peinlich befolgen, woran es dieses Mal gefehlt habe. Da die Armee noch in Feindesland stehe, sollte man sie pflegen, damit sie entweder weitere Erfolge habe oder in gutem Zustande zur Einnahme von Suenterrabbia zurückgenommen werden könne. „Seit dies geschrieben wurde“, votierte La Roche, „hat sich die Lage geändert.“ „Suenterrabbia wird den König von Frankreich nicht hindern, nach Italien zu ziehen“, meinte La Chaulz, doch wolle er zugeben, daß ein Erfolg vor dieser Grenzfestung sehr wesentlich sein würde. Gattinara: in der Tat liegt die Armee jetzt vor der Festung, und deshalb soll man darauf alle Kräfte sammeln.

Die beiden Hauptanliegen Gattinaras waren, wie früher, die Finanzen und die Befriedung Italiens. Die Finanzen sind der Nerv des Krieges, und es muß endlich eine Übersicht über Einnahmen und Ausgaben gewonnen werden; nicht minder über die Schulden, besonders über solche, die wegen ihrer Verzinsung täglich wachsen; auch sind die ordentlichen Einnahmen und Ausgaben streng von den außerordentlichen zu scheiden. Noch mehr. Angesichts der ihnen, den Räten, so genau bekannten Schwierigkeiten, in denen sich der Kaiser befinde,

müsse man auf einen ehrenvollen Waffenstillstand drängen, bevor man in noch größere Nöthe gerathe; vielleicht auf Grundlage der Mission des Erzbischofs von Bari, den Adrian noch in der Friedenshoffnung des letzten Jahres zur Herstellung einer dreijährigen Waffenruhe nach Frankreich gesandt habe.

Italien scheinete von den Franzosen geräumt zu sein. Aber damit sei die Gefahr für den Besitz des Landes, zu dem Mailand und Genua die Schlüssel sind, nicht beseitigt. Denn mit dem Abzuge der Franzosen hörten auch die Zahlungen der Liga auf, während die Armee nötig bleibe. Der ruinierte Staat Mailand könne sie nicht unterhalten. Deshalb sei von dem neuen Papst nicht nur die Übernahme der von Adrian eingegangenen Verpflichtungen zu fordern, sondern womöglich noch mehr. Ein außerordentlicher Gesandter müßte die Obedienzerklärung für Neapel überbringen, aber erst aushändigen, wenn der Papst die Investitur und die Liga erneuert habe und bereit sei zu weiteren Zahlungen, wenigstens zur Bereitstellung des Soldes für drei Monate, damit man im Falle der Noth die Knechte sogleich wieder haben könne. Weiter sei dringend, den Herzog von Mailand endlich mit dem Herzogtum zu belehnen, damit die Untertanen wüßten, woran sie sind, und das Land für ihren Herrn verteidigten; auch die Nachbarn keine Furcht behielten, daß der Kaiser das Herzogtum für sich nehmen wolle. La Roche und Gorrevod stimmten Gattinara lebhaft zu: der Kaiser dürfe Mailand keinenfalls selbst behalten; das sei auch gegen den Vertrag mit Venedig. Nun verstärkte Gattinara noch seine Argumente: Maximilian habe Mailand verloren, weil er dem Lande seinen angestammten Herrn nicht wieder gegeben habe. Der Apostolische Stuhl fürchte immer die Verbindung von Neapel mit der Lombardei, und in dem Dispens für das Kaisertum sei die Lombardei ausdrücklich ausgenommen. Kurzum, so schloß Gattinara, er wiederhole seine Warnungen wie Cassandra, auch wenn man ihm nicht glaube; die Streitigkeiten zwischen den Generalen Lannoy, Colonna und Pescara zu beseitigen, sei sehr nötig; da sich einer dem andern schwer unterordne, könnte man ihnen einen gemeinsamen Oberbefehlshaber geben in der Person des Herzogs von Mailand oder des Erzherzogs Ferdinand oder des Herzogs von Bourbon.

Für den Kaiser komme es überhaupt nicht darauf an, sagte zwischendurch Gattinara, Mailand zu besitzen oder andere Herrschaften dieser Welt, sondern von den Königen, Herzögen und Fürsten dieser Welt geachtet zu werden und mit ganz Italien den Schlüssel zur Weltherrschaft in der Hand zu halten. Das führte ihn auf eine längere Erörterung über die Kunst der Menschenbehandlung. Die Liebe der Untertanen sei nach Seneca eine uneinnehmbare Festung; man müsse sie pflegen, sie hören, ihnen Freundlichkeiten erweisen,

Unangenehmes durch andere tun lassen (wie das auch Machiavelli lehrte) und sie nicht mit Neuerungen überschütten, die stets wirkten wie ein Tadel an den Vorfahren. La Roche bemerkte dazu, daß hier in Spanien die Granden einen gar zu großen Appetit auf Kronüter besäßen, und daß es böses Blut mache, gerade sie und ihre Kreaturen überall im Besitz der höchsten Staats- und Kirchenämter zu sehen. Man tadele den kostbaren Haushalt des Königs, den das Land wirklich nicht tragen könne, zumal angesichts seiner Lasten und Schulden.

Sehr eingehend verbreiteten sich die erfahrenen Räte erneut über die Reform der Staatsverwaltung, die Notwendigkeit, den Kaiser von den unzähligen Kleinigkeiten zu entlasten, über denen die großen Staatsgeschäfte verschleppt würden. Für formale Dinge sei weder Vortrag noch eigenhändige Ausfertigung vonnöten; da genüge ein Cachet, also ein Namensstempel in der Hand eines zuverlässigen Beamten. Aber Staats-, Finanz- und Kriegssachen sollten einheitlich bearbeitet und täglich erledigt werden, dazu auch der Rat in einem besonderen Zimmer in der Nähe des Kaisers von morgens 7 Uhr, im Sommer von 6 Uhr an zur Stelle sein, alles bearbeiten und dem Kaiser Vortrag halten, damit sich dieser nicht selbst „den Kopf zu zerbrechen“ brauche. Zur Sicherung des Geschäftsganges würde auch ein geordnetes Protokoll der Staatsratsgeschäfte gehören.

Man bemerkt endlich, daß Gattinara und die Räte auch auf die persönlichen Neigungen ihres Herrn Rücksicht nahmen. Gattinara hatte sogar unter dem Stichwort „Gottesfurcht“ alle Fragen an die Spitze seiner Darlegungen gestellt, die für den Kaiser Bewissenssachen waren. Daß man die Mauren und Ungläubigen nicht im Lande dulden dürfe, die Bewohner der westindischen Inseln und des Festlandes zum Christentum bringen, die Inquisition reformieren und die Testamente der Vorfahren ausführen müsse, auch wegen der bestimmungswidrig verwendeten Mittel der Cruzada, der Ablässe und der Zehnten, entweder Rückzahlungen zu machen oder die Absolution des Papstes zu erwirken habe. La Roche, La Chaulz und Vega fanden die Frage der Mauren wichtig, aber nicht zu lösen ohne die Vizekönige und den Rat von Aragon und Valencia, zumal der Wohlstand des Landes und der Granden auf ihnen beruhe. Von den Indiern gestand La Roche, daß sie bis dahin überhaupt nicht als Menschen, sondern als Tiere behandelt seien. La Chaulz forderte, daß nicht bloß Spanier, sondern auch andere gute Untertanen des Kaisers nach den Indien ziehen dürften, was längst ausgiebig geschah. Correvod verlangte die Reform des Indienrates, und Gattinara schlug zum neuen Präsidenten den Beichtvater des Kaisers, Don Garcia de Loaysa, Bischof von Osma, vor, was der Kaiser sogleich verfügte.

Die Räte der Inquisition sollten feste Bezüge haben, keinen Anteil an den Konfiskationen, sich nicht „nähren vom Blut der Menschen“ und mehr für Besserung als für Vernichtung sorgen. La Roche erhob zwar Bedenken gegen die Belastung des Fiskus, und Vega forderte strengere Justiz, allein auch hier gab es nur eine einstweilige Verfügung an La Roche. In bezug auf die Kirchengelder meinte derselbe, sie stammten ja doch von den Untertanen und seien nur zu gerechten Kriegen verwandt, „weshalb auch der Papst ruhig zustimmen könnte“.

Wo sehen wir sonst in dieser Zeit so tief in die Sorgen und Motive der Regierenden wie in diesen Gesprächen der höchsten Berater des Kaisers? Daß dieser junge Fürst in ihrer Mitte noch ein werdender war, daß ihre Maßstäbe und Forderungen zu hoch gespannt sein dürften, ändert nichts an der Tatsache, daß ihr jugendlicher Herr selbst kaum eine bessere Führung zur Regierungskunst haben konnte als derartige Erörterungen. Es ist vielleicht am meisten bezeichnend, daß am Schlusse mehrere Räte nacheinander als die Hauptsache forderten, nach der Erkenntnis nun auch zu handeln.

Die persönlichen und innerpolitischen Mahnungen waren ihrer Natur nach auf lange Sicht gestellt, die außenpolitischen Vorschläge erfuhren nicht ohne Beziehung zu der Politik des neuen Papstes noch im Frühjahr 1524 ihre Verwirklichung. Einer der Nächstbeteiligten, Gérard de Pleine, Herr von La Roche, wurde am 14. Mai mit einer von Gattinara selbst entworfenen Instruktion zu Friedensverhandlungen an die Kurie gesandt; aus seinem späteren Bericht erfahren wir, daß ihm auch die geplante Obedienzerklärung mitgegeben wurde und daß man seine Gesandtschaft durch ganz Italien hin als eine große kaiserliche Geste betrachtete.

Denn der im November 1523 erhobene neue Papst, Clemens VII Medici, dessen Regierung die Kaiserlichen ebenso sehr enttäuschen sollte, wie er von ihnen gefördert worden war, hatte die Übernahme der zuletzt durch Adrian eingegangenen Verpflichtungen abgelehnt und statt dessen seinerseits im April und Mai die Friedensgesandtschaft des Dominikaners Nikolaus von Schomberg, Erzbischofs von Capua, nach Frankreich, Spanien und England ergehen lassen. Auf diese nahm die Instruktion für La Roche schon Bezug.

Sie stellte ihm neun Möglichkeiten für die Beilegung des Streites zwischen Karl und Franz unter Mitwirkung Englands und des Papstes zur Verfügung. Im Mittelpunkt stand der Austausch der Bourgogne gegen Mailand, das die Franzosen jetzt, im Frühjahr 1524, unter Führung Bonnivets vergebens wieder zu gewinnen trachteten. Durch die Verwundung des Admirals und den Tod

Bayards am 30. April war ihr Unternehmen zum Stehen gekommen. Das Angebot von Mailand war also ernsthaft. Die Gegenforderung umfaßte freilich nicht nur Altburgund, sondern auch alle Ansprüche Bourbons, der Königin Germaine und anderer, lief also auf eine innere Auflösung Frankreichs hinaus. Im übrigen wurden La Roche eine ganze Reihe von Forderungen als abdingbar bezeichnet, wie etwa, daß Frankreich grundsätzlich auf Flandern, Artois und Neapel verzichten solle; zu den Kompromißmöglichkeiten sollte gehören, daß König Franz, falls seine Gemahlin wirklich stürbe, wie man fürchtete, mit der Hand Eleonores Mailand erhielte. Eine allgemeine Befriedung Europas durch päpstliche Vermittlung wird auch in der Form erwogen, daß Karls Braut Mary von England den König von Schottland heirate zum Zweck der Vereinigung beider Reiche, und dafür die Tochter Franz' I, Charlotte, Karl als Gemahlin die Bourgogne zubrächte. In diesem Falle könnte Sforza die so oft vergebene Renée von Frankreich zur Frau erhalten, die später den Herzog von Ferrara heiratete. Für Bourbon wird schlimmstenfalls nur die Auszahlung einer Rente von seinen Gütern gefordert. Vor allem aber — und das war doch wohl der springende Punkt — soll der Papst keinen Frieden schließen, so lange die Franzosen nicht gänzlich aus Italien vertrieben sind, und wenigstens so viel Mittel aufbringen, daß die spanischen Besatzungen bezahlt werden können, damit man durch einen französischen Gegenschlag nicht überrascht werde.

Die alternativen Heiraten und Ländertausche sollten Karl durch seine ganze Regierung begleiten. In diesem Sommer 1524 ist es jedoch überhaupt nicht zu ernsthaften Verhandlungen gekommen. La Roche berichtete dem Kaiser am 20. August von seiner Fahrt durch Italien und von seinem Einzuge in Rom mit all dem dafür aufgeborenen Zeremoniell und der ersten Audienz beim Papste. Elf Tage später erlag der Gesandte einer in Rom aufgetretenen Seuche (31. August); mit ihm schied eine der markantesten Figuren des alten Burgund aus der Umgebung des Kaisers.

Provence und Mailand. Karls Reflexionen vor Pavia

Inzwischen war die Friedenspolitik längst wieder überrannt von den Ereignissen. Schon am 24. März 1524 hatten die Spanier das vor drei Jahren verlorene Suenterrabbia wieder gewonnen, — nach wechselvollen Kämpfen, in denen die Festung einmal durch la Palisse gegen Beltran de la Cueva neu verproviantiert war. Dazu kamen die wiederholten Mißerfolge der Franzosen in der Lombardei, wie im November 1523, so im April 1524. In der Stimmung

dieser eigentlich unerwarteten Triumphe der Kaiserlichen wurden alle Kriegsgelüste und alle verwegenen Hoffnungen der beteiligten Höfe wieder lebendig. Eigentlich war ja für 1524 der ganz große Schlag geplant. Sollte sich der junge Kaiser diesen Stimmungen entziehen, dem seine Räte soeben eindringlich klar gemacht hatten, man dürfe seine Freunde nicht verlassen? Es hatte freilich weder für die Engländer, noch für den Kaiser, sondern nur für Bourbon unmittelbare Bedeutung, wenn man jetzt mit den kriegsgeübten Truppen aus der Lombardei einen Einfall zur Eroberung der Provence machte. Aber hatten nicht auch die Räte betont, man müsse die Mittel an einer Stelle zusammenfassen? Zunächst war der Raumgewinn erheblich. Am 9. August 1524 zogen die Truppen in Lig. ein. Indessen, vor Marseille lief die Unternehmung sich doch fest. Vom 14. August bis Ende September wurde die Hafenstadt nicht ohne Bravour belagert, aber freilich auch mit derselben Hartnäckigkeit verteidigt, so daß man schließlich schon aus diesem Grunde an den Rückzug nach Italien denken mußte; Pescara deckte ihn gegen den nachdrückenden jungen Montmorency und man gelangte in der Tat zwar ernüchtert aber nicht geschlagen, in die Lombardei zurück.

Es war die höchste Zeit. Denn dringender als das Stocken der Unternehmung im Feindesland mahnte die Gefahr, von der Lombardei abgeschnitten zu werden, da Franz I. seinerseits Entschluß und Mittel gefunden hatte, trotz aller Mißerfolge seiner Generale noch einmal persönlich nach Italien zu ziehen. Er war durch das Tal der Durance über die Alpen geeilt, bedrohte die Rückzugslinie der Kaiserlichen und gewann ihnen mit seinen frischen Truppen so rasch das Übergewicht ab, daß er schon am 26. Oktober wieder Herr von Mailand war.

Unter solchen Umständen kam besonders viel an auf die Haltung der römischen Kurie. Clemens VII. fühlte als Papst, wie sein Vorgänger, das Verlangen nach Unparteilichkeit, das bei ihm durch eine angeborene Schwäche besonders unterstützt wurde. Eben weil er viel labiler war, als der in seiner Art wuchtige Adrian, und weil auch die Lage gerade jetzt für die Kaiserlichen ungewöhnlich schwierig schien, kam es rasch zu offenen Konflikten. Im Herbst hatte er Schomberg nochmals an die Kriegführenden gesandt. Gattinara wollte den Nuntius festlich bewirten und scherzte schon mit dem Kabinettssekretär Lalemant über Eröffnungen, die er ihm wegen des Kardinalats machen werde. Aber die militärische Lage warf auch Clemens VII. rasch um.

Der durch die scheinbar großen französischen Erfolge ganz überraschte Papst ließ sich schon am 12. Dezember zu Frieden und Bündnis mit Frankreich und Venedig gewinnen. Zwar ein Sturm der Franzosen auf das von Leyva verteidigte Pavia mißlang. Auch ein Handstreich des mit dem König Franz gezo-

genen schottischen Herzogs von Albany auf Neapel kam nicht weiter; aber wie früher, so wollte man hier wenigstens noch Unruhen erregen. „Ungern und gezwungen“, schrieb der Papst sicherlich aus peinlichster Stimmung dem Kaiser am 5. Januar 1525, habe er sich den Franzosen ergeben müssen. Der Kaiser war über seine Lage und über die Unzuverlässigkeit des Papstes ganz verzweifelt, — wie man richtig bemerkt hat, wohl auch in dem noch nicht überwundenen „Mißtrauen gegen die eigene Einsicht“. Er sagte zu Contarini, daß er nicht mehr, wie in den Tagen des Chievres, von seinen Räten abhängen. Um so einsamer fühlte er sich.

In dieser Bedrängnis — als ahnte er die bevorstehende erste große Krisis seines Lebens — griff er zur Feder und vertiefte sich allein in seine Lage — ein paar flüchtig beschriebene Blätter des Wiener Archivs, bis vor kurzem unbeachtet. Soviel wir sehen zum ersten Male legte er sich schriftlich Rechenschaft ab von den Sorgen, die ihn bekümmerten, und von den Möglichkeiten, die ihm geblieben waren. Verglichen mit dem dialektischen Aufbau und den stilgewandten Darlegungen seiner Räte war es ein Gestammel und doch zugleich ein denkwürdiger Reflex davon. Nur in diesem Ringen mit sich selbst und mit dem Ausdruck konnte der Kaiser zu dem kommen, was er sich offenbar heiß ersehnte, wirklich sein eigener Herr und Führer zu werden.

Er begann: „Indem ich mich anschickte, meine Lage zu überdenken, schien mir das erste, das ich aussprechen mußte, und die beste Hülfe, wenn es Gott gefiele sie mir zu senden, der Friede. Das ist etwas Schönes auszusprechen, aber schlecht zu haben, denn jeder weiß, daß man ihn ohne Zustimmung des Feindes nicht haben kann. Also muß man eine große Anstrengung machen, was sehr leicht auszusprechen ist, aber schwer zu tun. Oft genug ist das Mittel schwer zu finden, und wenn ich mich bis auf die Knochen verzehre.“

„Die Hülfe kann scheinen ein guter Krieg. Aber ich habe nichts, um davon mein Heer zu unterhalten, noch weniger es zu verstärken, wenn es nötig ist. Das Geld ist mir ausgeblieben in Neapel. Und dies Königreich hat genug zu tun, sich zu wehren, wenn man es angreift. Die Möglichkeiten, hierzulande Geld zu erlangen, sieht man täglich sich erschöpfen ohne Frucht, und zur Zeit möchte es scheinen, daß man nichts findet. Der König von England hilft mir nicht wie ein wahrer Freund, noch hilft er mir wie er verpflichtet wäre. Meine Freunde haben mich verlassen und in der Not betrogen; die einen wie die anderen tun alles, mich nicht mächtiger zu sehen und mich in der Notlage zu halten, in der ich bin.“

„Und um zu beginnen: Nachdem die Heere sich so nahe sind und es den Anschein hat, daß sie jetzt gar nicht mehr vermeiden können zu siegen oder zu unter-

liegen, scheint mir, daß man in der That eine gute Summe Geldes mit aller Beschleunigung an den Vicekönig senden muß, sei es durch Wechsel oder sonst, zur Unterhaltung und Löhnung meiner Armee, und damit sie bei Mangel daran sich nicht auflöse. Es ist anzunehmen, daß, wenn sie erhalten wird, sie auch den König von Frankreich zwingen wird, sich zu schlagen, was nur zu ihrem großen Vorteil sein kann — oder sich aus Italien zurückzuziehen, was ihm zur Schande gereichen würde; in jedem dieser Fälle, nachdem der König von Frankreich unschädlich und seine Armee in Frankreich wäre und sicherlich das Herzogtum Mailand wieder zurückgewonnen, wären die Ausgaben zu mindern, die Soldaten, die bleiben, gut zu behandeln, und erst recht die, die entlassen werden, um sie wieder zu bekommen, wenn es nötig sein wird. Aber auf alle diese Ausichten möchte ich mich nicht sehr verlassen.“

„In Anbetracht dieser Verhältnisse und daß es nicht geht mit dem Frieden, der, wie gesagt, nicht sein kann ohne den Willen des Feindes, noch mit dem Kriege, den zu führen ich schlechte Aussicht sehe und schlechtere, ihn wieder anzufangen — alles aus Mangel an dem Womit —, und indem ich sehe und fühle, daß die Zeit vergeht und daß wir bald vergehen mit ihr, und da ich nicht so vergehen möchte ohne eine rühmliche Erinnerung an mich zurückzulassen, und da das was heute verloren wird, morgen nicht zurückzugewinnen ist, und da ich bisher nichts geleistet habe, das zur Ehre meiner Person gereicht, was so lange hinausgeschoben zu haben ich recht zu tadeln wäre — aus all diesen Ursachen und vielen anderen würde ich keinen Grund sehen, der mich hinderte, etwas Großes zu tun, und ich sehe keinen dafür, daß ich das länger hinauschieben könnte, und daß es mir nicht gelingen sollte, mir zu helfen mit Gottes Gnade mich mächtiger zu machen und in Frieden und Ruhe das zu besitzen, was ihm gefallen hat mir zu schenken — alles dieses in Betracht gezogen und erwogen, kann ich mir kein Mittel denken, durch das ich so allgemein meine Angelegenheiten bessern könnte, wie durch meinen Zug nach Italien.“

„Man könnte Bedenken erheben wegen des Geldes, wegen der Regentschaft im Lande und aus anderen Gründen. Um alledem abzuhelpen, sehe ich kein besseres Mittel, als daß man alsbald die Heirat der Infantin von Portugal und mir betreibe, und daß sie so beschleunigt wie möglich hierher komme. Und daß das Geld, das man mir mit ihr zur Verfügung stellte, eine möglichst große Summe Bargeld wäre (wobei zu überlegen, ob es gut wäre, gleichzeitig über die Gewürze zu sprechen oder nicht); daß man den König von England zufriedensetzte, und daß die Verträge in ihrer Kraft blieben, und daß er seine Tochter nicht nach Frankreich verheirate; dann aus diesen Königreichen eine gute Summe

zu ziehen, unter demselben Titel dieser Heirat, und dafür und für anderes die Cortes zu versammeln und zu verabschieden, und in diesem Falle die Infantin von Portugal, die dann meine Frau sein würde, in der Regentschaft dieser Königreiche zu lassen, um sie wohl zu regieren nach den guten Weisungen derjenigen, die ich bei ihr lassen würde.“

„So könnte ich meine Fahrt unternehmen, noch in diesem Winter, großartig und ehrenvoll. Ich müßte nach Neapel ziehen, wo ich mich auf das Königreich stützen könnte, meine Kronen empfangen und diesen Winter eine Armee ausrüsten, um im Frühjahr eine große Sache zu unternehmen, dem Könige von England anzubieten, den ‚großen Plan‘ auszuführen. Wenn der Friede ehrenvoll zu haben ist, ihn anzunehmen, und stets ihn zu suchen.“

Um die Zeit, da der Kaiser in tiefster Niedergeschlagenheit diese und andere Sätze zu Papier brachte — ein denkwürdiger Versuch, Gattinaras Gedanken von der politischen Notwendigkeit des Italienzuges mit den in ihm selbst allein wirklich lebendigen Vorstellungen von Ehre und Ruhm irgendwie zu vereinigen —, kämpfte sein Heer, wie einst in den Tagen von Bicocca, zwischen Mailand und Pavia. Es hat etwas Erregendes, sich vorzustellen, daß es in denselben Stunden gewesen sein könnte.

Und nun versehen wir uns selbst nach Italien.

Genau wie vor Bicocca waren wieder deutsche Verstärkungen unter Grundberg im Anzuge. Ferdinand hatte sich auf die erste Nachricht vom Verlust Mailands sofort an die Venezianer um Hilfe gewandt, auch seinem Regiment in Innsbruck aufgetragen, die Musterung von 10 000 Landsknechten zu beschleunigen; Bourbon holte einen Teil davon selbst über Berg. Ferdinand wäre gar zu gern mitgezogen, aber er besaß, wie er dem Bruder schrieb, zu seinem größten Leidwesen weder die Mittel, stärker in die Mailänder Kämpfe einzugreifen, noch die gewünschte Diversion von Pfirt aus gegen Burgund zu unternehmen. Aber er gab sich Mühe, französischen Umtrieben in Polen und Böhmen entgegenzutreten, und empfahl wiederholt dem Kaiser eine moskowitzische Gesandtschaft in demselben Sinne.

Was in der Lombardei weiter geschah, berichtet uns der spanische Bevollmächtigte bei den Truppen, der Abt von Najera. Es fehlte an Geld, aber Pescara fand zuerst bei den Spaniern, dann bei den Italienern, schließlich auch bei den Deutschen laute Zustimmung zu seinem Vorschlage, noch ein paar Tage ohne Sold zu dienen. Leyva lag in Pavia, König Franz stark verschanzet davor, wie man es zu machen pflegte. Die Kaiserlichen unter Pescara, Bourbon und Grundberg waren von Norden herangerückt, vom 6. Februar an auf unmittel-

bare Nähe, fast wie im Stellungskrieg; die Generale stets dazwischen. Die Frist, zu der die Knechte Ausstand gegeben hatten, war schon überschritten, die Gefahr ihrer Beunruhigung riesengroß, als nach wiederholten glücklichen Ausfällen Leyvas die kaiserlichen Generale beschloßen, statt eines Angriffs auf die feste französische Stellung, sich mit den Belagerten im Park von Mirabello, nördlich der Stadt, zu vereinigen.

Damit begann die Schlacht von Pavia.

Nun glaubte Franz I merkwürdigerweise in dem nicht so rasch zur Verteidigung einzurichtenden Parke auch seinerseits die günstigste Gelegenheit zu erhalten. Gegen dringende Warnungen erfahrener Offiziere verließ er seine Schanzen und griff die Kaiserlichen in ihrer allerdings noch keineswegs gesicherten und geordneten Stellung im Parke an, zunächst wirklich mit vollem Erfolg. Allzu stürmisch, brachte er bald die eigene überlegene Artillerie zum Schweigen. Aber der Kampf wogte noch hin und her, bis nach Abzug eines Teils der Schweizer ein entschlossener Vorstoß Leyvas aus der Stadt die geschwächten französischen Truppen von der Seite fassen konnte und das Ringen des Tages zu einem kaiserlichen Siege machte. Franz I hatte sich selbst in das Handgemenge gestürzt, er kam zu Fall, geriet unter sein Streitroß, und erst ein Edelmann Bourbons erkannte in ihm seinen König. Er ergab sich Lannoy als Gefangenen. Sein Los teilte die Blüte der französischen Ritterschaft, soweit sie nicht gefallen war; das Verzeichnis ihrer edlen Namen geht in der Chronik des Santa Cruz über mehrere Seiten.

Der verhängnisvolle Weg zum Frieden von Madrid Die Versuchung des Pescara

Der mit allerlei inneren Unsicherheiten, fast im Zwiespalt begonnene Krieg von 1524 war mit diesem völlig überraschenden Erfolg in ein paar Vormittagsstunden zum Stehen gekommen. Der Tag von Pavia, der 24. Februar 1525, war zugleich der fünfundzwanzigste Geburtstag des Kaisers. Die Gefangennahme des eben noch siegreichen französischen Königs übertraf alle früheren sichtbaren Begnadungen des jungen Fürsten. Welche Fügung und welcher Eindruck auf alle altburgundischen Kreise! Jetzt war wiederum, wie einst in Péronne, ein König von Frankreich Gefangener des Herzogs von Burgund. Aber den König hatte sein Schicksal getroffen ohne Einbuße an Ehre, nach ritterlichem Kampf, ja im Gewühl der Schlacht, in einem Augenblicke der Wehrlosigkeit. So bemühte sich denn auch Karl von Lannoy um den König jetzt und später so, wie es der ritterlich höfischen Sitte entsprach. Sie blieben zunächst

im Lager des Königs, und von hier aus schrieb Lannoy am Tage nach der Schlacht ausführlich an den Kaiser. Gleichzeitig sandte er mit Geleit des Königs als eilenden Boten den Komtur Peñalosa zur Überbringung der wunderbaren Nachricht durch Frankreich nach Spanien.

„Gott hat Euch jetzt Eure Gelegenheit gegeben“, schrieb Lannoy, „und niemals werdet Ihr besser Eure Kronen empfangen können als jetzt. Dies Land kann sich zur Zeit so wenig auf Frankreich stützen wie Navarra, dessen Erbe mitgefangen ist. Meine Meinung wäre, daß Ihr jetzt nach Italien kommen müßtet.“ Einstweilen lasse er die Flotte rüsten. Geld finde sich in Italien wie in Neapel, sicher auch in Spanien. „Sire, Ihr erinnert Euch, daß Herr von Verfele eines Tages sagte, Gott sende jedem Menschen einmal im Leben einen guten Herbst. Wenn er da nicht ernte, so sei es vorbei.“ Der Kaiser möge also seine Zeit wahrnehmen. Lannoy schloß noch eine lange Reihe von Empfehlungen an, die sich ausnehmen, wie Auszeichnungslisten unserer Zeit. Pescara habe das Außerordentlichste geleistet, auch im Kampf, bei dreimaliger Verwundung; der Kaiser sei ihm tief verpflichtet. Bourbon, Marcon, der Marschese del Vasto, Grundberg, Marc Sittich von Hohenems und andere werden gerühmt. Antonio Leyva komme das Verdienst zu, durch seine Verteidigung von Pavia während dieser vier Monate den Sieg entscheidend vorbereitet zu haben.

In Madrid erhielt man die Nachricht am 10. März. Der Kaiser befand sich wieder in Gesellschaft von Gattinara, Sorrevod und La Chaulz, als er Contarini empfing zum Glückwunsch. Alle Gesandten bewunderten seine Haltung, sein Verbot lauten Jubels, seine Anordnungen über kirchliche Dank-sagungen. Die eigene innere Spannung der letzten Monate löste sich bei ihm im Gebet. Es war doch mehr und mehr etwas Ungewöhnliches um diesen Fürsten. Seine königliche Art priesen alle.

Aber was geschah politisch?

Wir besitzen ein umfangreiches Aktenstück aus diesen Tagen von der Hand des Sekretärs Perrenin über mehr als zwanzig Fragen, und dazu gutachtliche Äußerungen von der Hand des Kanzlers. Was mit dem Könige geschehen solle, welche Bedingungen man ihm stellen müsse, was gegenüber dem Könige von England zu tun; weiter, die Sorge für die Armee und für die italienischen Staaten, die Auswirkung der Lage auf die ganze Christenheit, auch Deutschland. Lieft man diese wie gewöhnlich sehr weiten, klugen und in sich geschlossenen Erwägungen, so findet man doch auch Gattinara von dem Rausch des Tageserfolges ganz hingenommen. Man entbehrt außerdem unter den vielen guten Ratschlägen die Betonung des Nächsten, des Wesentlichsten, des Entscheidenden.

Gattinara mit seinem Fleiß und seinem Gefühl der Verpflichtung, nichts zu übersehen, fehlte die großartige Unbekümmertheit, die Chièvres auf seine Art zum Politiker gemacht hatte. Er war zu umsichtig und zu reflektiert. Aber hören wir ihn selbst.

Man wüßte den König in Neapel sicher; solle er in der Lombardei bleiben, dann im Kastell von Mailand. Bei den Verhandlungen solle der Kaiser großmütig sein wie der Löwe, und gnädig wie Gott der Herr, nichts nachtragen, sondern sich begnügen mit dem, was ihm als Erbe gebühre, und was dem Herzoge von Bourbon zukomme. Würde die Königinwitwe Eleonore für den König von Frankreich erbeten werden, dürfe der Kaiser dem nicht entsprechen, denn er habe sie Bourbon zugesagt. Richtiger wäre die Verbindung ihrer Tochter Maria von Portugal mit dem Dauphin und damit die Zurückführung der Dauphiné in das alte Lehnsverhältnis zum Reich. Bourbon sollte man entgegenkommen und seine Heirat bald vollziehen. Wenn aber der König von England nunmehr entsprechend den alten Verträgen die Durchführung des „großen Planes“ verlangen würde, so sollte der Gesandte de Praet dahin instruiert werden, daß der Kaiser ja seinerseits bereits aus eigener Macht die große Unternehmung ohne England durchgeführt habe, daß es jetzt seiner kaiserlichen Aufgabe mehr entspreche, die Waffen der Christenheit gegen die Türken zu sammeln, denn das Gemeinwohl gehe den Sonderinteressen vor. Es wäre auch nicht gut, fügte er hinzu, den König von England noch mächtiger zu machen.

Und nun das Entscheidende: Von Frankreich solle man nur das burgundische Erbe nach den Verträgen von Arras, Péronne und Conflans in Anspruch nehmen unter Verleihung der Provence an Bourbon von Reiches wegen. Also „nur Burgund“! Das wurde, lange vorbereitet, das verhängnisvolle Stichwort.

Gattinara ließ eine längere Intrige gegen Wolfsey einfließen, der unablässig die kaiserlichen Interessen schädige und deshalb bei seinem Könige in ein schlechtes Licht gesetzt werden müsse. Im übrigen seien die Kosten für eine Besatzungsarmee in der Lombardei auf die Freunde der Franzosen und etwa auf Mailand abzuwälzen. Allgemein müßte der Kaiser gegen die italienischen Staaten und gegen den Papst Milde walten lassen, um wirklich alle Kräfte der Christenheit gegen die Feinde des Glaubens zu wenden, zur Ausrottung der lutherischen Sekte und zur Zurückdrängung der Türken. Auch zur Einberufung eines Generalkonzils; und zwar solle der Kaiser selbst als Vogt der Kirche sich um dieses Konzil kümmern, da der Papst Ausflüchte suchen werde. Es könne auch angesichts der Haltung des Papstes nicht schaden, in einem Geheimvertrage dem Herzog von Mailand freie Hand zu lassen, von sich aus Parma und Piacenza wieder zu besetzen; ein Einspruch des Papstes ließe sich mit einer Untersuchung über die

Rechte des Reiches beantworten. Ebenso dürfte man „ein Auge zudrücken“, wenn der Herzog von Ferrara Modena zurücknähme. Das alles mutet doch sehr machiavellistisch an.

Gegen Frankreich sollte man zur Zeit keinen Krieg führen und deshalb auch die deutschen Knechte in Roussillon entlassen; andererseits könnte man sie an der Hand behalten und damit einen Druck auf Frankreich ausüben, Languedoc freiwillig zu räumen, wenn die Titel dafür im Archiv von Barcelona zu finden wären. Denn der Landweg nach Italien durch Languedoc, Provence und Dauphiné wäre sicherer als der Seeweg; allerdings sollte auch die Flotte gehalten und gestärkt werden, vor allem gegen die Türken. Inzwischen wäre es erwünscht, durch eine Botschaft des Barrosos und eine feierliche Gesandtschaft von La Chaulz den Abschluß der portugiesischen Ehe zu beschleunigen, den Cortes entsprechende Vorlagen zu machen und unterdessen die Fahrt nach Italien bis in das einzelne vorzubereiten. Zu dieser Vorbereitung gehöre auch die Investitur des Herzogs Francesco Sforza mit Mailand, um den Ruf der Vertragstreue zu behalten — freilich gegen eine hohe Summe.

Daneben hielt Gattinara es für nötig, den Erzherzog Ferdinand von allem zu benachrichtigen und ihm zu danken für die Hilfe, die er dem Kaiser geboten; der Kaiser werde nun nach Italien zur Krönung ziehen und dann für die Wahl des Erzherzogs zum römischen Könige sorgen. Gleichzeitig sei die Verbindung mit den Schweizern aufzunehmen zum Wohle der Christenheit, vom Könige von Frankreich aber — noch einmal — nicht nur die Rückgabe der altburgundischen Lande, Verzicht auf Neapel und Mailand, sondern nicht minder Preisgabe Gelderns, Württembergs und anderer Feinde des Kaisers zu verlangen — für deren Förderung durch den König die Beute von Pavia neue Beweise erbracht hatte.

Zuletzt warf Gattinara die Frage auf, ob es besser sei, zwischen dem Könige von Frankreich und dem Vizekönig in Italien verhandeln zu lassen, oder an der spanisch-französischen Grenze. Er nannte es sicherer, mit Freien als mit Gefangenen zu verhandeln; der König müsse nur der Regentin Vollmacht geben, und der Kaiser seinerseits bevollmächtigte Gesandte ernennen; unter den Herren de courte robe käme am ehesten in Betracht Adrian von Croÿ, Herr von Roeluz, da La Chaulz nach Portugal gehe; unter denen der longue robe habe der Kaiser gewiß viele fluge Diener, aber kaum einen, fügte er mit durchsichtiger Selbstempfehlung hinzu, der sich so recht verstehe auf diese maîtres Jehan de France.

Es kam fast alles ganz anders.

Statt rasch und den Umständen gemäß zu handeln, überbot diesmal der Kaiser alles frühere Säumen durch Hartnäckigkeit und Zaudern. Er zeigte sich merk-

würdig unempfindlich für die Gegenmächte, die alsbald in Frankreich, England und Italien hervortraten und setzte damit den unerhörten Erfolg von Pavia bald aufs Spiel.

Der gefangene König wies alle Zumutungen, die an den Bestand seines Reiches gestellt wurden, mit Entrüstung zurück. Damit Frankreich frei handle, überließ er seiner Mutter, Louise von Savoyen, zunächst alle weiteren Abmachungen. Mit der Zeit freilich grämte ihn seine Untätigkeit in dem kleinen Kastell Pizzighettone an der Adda, wo er unter Bewachung von Marcon untergebracht war. Er gewann Lannoy für die Idee, ihn nicht in das Kastell von Mailand, auch nicht nach Neapel, sondern zum Kaiser nach Spanien bringen zu lassen. Lannoy, der den tiefsten Wunsch des Kaisers als alter Freund erraten mochte, sich auch schwerlich verhehlte, wie vorteilhaft die Sache für ihn selbst wurde, beurlaubte den gefangenen Montmorency nach Frankreich zur Bereitstellung der erforderlichen Galeeren und aller sonstigen Sicherheiten. Unzweifelhaft ohne ausdrücklichen Befehl, aber im richtigen Gefühl, kühn und vom Glück begünstigt, brachte er den König am 19. Juni nach Barcelona.

Die Rückwirkungen auf dem Boden Italiens waren sehr bedeutend. Eine Zeitlang schien alles wie gelähmt unter dem Eindruck des kaiserlichen Sieges. Bald aber ermannte sich die Sorge angesichts des Anspruchs auf das Kastell von Mailand und anderer Anzeichen herausziehender spanischer Gewaltherrschaft wenigstens zu vorsichtig angespannenen Verständnissen zwischen den ja erst vor kurzem für den Kaiser gewonnenen Venezianern, den französisch gesinnten Kreisen an der Kurie und anderen italienischen Mächten. Die zurückgebliebenen kaiserlichen Generale hatten den drohenden Gefahren nur den eigenen inneren Unmut entgegenzusetzen, da man ihnen die schwere Sorge um das unbezahlte Heer überließ, ihre Belohnungen aber vergaß. Leyva und Pescara, auch Bourbon waren entrüstet über das eigenmächtige Vorgehen des Vizekönigs, der sich mit seiner königlichen Beute sehr unberechtigterweise als den eigentlichen Sieger von Pavia darzustellen schien. Da auf alle ihre Mahnungen monatelang kein Geld kam, sahen sie sich zum Rückgriff auf ihr persönliches Vermögen gezwungen. Selbst die bescheidenen Vorschläge Lannoys, Pescara etwa mit Carpi zu belohnen, wurden nicht beachtet. Der Herzog von Mailand wartete noch immer auf seine Investitur. Die italienischen Mächte aber erfüllten sich um so gefährlicher mit der Furcht vor dem Kaiser, je wertloser dessen Armee von Tag zu Tag wurde. Pescara, verwundet und erschöpft, lag wochenlang krank in Novara. Er machte wohl auch seinem alten Kampfgenossen, dem Mailänder Girolamo Morone gegenüber kein Hehl aus seiner Verstimmung. Morone

aber wurde ganz natürlich der vornehmste Träger aller Sorgen vor der spanischen Übermacht; war doch der Besitz des Kastells von Mailand schon lange ein Symbol aller weitgehenden Ansprüche der Fremden.

Was sollte aus diesen italienischen Staaten werden, wenn der spanische Kaiser wirklich eines Tages in Neapel und in Mailand unmittelbar herrschte, wohl gar einen gefügigen Herrn des Kirchenstaates fand, wie man es in den letzten Pontifikaten oft genug vor Augen zu sehen glaubte, und dann keine europäische Macht ihm mehr ein Gegengewicht bot? War es nicht würdig, sich dagegen zu wehren? Aus dem Schlußkapitel von Machiavellis *Principe* wissen wir, daß derartige Stimmungen unter diesen ihrer römischen Ahnen bewußt gewordenen Italienern sehr leidenschaftlich empfunden werden konnten. War nicht die Vertreibung der Barbaren aus dem Garten Italiens seit den ersten Franzoseneinfällen des vorigen Jahrhunderts ein immer wieder werdendes Schlagwort geworden? Kannten nicht auch andere die Verse des Petrarca, in die Machiavelli sein damals noch unveröffentlichtes Buch ausklingen ließ?

Virtù contra furore
prendera l'arme, e fia 'l combatter corto;
chè l'antico valore
negl' italcio cor' non è ancor morto,

— daß der angestammte Mut aus Italiens Herzen nicht entschwunden.

Der mediceische Papst freilich schwankte wie immer; er ließ sich verspätet, am 1. April noch, zu einem Bündnis mit dem Kaiser und England herbei und bot Gattinara den Kardinalshut an. Aber sein ängstliches Zögern wurde wettgemacht durch den Eifer seines Datars Giberti. Dieser stand mit Morone in Fühlung, und beide rissen den Herzog mit, obwohl die kaiserliche Investitur nun doch eingetroffen war. Florenz durfte man stets vorwiegend französisch nennen, und in Genua fehlte es nicht an Sympathien. Frankreich selbst beeiferte sich überall zu schüren. Dasselbe gilt erstaunlicherweise auch von England, obwohl man es später nicht beweisen konnte. Die Überzeugung breitete sich aus, daß man von einem Sinken der Spanier nicht sogleich ein Wiederaufsteigen des tief getroffenen Frankreich zu befürchten habe.

Nur eines fürchtete man, die kriegserprobten kaiserlichen Generale. Was hatten nicht Leyva und besonders Pescara seit den Tagen von Ravenna und Bicocca geleistet! Ferrante Pescara war geborener Neapolitaner aus der spanischen Familie der Avalos; seine Großmutter war die Erbin von Pescara und Vasto an der Adria — Titeln, die er und sein Neffe jetzt trugen. Es bestanden verwandtschaftliche Beziehungen zum letzten Königshause und zu Cardona. Wie, wenn es gelang, Pescara selbst auf die italienische Seite zu ziehen!

Das unternahm Morone in einer Art, die so gut die Feinheit, wie die Grenzen der Psychologie und der Intrigen dieser Zeit offenbart. Die Lage konnte für die Kaiserlichen schon bald sehr schwierig werden, wenn alle anderen sich gegen ihre ungenügend gestützten Machtmittel zusammentaten. Das wußte Pescara nur zu gut. „Was dann wohl aus Neapel würde“, fragte ihn Morone, „ob es nicht im Lande selbst jemanden gäbe, der Herr von Neapel werden könnte?“ Später wurde er deutlicher.

Pescara schrieb darüber am 30. Juli dem Kaiser einen Brief, dessen Original man nicht ohne tiefe Bewegung wieder aus der Hand legt. Morone habe das Versprechen der Verschwiegenheit verlangt und erhalten. „Dann sprach er mir von der Unzufriedenheit in Italien und von der Möglichkeit einer Verbindung mit Frankreich, erinnerte mich an die mir widerfahrene Behandlung, wie man mich stets zurückgesetzt; daß ich doch geborener Italiener sei; ja, daß ich den größten Ruhm gewinnen könne als Befreier meines Vaterlandes, daß es nur bei mir stehe, Haupt und Führer der Bewegung zu werden, daß alle zusammenwirken würden, mir das Königreich Neapel zu verschaffen.“

„Ich zweifelte einen Augenblick“, fuhr Pescara fort, „ob ich ihn nicht auf der Stelle züchtigen sollte, daß er es wagte, mir derartige Dinge zu sagen. Dann überwog der Gedanke, daß es nützlicher sei, mehr zu erfahren. So antwortete ich ihm: Ja, ich habe Grund zur Unzufriedenheit; es sind große Dinge, die Ihr mir bietet; aber wenn ich mich vom Kaiser löse, so soll es in einer Form geschehen, die kein Edelmann würdiger finden könnte; ich würde das schon tun, um dem Kaiser zu zeigen, daß ich mehr wert bin als jene, die er höher schätzt!“

Morone war enttäuscht, aber nicht entmutigt. Er kam wieder. Er schrieb Briefe. Eben diese Briefe wanderten mit den weiteren Berichten des getreuen Pescara nach Spanien und liegen heute im Wiener Archiv als beredte Zeugen dieser „Versuchung des Pescara“. Als die Dinge später wirklich gefährlich zu werden drohten, nahm Pescara den Versucher kurzerhand gefangen (15. Oktober), und seine Aussagen ergänzen unser Material. Pescara besetzte auch die wichtigsten Plätze des Herzogtums und — wartete bis zu seinem Tode, in der Nacht vom 2. zum 3. Dezember 1525, auf die kaiserliche Gnade. Sie leuchtete erst seiner Witwe, der berühmten Vittoria Colonna, der späteren Freundin Michelangelos, durch ein kaiserliches Kondolenzschreiben.

„Ich glaube nicht an das, was Pescara schreibt“, hatte Gattinara in blinder Anhänglichkeit an seine Mailänder dem Kaiser vorgetragen; „in Morone ist mehr Zuverlässigkeit als in dem General, und am wenigsten dürfte man den Herzog verdächtigen, den Pescara selbst stets gelobt hat“. Darum befürwortete er, in die italienischen Dinge nicht einzugreifen, bis der Kaiser selbst im

Lande sei. Indessen, schon in seiner Instruktion für Miguel de Herrera nach Italien erwog Karl gegenüber dem Papste, statt des Sforza den Herzog von Bourbon mit Mailand zu belehnen. Im übrigen kamen die Italiener über ihre Intrigen nicht nennenswert hinaus. Ihre von gegenseitigem Mißtrauen gehemmte Verschwörung blieb der fahl schimmernde Hintergrund zu dem Fortgang des Spiels der großen Mächte, in dem noch immer das Ritterkostüm der alten Zeit getragen wurde.

Der König von Frankreich saß zunächst in Játiva, südlich von Valencia; seit dem 20. Juli in Madrid, ungeduldig, aber in starkem Bewußtsein seiner Heldenrolle. Der König von Spanien begehrte von ihm, außer vielem anderen, Verzicht auf Burgund als sein Erbe. Der König von England aber wollte, obwohl zwischendurch etwas ernüchtert, auf die Nachricht von Pavia hin am liebsten gestracks zur Krönung nach Paris ziehen und von hier aus Frankreich verteilen; zur Not dachte er dafür auch noch zu kämpfen.

Diese Monarchen bildeten sich ein, daß sie durch Pavia der Erfüllung ihrer heißesten Wünsche nahe seien. Ihre vornehmsten Räte aber schlugen ihrerseits, statt zusammenzugehen, eine völlig entgegengesetzte Politik ein. Gattinara war schon in Calais Träger der weitestgehenden Forderungen an Frankreich gewesen. Es gibt eine unendlich lange Deduktion von ihm über die Rechte seines Herrn auf Burgund. Aber voll von berechtigtem Mißtrauen gegen Wolfsey und die Franzosen, suchte er seine Politik von allen Seiten zu stützen, insbesondere durch geordnete Finanzen, gute Verwaltung, Befestigung von Karls Stellung in Spanien, sowie durch ein sehr weitherziges Entgegenkommen in Italien, wo ihm Karls persönliche Gegenwart immer dringender schien.

Wolfsey dagegen glaubte gar nicht an die Durchführbarkeit der phantastischen Ideen dieser Ritterkönige. Um so mehr suchte er seinen Herrn durch Übertreibungen davon abzubringen. Außerdem, wie Gattinara jede Stärkung Englands widerriet, so wünschte Wolfsey zu vermeiden, daß der Herr der Niederlande und von Spanien noch mächtiger würde. Das wirksamste Gegengewicht schien ihm nun doppelt bei Frankreich zu liegen, finanziell und politisch. Wozu war Frankreich damals nicht bereit!

Beide Staatsmänner steigerten ihren Gegensinn wider einander in der Einwirkung auf ihre Fürsten. Sie wußten ganz genau, daß die alten Grundlagen ihrer Bündnisse längst zerbröckelt waren. Man kannte in London so gut die portugiesischen Heiratspläne wie in Spanien die englisch-schottischen Verhandlungen. Ja, die sehr bedenklichen Seitensprünge der englischen Politik waren dem klugen kaiserlichen Gesandten de Praet so wenig entgangen, daß ihn Wolfsey mit wachsendem Argwohn überwachte, eines Tages seinen Boten über-

fallen ließ und dem Gesandten seine erbrochenen Briefe unter den größten Drohungen vorhielt, ihm auch jeden weiteren Verkehr mit dem Hofe verbot. Das war noch vor Pavia gewesen. Karl hatte damals diese Verletzung völkerrechtlicher Formen hingenommen, weil er sich von dem guten Willen Englands gar zu sehr abhängig fühlte. Als dann des Königs verwegenste Hoffnungen wieder hoch aufschossen, ließ Wolsey durch seine Gesandten Tunstal und Wingfield schon im Mai 1525 zu Toledo den „großen Plan“ in den unsinnigsten Ausmaßen vortragen. In dem Augenblicke, wo in Spanien alles auf die portugiesische Ehe steuerte, ließ er geltend machen, daß Karl mit der Hand der Erbin Englands schließlich auch die Krone von Frankreich gewinne, wenn er jetzt mit dem Könige zugreife. In dem Augenblicke, wo die finanzielle Lage der kaiserlichen Regierung nichts mehr als einen vorteilhaften Frieden wünschen mußte, ließ er zum Kriege drängen und zugleich die alten Schulden einmahnen. Eine kaiserliche Gesandtschaft nach England brachte ihm erst recht Wasser auf seine Mühle, insofern er seinem Könige gegenüber erreichen mußte, daß ein Bruch der Verträge von Karl ausgehe. Denn er sah mit der Klarheit seiner Landsleute sehr deutlich, wie wenig bei der gegenwärtigen Lage vom Kaiser zu erwarten war, wie viel dagegen von Frankreich. Denn für Frankreich bedeutete es eine gar nicht zu ermessende Entlastung, gerade jetzt England vom Kaiser zu trennen. Also machte Wolsey, dem es gelang, die hilflosen Forderungen und Anerbietungen des Kaisers bei seinem Herrn in das rechte Licht zu setzen, beizeiten mit Frankreich einen Separatfrieden auf Zahlung von 1 700 000 Solis und eines Geschenkes von 130 000 an ihn selbst. Am 14. August erfolgte der Waffenstillstand, am 30. die Unterzeichnung des Vertrages von Moore, der am 6. September veröffentlicht wurde. England verbesserte seine Stellung gegenüber Schottland, schied aus uferlosen Plänen, buchte einen großen klingenden Gewinn und — blieb von beiden Seiten umworben.

So wurde England dank Wolseys illusionsloser Politik zum ersten Nutznießer von Pavia.

Der Kaiser, den schlechte Nachrichten aus dem unruhigen Deutschland, besorgliche aus Italien bedrängten, konnte dank der Lösung von den englischen Verpflichtungen zwar seine Verhandlungen mit Portugal zum Abschluß bringen, verstrickte sich aber im übrigen immer hoffnungsloser in die eigenen Schlingen. Wie seine ersten Gesandten nach Frankreich von der Regentin zu Lyon, umgeben von ihren Großen, in stolzer Haltung beschieden worden waren, so scheiterten alle weiteren Verhandlungen an seiner eigenen unbiegsamen Forderung einer Abtretung der altburgundischen Lande und an der ebenso entschlossenen Ab-

lehnung dieser Zumutung durch Frankreich. Es hat etwas Großartiges und erinnert an die Lage Philipps des Schönen, wie auch jetzt alle Stände des Landes aufgerufen wurden und einmütig diesem Rufe folgten.

Franz hatte sich freilich in seinen Erwartungen einer persönlichen Einwirkung auf Karl getäuscht. Dieser ignorierte ihn Monate lang, obwohl er seinen Gegner überhaupt noch nicht zu Gesicht bekommen hatte. Erst als durch einen Kurier an den auf der Jagd befindlichen Kaiser die Nachricht gebracht wurde, der erkrankte König liege im Sterben, jagte er in Eilritten zu ihm, bezeugte ihm mit einer gewissen Überschwenglichkeit seine Teilnahme, wiederholte auch seinen Besuch noch einmal, um sich dann wieder völlig zurückzuhalten. Im September traf auch die verwitwete Herzogin von Mençon, Franz' liebende und geistig bedeutende Schwester, zum Besuch und zu Verhandlungen ein. Ihr kam Karl so ritterlich entgegen, daß sich schon Besorgnisse an diese Begegnung knüpften. Aber auch ihre Verhandlungen, vom 4. bis zum 13. Oktober in Toledo, blieben gänzlich ergebnislos. Ebenso die langen Gespräche, die der von England abberufene und nach Lyon gesandte de Praet mit der Regentin führte; nicht minder die von ernstester Friedenssehnsucht getragenen Einwirkungen Margaretes aus den Niederlanden, wobei zum ersten Male der später für Karl so wichtige Nicolaus Perrenot, Herr von Granvelle, als ihr Gesandter hervortrat.

Noch einmal müssen wir Gattinara hören, bevor er für uns aus diesen Verhandlungen ausscheidet. Denn seine bisher kaum benutzten Denkschriften führen doch viel tiefer in die Geheimnisse des kaiserlichen Kabinetts ein als all die flug kombinierenden Berichte fremder Gesandten, auf die sich unsere älteren Darstellungen vorzüglich stützten. Noch während die Herzogin von Mençon im Lande war und der König von Frankreich krank lag, erörterte Gattinara die Lage. Sein letztes Ziel blieb eine wahrhaft kaiserliche Politik gegen Häretiker und Ungläubige, ihr wichtigstes Mittel die Fahrt des Kaisers nach Italien unter Bereitstellung einer Flotte, was man mit dem Hinweis auf die Schwierigkeiten in Mexiko tarnen könne; inzwischen Abordnung einer wichtigen Persönlichkeit, am besten des Vizekönigs (den Gattinara offenbar entfernen wollte) an den Papst zur vorläufigen Regelung der Dinge in Italien. Dem Papst dürfe man noch nicht zu unvorsichtig von dem Konzile reden, das er selbst als Bastard und wegen der Unregelmäßigkeiten seiner Wahl fürchten werde; dafür solle man Geld von ihm fordern zur Bekämpfung der Lutheraner und der Türken. Die Sorge für die Finanzen erschien dem Kanzler noch immer als das Wichtigste; deshalb wollte er die Cortes gewinnen, die portugiesische Ehe vollziehen, die Mittel aus Neuspanien mit denen der Kirche vereinigen und ihre Verwaltung

in die Hände des Alonso Guttierrez und des Juan de Bozmediano legen; sie seien zwar reine Juden, aber bei der gegenwärtigen Lage bleibe keine Wahl. Nur so könne der Kaiser auch England befriedigen — das wurde offenbar geschrieben, als man von dem englischen Separatfrieden noch nichts wußte.

Vor allem drängte Gattinara darauf, baldigst die Personen zu bestimmen, die alle seine, die große Politik stützenden Maßregeln durchführen sollten. Es war umsonst. Der Kaiser blickte starr auf seine Forderung Burgund, erwartete die Entscheidung von einem Worte des französischen Königs und schien alles andere kaum zu beachten.

Die letzten Angebote der Franzosen waren: völliger Verzicht auf Italien, auf Neapel, auf Mailand, auf Flandern und Artois einschließlich Hesdin und Thérouanne, dazu ein Lösegeld von drei Millionen Goldtalern.

Karl wollte kein Geld; er wollte nur sein Recht, Burgund. Man war nach neunmonatigen Verhandlungen auf dem alten toten Punkt. Ein verwegener Fluchtplan des Königs scheiterte; er war der Gefangenschaft sehr überdrüssig, zumal nach seiner Krankheit, die ihn, den Freund der Jagd und der Bewegung, sehr mitgenommen hatte. So schienen die Kaiserlichen ihren Zweck doch noch zu erreichen, als Franz Ende November erklärte, er sei nun zu allem bereit, aber die Übergabe Burgunds könne nur er selbst in Frankreich erwirken. Als Garantie bot er seine Ehe mit der Königin Eleonore und die Bestellung seiner Söhne als Geiseln. Eleonore war in der Tat durch Lannoy für den König gewonnen, gegen Bourbon; dieser sollte durch Mailand entschädigt werden. Franz aber hatte sich längst vorher zum ersten Male durch seinen notariellen Protest vom 16. August gesichert: Sollte er durch lange Gefangenschaft sich zu etwas bewegen lassen, das gegen Pflicht und Ehre sei, so erkläre er das von vornherein für null und nichtig. Im Dezember gingen die Verhandlungen endgültig aus den Händen des längst verzweifelten Gattinara in die Hände von Lannoy und Moncada über, denen der Kabinettssekretär Lalemand beigegeben wurde. Gattinara spottete über das blinde Vertrauen Lannoys zum Könige und weissagte den Mißerfolg. Als man ihn deshalb abergläubisch nannte, gab er die stolze Antwort, die Quellen seines „Aberglaubens“ seien die geschichtliche Erfahrung und die Beobachtung der Gegenwart, woraus sich die Zukunft von selbst ergebe. Lannoy aber verhandelte nun in Madrid und kam am 19. Dezember zum Abschluß. Das umfangreiche Aktenstück mit seinen 50 Artikeln zählt alle Verzichtleistungen des Königs von Frankreich auf, und ebenso alle Pflichten, die er übernahm gegenüber den Gütern der Untertanen des Kaisers in Frankreich, der Dranien, Nassau, Croy, Siennes und Bergy; er soll seine alten Verbündeten Navarra, Geldern,

Württemberg und Robert von der Mark preisgeben, dem Kaiser zum Zuge nach Italien eine Flotte zur Verfügung stellen mit Geschütz und Matrosen, selbst auch 200 000 Soldaten und 500 Gensdarmes bereithalten. Das Ganze gipfelt in dem gemeinsamen Kreuzzuge. Man befindet sich in uralten französisch-burgundischen Ideologien. Die Freigabe des Königs sollte erfolgen gegen Bestellung seiner beiden älteren Söhne als Geiseln, die Ratifikation sechs Wochen nach der Freigabe des Königs, die Zustimmung des Parlaments und der Stände binnen vier Monaten.

Der 14. Januar 1526 war für den Schlußakt angelegt. Er begann mit einem Vorspiel am 13., wo Franz unter dem Siegel der Verschwiegenheit vor seinen Gesandten, dem Erzbischof von Embrun, dem Parlamentspräsidenten de Selve, dem Connétable Montmorency und anderen, in aller Form den Protest vom August wiederholte. Auch die Szenerie des Schlusses blieb das Gemach des Königs. Im Hintergrunde ein Altar mit den heiligen Evangelien. Anwesend die kaiserlichen Bevollmächtigten Lannoy, Moncada und Lalemand, der das Protokoll aufnahm; ihnen gegenüber der König und sein Gefolge. Franz beschwor den Vertrag mit einem feierlichen Eide und leistete durch Handschlag noch einmal Lannoy gegenüber das Versprechen des Edelmanns, in die Gefangenschaft zurückzukehren, wenn er seine Verpflichtungen nicht würde erfüllen können.

Das war der Friede von Madrid, der schon tot war, als er so feierlich beschworen und von den burgundischen Rittern so gutgläubig hingenommen wurde. Als Gattinara ihn siegeln sollte, weigerte er sich unter Berufung auf seine Pflicht gegenüber dem Kaiser.

Am 19. Januar wechselte Lannoy als Vertreter der Königin Eleonore das Eheversprechen mit dem Könige von Frankreich. Erst im Februar trafen sich die Herrscher selbst wieder für einige Tage, diesmal mit Eleonore, in Alcasas. Wiederum tauschten sie die bündigsten Versicherungen. Karl beschwor seinen „Bruder“ nochmals, ihn nicht zu betrügen, am wenigsten in seiner Schwester Eleonore. Als Brüder schieden sie voneinander.

Das Geleit bis zur Grenze gaben dem Könige Lannoy und Marcon, die von Anfang an seine Wächter und Beschützer gewesen waren. Am 17. März erfolgte die Freigabe in San Sebastian nach den umständlichsten Sicherungen in allen Formen des Rechtes und des Zeremoniells unter Austausch mit den Prinzen. „Eure Hoheit sind nun frei“, sagte Lannoy, „gedenken Sie Ihres Versprechens?“ „Es soll nichts fehlen“, sagte der König und setzte seinen Fuß auf den Boden Frankreichs.

6. Kaisertum und Papsttum 1526—1530

Es ist einer der merkwürdigsten Züge echter Geschichte, mit dem die Logik des Dramatikers nichts anzufangen weiß, der aber der Komödie vertraut ist, daß schuldhafte Gegensätze hinüberspringen auf ursprünglich unbeteiligte Paare oder Gruppen, die sich dessen gar nicht versehen, aber von der ihnen zuströmenden Gegensätzlichkeit um so leidenschaftlicher ergriffen werden. Kaisertum und Papsttum hatten einander geschaffen wie Doppelsterne aus der gleichen Kraft. Sie gehörten zusammen auch in ihrer Spannung. Niemals mehr, sollte man meinen, als in diesen Jahren, da nach dem Fall von Rhodos die Lebensgefahr für den apostolischen König von Ungarn in aller Munde war, da die Ausbreitung der Ketzerei und Unbotmäßigkeit aus dem Schoße der lutherischen Bewegung dem Abendlande schreckhaft zum Bewußtsein kam; da die reichen Einkünfte der römischen Kurie aus Deutschland sehr ernstlich auf dem Spiele standen, und der regierende Papst obendrein dem Hause entstammte, das nur durch spanische Waffen wieder zur Herrschaft in Florenz gekommen war; er selbst alter Parteigänger des Kaisers, zweimal sein Kandidat bei der Papstwahl. Tragische Schuld hatte sich dagegen in dem längst unwarhaftigen Intrigenspiel zwischen der englischen und der kaiserlichen Regierung aufgespeichert. Aber sie wurde nicht gesühnt oder gelöst, sondern umgesezt in die kaiserlich-päpstliche Gegnerschaft. Tragische Schuld häufte sich von Tag zu Tag zwischen Frankreich und Bourbon, Frankreich und dem Kaiser, aber auch sie blieb zunächst ungesühnt, verschärfte vielmehr nur dieselbe Spannung, die sich schließlich auf das grauenvollste auswirken sollte.

Isabella

Indessen begann das verhängnisvolle Jahr 1526 mit heiteren, reichen, lebensfrohen Bildern. Der Kaiser und König von Spanien, der nach dem Frieden von Madrid auf die französische Krone für seine Schwester Eleonore hoffte, sobald die Formalitäten der Ratifikation in Frankreich erledigt sein würden, feierte die eigene, lange erstrebte Hochzeit mit der Infantin von

Portugal in der Pracht des Frühlings von Andalusien, das auch er zum ersten Male betrat. Anfang Februar war die Braut an der Grenze in hohen Ehren von einer vornehmen Gesandtschaft in Empfang genommen worden. Die dreiundzwanzigjährige Prinzessin hatte es leichter als die meisten ihrer fürstlichen Schicksalsgenossinnen, die einsam in fremde Lande und Umgebungen zu unbekanntem Prinzen zogen. Sie blieb nahe der Heimat, bei einem stamm- und schicksalsverwandten Volke. Der festliche, fast überschwengliche Empfang in der Hochzeitsstadt, dem reichen aufgeräumten Sevilla, wo Strom und Ufer, wie in ihrer Heimat, von Ladungen und Wimpeln der Überseefahrer, von dem bunten Getriebe der Kaufmannschaft wimmelten, wo nach arabischer Sitte das saubere Wasser auch durch Gärten, Höfe und Bäder rauschte, mochte sie ebenso fürstlich wie vertraut anmuten. Am 10. März zog der Kaiser ein, noch prunkhafter als sie selbst vor einer Woche. An demselben Tage war die Trauung und die Hochzeit. Karl brachte der Braut alle Ehrfurcht des Mannes und des Fürsten entgegen und fühlte sich selbst zeit lebens dieser kleinen, zarten, sehr weiblichen Isabella innerlich verbunden. Tizian hat sie später gemalt als Inbegriff der Vornehmheit, wie es Karl brauchte.

Als die Sommerhitze heraufzog, siedelte das junge Paar von Sevilla über Cordoba nach dem kühleren Granada hinüber, und Karl selbst mag in der paradisißchen Alhambra erst begriffen haben, welche Herrlichkeiten ihm das Leben bis dahin aufgespart hatte. Sein Wesen innerer Beharrung, äußerer Zurückhaltung und ehrerbietiger Scheu mochten der Infantin zugleich kaiserlich und liebenswert erscheinen. Seine kirchliche Haltung blieb, wie die ihrige, von strengster Form; vor der Brautnacht wurde noch die Messe gehört. Der Kardinal Salviati, der die Trauung vollzogen hatte, und der päpstliche Nuntius Baldassare Castiglione betonten immer wieder die ausgesprochene Ergebenheit des Kaisers gegen die heilige Kirche. Als der Kaiser einen hohen Prälaten, den Bischof von Zamora, einen der letzten Aufrührer aus den Tagen der Comuneros, der durch Totschlag an seinem Wächter vollends zum Verbrecher geworden war, von Rechts wegen hatte hinrichten lassen, nahm er es sich sehr zu Herzen, als er erfuhr, dadurch der Exkommunikation verfallen zu sein. Wochenlang hielt er sich vom Gottesdienste fern, um dann in dem stimmungsvollen Hieronymitenkloster bei Sevilla unter Myrten und Drangen das Glück der Wiederausöhnung mit der heiligen Kirche zu genießen.

Vertragsbruch des Königs von Frankreich Neuer Aufakt in Italien

In diesen Frieden klangen schrill die Nachrichten aus der großen Welt. Die Königin Eleonore und mit ihr Lannoy warteten vergebens auf die Erfüllung der französischen Versprechungen, zunächst also auf die Ratifikation des Madrider Vertrages. In Bayonne hatte Franz I seine Mutter wieder begrüßt; dann war der Hof langsam tiefer ins Land gezogen. Als nun der kaiserliche Gesandte de Praet mahnte, als der unruhig werdende Lannoy einen seiner Edelleute vorschickte, ließ ihnen der König am 2. April durch Robertet aus dem königlichen Rat schreiben, er habe vernommen, was Peñalosa überbracht; allein der Vertrag von Madrid, zu dem er seine Untertanen erst habe gewinnen wollen, sei wider Erwarten inzwischen in Antwerpen, Florenz und Rom gedruckt, so daß unter seinen Großen, zumal der Bourgogne, merkliche Erregung herrsche, und er sich nun erst recht mit ihnen verständigen müsse, was ihm mit Gottes Hilfe hoffentlich gelingen werde.

Lannoy, der mit der Königin in Vittoria weilte, schrieb sehr betreten an den Kaiser; er wünschte die Königin und die Prinzen dem Connétable von Castilien anzuvertrauen und dem Kaiser anderweit zu dienen. Der Kaiser jedoch beauftragte auf Gattinaras Vorschlag alsbald Lannoy selbst mit dem letzten schweren Gang; er sollte den König von Frankreich, der ja ihm ganz persönlich sein Ehrenwort gegeben hatte, noch einmal mündlich aufnehmen.

Lannoy fand den Hof in Cognac, Franz' Geburtschloß, und hier war es, daß der Vizekönig den völligen Zusammenbruch der bisher von ihm vertretenen Politik erleben mußte. Am 16. Mai berichtete er dem Kaiser, daß der ständige Gesandte de Praet und er vor den königlichen Rat gebeten seien, und man ihnen hier mit dürren Worten eröffnet habe, der Vertrag von Madrid sei erzwungen und binde deshalb nicht. Von der Rückgabe der Bourgogne könne keine Rede sein; im übrigen würde man sich entsprechend verhalten. Wieder bat Lannoy um seine Abberufung.

Aber der Kaiser wünschte jetzt Zeit zu gewinnen und hieß ihn noch verweilen. So lebte der Vizekönig wochenlang am Hofe des Mannes, der ihm so viel verdankte. Kein Wunder, daß sich die Legende alsbald der Situation bemächtigte. Schon Macqueray erzählt, der König habe voll Verständnis für die unfreundliche Aufnahme, die Lannoy zu Hause erwarten müsse, ihm in aller Form Ehren und Besitzungen des Connétable von Bourbon angetragen; Lannoy habe das abgewiesen. Daß er sehr geehrt wurde, berichtet auch Granvelle,

der mit Praet und Lannoy damals in Cognac weilte. Des Kaisers ritterliche Gesinnung dachte nicht daran, die eigene Enttäuschung Lannoy entgelten zu lassen. Als dieser in seinem Brief vom 16. Mai einfließen ließ, daß Gattinara in einer persönlichen Sache nun wohl gegen ihn wirken werde, beeilte sich Karl, ihm die erbetene Huld sofort zu erweisen. Er empfing ihn auch freundlich in Granada und ließ ihn als seinen vornehmsten Vertrauensmann neben Ugo de Moncada und Francesco de los Angeles in die wieder überaus schwierig gewordenen Verhältnisse nach Italien zurückkehren. Die eigene Italienfahrt, im Februar noch für Johanni in Aussicht genommen, verzögerte sich, sehr zum Leidwesen Ferdinands, der Hilfe in Deutschland und Ungarn und, als vornehmsten Gewinn der Kaiserkrönung, seine Wahl zum römischen Könige erhoffte. Gattinara trieb und riet und bat vergebens. Eines Tages schien ihm der Kaiser „wie aus Träumen zu erwachen“; aber es geschah doch nichts.

Die am 22. Mai 1526 in Cognac, fast unter den Augen Lannoys, vollzogene neue Liga zwischen dem Papst, König Franz, dem Herzog Sforza, Florenz und Venedig war ebenso sehr aus den uns bekannten Umständen natürlich gewachsen, wie durch die alten Eiferer an der Kurie und in Venedig betrieben worden. Das Entscheidende wurde, daß damit ohne jede Not gerade der Papst wieder unter die alten Feinde des Kaisers trat. Die Liga erfreute sich, wie man sagte, des Protektorats der Engländer, obwohl Heinrich VIII das Karl gegenüber einstweilen bestritt. Wichtiger war, daß sie die französische Auffassung von dem Vertrage von Madrid uneingeschränkt teilte, die Freigabe der Prinzen gegen Lösegeld verlangte, ebenso die Herstellung Sforzas, und es dem Papste anheimstellte zu bestimmen, mit welchem Gefolge der Kaiser zur Krönung nach Italien ziehen dürfe. Das klang gerade jetzt wie Spott und Hohn.

Gattinara sah deutlich den kirchenpolitischen Kampf heraufziehen und empfand richtig die Belastung, die ein solcher Kampf für die spanische Seele bedeuten würde. So sorgte er vor, wandte sich an den königlichen Rat von Castilien und ließ durch diesen für die Krone ausdrücklich das Recht in Anspruch nehmen, ihre Länder mit der Waffe zu verteidigen, auch gegen den Papst. Der Rat empfahl, die Waffen zu unterstützen durch Kirchengebete, wie in den Tagen der *Catolicos*; vor allem dem Papst zu erklären, daß der Kaiser in der heiligen Kirche leben und sterben wolle; ihn deshalb zu beschwören, die Waffen niederzulegen in einer Zeit, wo der Erzkaiser Luther sich erhoben und jegliche Spaltung in der Christenheit ängstlich zu vermeiden sei. Auch bei dem Kollegium der Kardinäle solle man vorstellig werden, daß sie als die Säulen der Kirche den Papst abhielten vom Kampfe gegen den Kaiser,

das vornehmste Glied der Kirche; endlich, die Cortes zu berufen und zwar nicht nur die Prokuratoren der Städte, sondern auch Prälaten und Granden, um in derselben Sache ihren Rat zu erbitten. Von Gattinara war es klug, gerade in dieser Lage den Kaiser zu ermahnen, endlich die Eidesleistung vor den Cortes von Valencia nachzuholen, wo er sich nahe der Küste befinde und seine Überfahrt nach Italien unauffällig ins Werk setzen könne.

Der Kaiser fühlte sich durch die neue Lage vor allem persönlich getroffen.

Als ihm am 17. August eine französische Botschaft in Gegenwart des Nuntius Castiglione, der uns davon berichtet, und des venezianischen Gesandten, die Auffassung der Liga unverblümt vortrug, übermannte der Zorn selbst seine sonst so gemessene Art. „Wenn Euer König sein Versprechen gehalten hätte“, sagte er den Herren, „könnten wir uns diese Verhandlungen sparen. Ich will von ihm kein Geld, auch nicht für seine Kinder. Er hat mich betrogen, er hat nicht ritterlich, nicht wie ein Edelmann gehandelt, sondern niederträchtig. Ich fordere, daß der allerchristlichste König sein Wort hält und wieder mein Gefangener wird, wenn er seinen Vertrag nicht erfüllen kann. Besser wäre, diesen Streit zwischen uns persönlich auszufechten, als soviel Christenblut zu vergießen.“ Er redete zu tauben Ohren, denn die Franzosen fühlten sich getragen von der Zustimmung ihrer Landsleute und der heiligen Liga.

Gattinara hatte mit seinem Mißtrauen recht behalten. Aber er triumphierte nicht. „Lieber hätte ich geschwiegen“, sagte er im geheimen Rat, als man seine Meinung begehrte. Aber da er gefragt sei, müsse er antworten. Die Wunde sei tödlich. Angesichts der hoffnungslosen Lage möchten doch diejenigen raten, die immer Frankreich vertraut und Italien vernachlässigt hätten. Er sehe, wie Susanna, keinen Ausweg. Der Fluch der unvermeidlichen Heimsuchung Italiens falle auf den Kaiser. Gott erbarme sich allerdings der Reumütigen; aber der Kaiser müsse seine Politik wirklich völlig ändern.

Ende Juli erwog man am Kaiserhof nochmals die so oft vorbereitete Fahrt Karls zur See nach Italien; wenn das nicht angehe, wenigstens das Eingreifen Ferdinands von Norden her. Um aber Ferdinand die Hände freizumachen, und zugleich deutsche Kräfte für dieses Unternehmen zu gewinnen, faßte man ganz überraschend die Idee eines Religionsfriedens ins Auge. Es war noch etwas sehr Bescheidenes, was man zugestehen wollte, aber es bleibt doch überaus bedeutsam, daß der Gedanke von Zugeständnissen in Deutschland zuerst um Italien willen auftauchte. Wörtlich nach einem Entwurf Gattinaras schrieb Karl darüber am 27. Juli 1526 einen sehr intimen Brief an seinen Bruder. Die Gedanken dieses Briefes weisen weit vor auf die spätere

Politik des Kaisers, wenn hier allen denen, die irgendwie durch Hinneigung zu der Sekte Luthers das Wormser Edikt verlegt und dadurch die Reichsacht auf sich gezogen hätten, Erlaß von Schuld und Strafe zugesichert werden soll, falls sie sich nur dem zukünftigen allgemeinen Konzil unterwürfen und sich inzwischen mit Person und Streitkräften in den Dienst des Kaisers stellten. Darüber wollte der Kaiser sogar ein neues, wohlverklaufuliertes, aber öffentliches Edikt ergehen lassen. Das alles freilich sollte in erster Linie dazu dienen, einen Druck auf den Papst auszuüben, wie der Kaiser ganz offen sagte; denn der Papst fürchte nichts so sehr wie das Konzil und könne nur so zur Vernunft gebracht werden.

Aber die Ereignisse in Italien selbst überholten die ausgeklügelten Feinheiten dieser Politik.

Weder die Botschaft Herreras noch die späteren Weisungen des Kaisers änderten etwas an dem schicksalhaften Zuge der italienischen Politik. Der Krieg sollte wieder beginnen, zu dem sich die verderblichste aller Verbindungen, Leidenschaft und Schwäche, die Hand gereicht hatten. Nochmals sollten die Spanier aus Mailand und Genua verjagt werden und über das alte Kampfgebiet von neuem alles das ergehen, was Gattinara in bitterer Erregung als Folge der unüberlegten Politik seines Hofes hinstellte: „endloses Beutemachen, tägliche Räuberei, Erpressung und Vergewaltigung, Schande an Frauen und Mädchen, Brandstiftung und alles andere Abscheuliche und Verderbliche zur Verwüstung des schönsten Landes.“

Noch lebte zu Florenz Nicolo Machiavelli. Seine Lage waren gezählt. Er hoffte bis zuletzt auf die Befreiung Italiens, das sich endlich ermannen sollte. Aber die Feder des großen Geschichtsdeuters hat seine letzten Erlebnisse nicht mehr festgehalten. Dagegen stand sein Landsmann, Francesco Guicciardini, als päpstlicher Gouverneur mitten in den Geschäften, die er sogar mitbestimmte, in denen seine klugen und drängenden Briefe dieselbe Klarheit des Geistes erkennen lassen, mit der er die Dinge in seiner Geschichte Italiens noch einmal darzustellen vermochte. Schmerzlich nur, daß diese klassische Darstellung von den eigenen Landsleuten so wenig Rühmlisches zu berichten hatte. Alles Große und Kühne, auch alles Elementare und unheimlich Gewalttätige, findet sich auf Seiten der kaiserlichen Generale und Soldaten, Leyva, noch einmal Bourbon und immer wieder Frundsberg; — alles Zögern, alles Bangen, alle Mattigkeit dagegen auf der Seite des Papstes und seiner Alliierten. Alle die kleinen Territorialinteressen des Papstes spielten wieder ihre Rolle: Reggio und Rubiera, Parma und Piacenza, sowie das Verhältnis zu Ferrara. Lannoy und Moncada verbrauchten sich als Vermittler im Sinne

einer hinhaltenden, vor dem Äußersten zurückscheuenden Politik des Kaisers. Das Ganze ein Bild unbeschreiblicher Verwirrung ein gutes Jahr nach der scheinbar weltgeschichtlichen Entscheidung von Pavia.

Wie um die hoffnungslose Zerfahrenheit der italienischen Verhältnisse recht drastisch zu machen, tauchte in diesem Augenblicke aus der historischen Landschaft der Campagna di Roma ein Stück tiefsten Mittelalters auf, die Privatfehde der Colonna von Genzano gegen den Papst unter Führung des Kardinals Pompeo Colonna. Man fühlt sich in die Lage Bonifaz' VIII zurückversetzt. Die Colonna zogen mit stattlichem Aufgebot gegen Rom; an der Grenze Neapels, nicht weit entfernt, standen die Kaiserlichen in Reserve. Da bequimte sich Clemens VII wenigstens zu einem Vertrage mit den Colonna.

Die kaiserliche Instruktion für Ugo de Moncada vom 11. Juni bedeutete, wie die früheren Weisungen, ein fast befremdliches Entgegenkommen; sie enthielt als letzte Richtschnur, auf alle Weise die Freundschaft mit dem Papste zu wahren. Nur wenn das ganz und gar nicht zu erwirken sei, sollte Moncada die Freiheit haben, sich mit den Colonna zu verbinden. Der Papst bot den Kaiserlichen in der That keine Möglichkeiten. Ihn beherrschten neben kleinlichen Interessen die Unsicherheit und die Furcht vor denen, die es noch einmal mit der Befreiung Italiens von den Barbaren versuchen wollten, obwohl bald klar wurde, daß nach der Rückkehr Franz' I in sein Königreich auch die französischen Ansprüche auf Italien wieder lebendig geworden waren, und man nur die Wahl hatte zwischen Frankreich oder Spanien.

Clemens VII hatte seinen erneuten Bruch mit dem Kaiser schon vollzogen, ohne dessen letzte Anerbietungen abzuwarten. In einem langen Schreiben vom 23. Juni 1526, das die weitesttragenden Folgen haben sollte, verwahrte er sich gegen den Kaiser. Das Schreiben bewegte sich in dem üblichen kurialen Stil, der auch in die schneidende Kälte der politischen Höhenluft noch die weichen Schalmeyen des bekümmerten Hirten friedlicher Triften ertönen ließ und in dieser Stillosigkeit sich wie eitel Heuchelei ausnimmt. Während alle Welt wußte, welche Kräfte den Papst seit dem letzten Einfall der Franzosen in das Mailändische betört hatten, sollte nach diesem Schreiben sein ganzes Sinnen und Trachten nur bedacht gewesen sein auf Fürsorge für den Frieden in der Christenheit, der von niemand anderem gestört werde, als von diesem Kaiser, den er seinerseits mit Günstbezeugungen überschüttet habe. Moncadas Anerbietungen seien zu spät gekommen, ihn von der Ergreifung der Waffen zur Abwehr der Knechtschaft abzuhalten.

Der Sturm der Colonna war durch die Waffenruhe nur zum Stehen gekommen. Was von der Lombardei aus drohte, ahnte niemand.

In den Augusttagen des Jahres 1526, da Karl noch in Granada weilte, seine Heere in der Lombardei auf einen Angriff der Liga gefaßt sein mußten, Lannoy sich rüstete nach Neapel zurückzukehren, gelangte in Deutschland der Reichstag von Speyer zum Abschluß, den Ferdinand gefürchtet und schließlich durch ein Kompromiß beendet hatte, das eine neue Parole enthielt. Am 25. Juni mit einer kaiserlichen Proposition eröffnet, zeigte er eigentlich schon ein neues Deutschland. Man hat früher über sein Ergebnis gestritten; es war formell in der That nur ein Kompromiß; die Kräfte aber, die in ihm zum Stehen kamen, waren schon vor dem Reichstag deutlich erkennbar und zum Teil in sich geprägt. Aus der Sickingischen Fehde und dem Bauernkrieg war das Fürstentum gewaltig gestärkt hervorgegangen; es war sich in Gruppen seiner Macht bewußt geworden, und seine Bündnispolitik, seit Jahrhunderten erprobt und mißbraucht, ging einer neuen Periode der Blüte entgegen. Denn es gab jetzt größere und erregendere Fragen, als die freilich immer neu aufschießenden Erbstreitigkeiten und Grenzspäne. Man sah sich durch den burgundisch-spanischen Kaiser mit einem Male in einer geöffneten Welt und durch die Lutherfrage nicht nur innerlich, sondern auch politisch aufgerufen. Man hatte schon zu viel von den Gravamina gegen den römischen Stuhl geredet; nun erkannte man in diesem heiligen Stuhl auch eine sehr eindeutig politische Größe, die sogar mit dem Kaiser im Streit liegen konnte, was verwirrend und befreiend zugleich wirkte. Zur Beschäftigung mit den Kirchenfragen aber sahen sich Fürsten und Städte ebensosehr durch die Abwehr von Aufruhr, Schwärmerie und Unbotmäßigkeit getrieben, wie umgekehrt durch die Fürsorge für das reine Evangelium gegen römische Mißbräuche innerer und äußerer Art. So bildeten sich Fürstenbündnisse sehr verschiedener Richtung. Jene mittel-deutschen Fürsten, der Kurfürst von Mainz, Herzog Georg von Sachsen und Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel, die sich im Juli 1525 zu Dessau getroffen hatten und später den Braunschweiger zum Kaiser sandten, waren gut kaiserlich und altkirchlich gesinnt; Kursachsen und Hessen dagegen, die ihren Bund in Gotha begründet und im Februar 1526 zu Torgau abgeschlossen hatten, standen in der Opposition; während die Vereinigung der Bundesgenossen gegen Sickingen, also Pfalz, Trier und Hessen den Kern einer neutralen Gruppe bildeten, zu der auch Bayern gezogen werden konnte, falls man Fürstenpolitik gegen das Kaiserhaus treiben wollte; Bayern sollte bald Gelegenheit haben, sich in einer derartigen Gegnerschaft zu fühlen.

Die Auffassung des Kaisers, der im übrigen dieses Reich weder in Anspruch nahm noch regierte, lautete sehr einfach auf Durchführung des Wormser Ediktes, Bekämpfung aller Ketzerei und allen Aufruhrs, im besten Falle Aufschub der Durchführung bis zu einem Konzil. Den meisten deutschen Ständen erschien eine so bequeme Formulierung den großen Fragen des Tages nicht mehr zu entsprechen. Das brachte der Speyerische Reichstag aufs neue zur Erscheinung. Mit dem Kaiser teilte man das Verlangen nach einem allgemeinen Konzil. Sollte es nicht sobald dazu kommen, was nach den Weltläufen anzunehmen, so begehrten sie aufs neue eine Nationalversammlung. Bis dahin aber sollte sich ein jeder Stand in Ansehung des Ediktes so verhalten, „wie er es gegen Gott und kaiserliche Majestät verantworten könne“. Ursprünglich hatte der Ausschuß vorgeschlagen: „gegen Gott zuvorab“; das „zuvorab“ hatte man gestrichen und so das göttliche und menschliche Recht völlig gleichgeordnet. Das war ganz unmißverständlich. Die einen fühlten sich an das historische alte Recht gebunden, die anderen griffen innerlich revolutionär nach einem noch ungeschriebenen, aber in tiefster Seele geahnten neuen Recht. Daß es möglich war, diese Antithese in den Reichstagsabschied vom 27. August zu bringen, enthüllt das unausgesprochene Gleichgewicht der Parteien.

Ferdinand hatte zum Abschluß gedrängt wegen der überaus beängstigenden Nachrichten aus Ungarn. Von den Ständen war auf sein Betreiben wirklich eine bescheidene Türkenhilfe zur Verfügung gestellt worden. Man hätte nun denken sollen, daß Ferdinand alsbald zur Aufstellung von Truppen, wenn nicht zum Eingreifen in Ungarn, so doch zum Grenzschutz nach Österreich geeilt wäre. Statt dessen finden wir ihn zunächst in Innsbruck, und selbst nach Empfang der Nachricht von der Katastrophe von Mohacz (29. August) ängstlicher bemüht um das Aufgebot zur Unterstützung der kaiserlichen Politik in Mailand, als um die Nöte an der Donau. Offenbar betrachtete er Mailand in einer ererbten universalen Neigung noch als seine eigene Sache. Man darf das nicht vergessen, wenn man später seine auch durch große Enttäuschungen nicht erschütterte Treue zu dem kaiserlichen Bruder würdigen will.

Indessen, der Zusammenbruch der ungarischen Macht bei Mohacz war eines der überraschendsten und zugleich folgenschwersten Ereignisse des Jahrhunderts. Niemand war ernstlich darauf vorbereitet. Selbst die Schlacht, wenn man sie so nennen darf, war leichtsinnig improvisiert, unter widerwilliger Teilnahme des jungen Königs, ohne Führung, ohne Plan, ein unüberlegter Ansturm unzulänglicher Haufen gegen die türkische Übermacht des Sultans Suleiman. Der König kam um auf der Flucht. Mit seinem kinderlosen Tode

aber war das ganz ungefestigte, seit den Tagen der Hunyadi ungepflegte Reich unbeerbt. Erledigt waren auch die Länder Böhmen, Mähren, Schlessen und die Lausitz — ein ungeheures, ungeordnetes, gar nicht einheitlich zu denkendes Machtgefüge, dynastisch an Polen angelehnt, vertraglich an Österreich.

So liefen die Dinge zunächst völlig auseinander. Das, was sich Maximilian bei den Erbverträgen in seiner leichten Art so einfach gedacht hatte, das Zusammenhalten dieser Lande mit Österreich, erwies sich unter diesen Umständen als eine unendlich schwierige Aufgabe. Aber sie wurde von der sicheren Tradition der nachgerade in den Händeln dieser Welt sehr erfahrenen österreichischen Staatskunst und dem zähen Herrschervillen Ferdinands gelöst.

Zunächst kam es auf die Böhmen an, deren drei Stände, Herren, Ritter und Städte, mit größter Leidenschaft auf ihre freie Wahl pochten und noch während der Verhandlungen Kisten von Urkunden und Akten kommen ließen. Der Oberstburggraf hatte die Stände beschrieben. An Kandidaten fehlte es nicht; auch der König von Frankreich ließ sich melden. Ernsthafter waren die Werbungen der Herzöge Wilhelm und Ludwig von Bayern, die sich nur gegenseitig im Lichte standen. Am aussichtsreichsten Erzherzog Ferdinand von Österreich — freilich ja nicht nach Erbrecht oder den Verträgen! Aber seine Botschafter Siegmund von Pollheim, Hans von Starhemberg und Niklas Rabenhaupt, denen sich die ersten Würdenträger von Österreich und Steiermark, Georg von Buchheim und Siegmund von Dietrichstein anschlossen, boten die in solchen Fällen nötige Mischung kühner Versprechungen und geschickter Anpassung. Durch einen Wahlausschuß der drei Stände wurde am 22. Oktober Ferdinand vorgeschlagen, am 23. in der Wenzelskapelle auf dem Hradšchin einstimmig gewählt. Das bedeutete einen ungeheuren Erfolg seines Hauses, doppelt merkwürdig angesichts der Nöte, in denen er sich stets befand, und der Klagen, die über sein Regiment verbreitet wurden. Wirkte unbewußt nicht doch das Erbrecht seiner Frau, der Erzherzogin Anna? Wirkte nicht, wie in den Tagen Sigismunds, unbewußt auch die Idee von der Zusammenfassung aller Macht des Ostens, von der mittleren Oder bis an die Donau zur Verteidigung der Christenheit gegen den Islam? Am 24. Februar 1527 konnte Ferdinand in Prag gekrönt werden. Dem Hause Wittelsbach aber blieb der Stachel dieser Niederlage.

Viel weniger einfach vollzog sich die Nachfolge in Ungarn. Die blutjunge Witwe Marie erwies sich, von ihrem schweren Schicksal ungebeugt, alsbald äußerst rührig im Dienste ihres Bruders Ferdinand. War sie bis dahin, auch in den Augen der Ungarn und Böhmen, schon ihrem Manne sichtlich überlegen

gewesen, so zeigte sie jetzt vollends die politischen Instinkte ihrer Familie, die sie später im Dienste Karls V in den Niederlanden aufs neue glänzend bewähren sollte. Aber der erste Magnat des Landes, Johann Zapolya, Woiwode von Siebenbürgen, der mit seinem Aufgebot nicht mit in das Unglück von Mohacz hineingezogen war, da man ihn gar nicht abgewartet hatte, erfuhr nun mit seiner ungebrochenen Macht in den nationalen Kreisen stürmische Zustimmung zu seiner Wahl und konnte schon am 10. November in Stuhlweissenburg gekrönt werden. Das Land schien für die Habsburger verloren. Ferdinand befand sich in der doppelten Verlegenheit, daß er sich vor der vollendeten Tatsache sah und zugleich das Wahlrecht des Adels als das Entscheidende ablehnen mußte. Dieses anzuerkennen, hieß alles aus der Hand geben. So stützte er sich auf Erb- recht und Verträge und bezeichnete den vor ihm gewählten Johann Zapolya als Usurpator. Gleichwohl lehnte er eine Wahl nicht ganz ab, sondern ließ sich durch einen, wenn auch kleinen Kreis unter Vorsitz Marias am 17. Dezember in Preßburg erheben. Seine Aussichten blieben gering, obwohl die Türken nach ihrem überraschenden Erfolg ebenso unerwartet das Land wieder geräumt hatten. Aber in Johann Zapolya war nicht nur der Gegner Ferdinands im Lande, sondern auch der natürliche Bundesgenosse aller Gegner der Habsburger in Deutschland, Italien und Frankreich auf den Plan getreten. Vermittlungsversuche, wie sie der Kaiser dringend anriet, etwa von seiten des Königs von Polen, blieben stecken. Erst im nächsten Jahre sollte Ferdinand in Ungarn durch kühnen Vorstoß mehr Boden gewinnen.

Anklage des Papstes. Sacco di Roma 1527

Für das Haus Habsburg bedeutete die gewaltige Machterweiterung nach dem Osten sichtlich zugleich eine neue schwere Belastung. Der Oberstburggraf von Böhmen brachte sie auf eine fast weltgeschichtliche Formel, wenn er dem Hofkanzler Grafen Harrach schrieb: „Lieber Herr, Ihr seid noch nit über den Zaun; laßt uns oder unsere Nachkomben davon reden, welches besser gewesen wäre. Hungarn wird die anderen Lande aufzeren, und es ist besser, den Hungarn zu einem Nachparrn, er sei wie er sei, als den Türken zu einem Feind zu haben.“ Für Ferdinand aber bedeutete der Kampf um Ungarn zugleich eine Ablenkung aus dem Reich, das ihm ohnehin nicht viel bot; erst recht aus der französisch-italienischen Politik des Kaisers. Immerhin, in der Übergangszeit hatte er sich erstaun-

licherweise noch einmal um die Armee des Kaisers in Oberitalien bemüht. Wiederum war es Grundsberg, der sich rüstete, im Oktober als Retter in der Not „den Gesellen in Mailand“, unter denen er auch seinen Sohn Caspar wußte, zuzuziehen.

In Italien sah es verzweifelt aus, und aus diesen kleinstaatlichen Wirren stieg nun erst recht unheilvoll der immer größere kirchenpolitische Konflikt herauf. Am 23. September 1526 hatte die kaiserliche Besatzung von Cremona kapitulieren müssen, aber in denselben Tagen, am 21., waren die Colonna nun doch in Rom eingedrungen, hatten den Papst gedemütigt und unter anderem zur Absolution von der Schuld dieses Überfalls gezwungen, ohne daß damit in dem Gemüt des Papstes und in seinen Absichten, sich zu rächen, irgend etwas geändert worden wäre.

In denselben Septembertagen beantwortete der Kaiser in Granada jenes Breve des Papstes vom 23. Juni, das ihn so ungerecht und so unklug angeklagt hatte. Was man längst vermutet hat, ergibt der archivalische Befund von Simancas: die Antwort stammt aus der Feder des Sekretärs Alonso Valdes, der sich damit als kirchenpolitischer Publizist von Rang im Kabinett Gattinaras erwieß. In einer bisher nicht gewohnten Diktion geschliffener Sätze focht seine Feder gegen den altmodisch gewordenen Stil der Kurie. Die Schwächen und Unrichtigkeiten des Breves wurden schonungslos bloßgestellt; es sei nicht richtig, daß alle Könige den Papst gedrängt hätten; von den Königen von Portugal, Ungarn, Böhmen, Polen und Dänemark wisse man bestimmt das Gegenteil, und was England betreffe, so habe sein König gleichfalls die Liga verleugnet. Dann geht er zum Angriff über auf diese Politik der Kurie, von der Haltung Leos X im Wahlkampf an über die Tätigkeit Clemens VII vor Pavia und die Versuchung des Pescara bis zu all den Sünden dieses Vaters einer Christenheit, die das ihrerseits nicht fassen könne; bedrückend für den Kaiser, der sich wie im Traume fühle. Der Papst behaupte, sich verteidigen zu müssen, wo ihn doch niemand in der Welt angegriffen habe. Dagegen, so weisagt der Kaiser durch Alonso Valdez, müsse dieser Krieg zum Ruin der Kirche und zur Zerstörung der christlichen Gemeinschaft führen. Sei er, der Kaiser, es nicht gewesen, der sich in Deutschland vor den apostolischen Stuhl gestellt habe gegen die Gravamina? Auch heute noch wünsche er den Frieden. Lege der Papst die Waffen nieder, so würden alle anderen seinem Beispiel folgen, und man könne die Kraft der Christenheit gegen Ketzer und Türken kehren. Fahre aber der Papst fort, die Rolle nicht des Vaters, sondern des Feindes, nicht des Hirten, sondern des Wolfes zu spielen, dann werde der Kaiser notgedrungen an ein allgemeines Konzil appellieren.

Es waren Töne berechtigter Empörung, die sich zum Sturmgeläut steigerten durch ihr wohlvorbereitetes Hinaustreten an die Öffentlichkeit. Zunächst wurde der Schriftsatz in der Wohnung des Großkanzlers an den päpstlichen Nuntius feierlich übergeben, im Beisein von Bartolomeo Gattinara, Kanzler von Aragon, Jean Lalemand, Kabinettssekretär des Kaisers, des Sekretärs Alonso Baldes und des Notars Alexander Schweiß aus der Diözese Trier, der darüber ein Protokoll aufnahm. Castiglione antwortete, er habe inzwischen ein zweites Schreiben des Papstes (vom 25. Juni) erhalten mit dem Auftrage, es statt jenes ersten zu übergeben. Man hatte die Übereilung in Rom selbst empfunden. Der Nuntius sagte deshalb, aus dem zweiten Schreiben ergebe sich, wie unnötig und wie unangemessen diese Antwort sei; da er aber lieber ein Nuntius der Eintracht als der Zwietracht sein wolle, nehme er den Streitbrief entgegen.

Der Nuntius begnügte sich freilich nicht mit dem formellen Protest im Hause Gattinaras. Er ließ sich alsbald beim Kaiser melden, um über die Schärfe der kaiserlichen Äußerungen Klage zu führen. Der Kaiser empfing ihn wie gewöhnlich höflich und gemessen, beruhigte ihn außerdem durch ein eigenhändiges Billett, das der Nuntius aufbewahrt hat, und das etwa lautete: „Herr Nuntius! Nachdem Ihr mein Antwortschreiben an Seine Heiligkeit entgegengenommen habt, durch das ich unberechtigte Anschuldigungen zurückwies, habe ich Euch meine Meinung mündlich eingehender dargelegt und hoffe, daß der Papst darnach in Zukunft wieder die Haltung eines guten Vaters zu seinem ergebenen Sohn einnehmen wird. Ich der König.“

Allein trotz dieser persönlichen Glättung der Beziehungen ließ es der Kaiser doch geschehen, daß seine Antworten, sowohl auf das Schreiben vom 23., wie auf dasjenige vom 25. Juni, auch dem Papst selbst vor versammeltem Konfistorium in den Räumen am Papageienhofe des Vatikans am 12. Dezember förmlich ausgehändigt wurden; nicht minder in die Hände des Kardinals Orsini ein Schreiben an das Kollegium der Kardinäle, das sie aufforderte, beim Versagen des Papstes ihrerseits ein allgemeines Konzil auszusprechen. Auch über diese Vorgänge wurde ein Notariatsinstrument aufgenommen durch Alonso Cueva. Die Originale der Instrumente vom 17. Sept. und 12. Dez. liegen in Simancas und Madrid. Den gesamten Schriftwechsel aber, einschließlich der Notariatsinstrumente, ließ die kaiserliche Regierung alsbald durch den Druck verbreiten und zwar zusammen mit der von Gattinara konzipierten Antwort, die der Kaiser wieder einige Wochen später, am 12. Februar 1527, den Gesandten der Liga, also des Papstes, der Franzosen und der Venezianer erteilen ließ. Auch über diesen Akt wurde ein Protokoll aufgenommen mit Heinrich von

Nassau, Don Juan Manuel, Don Garcia Loaysa, Bischof von Osma, Präsident des Indienrates und kaiserlichem Reichsvater, Ludwig von Flandern, Herrn de Praet und dem ganzen Staatsrat als Zeugen. Von der Gegenseite wurden der apostolische Nuntius Baldassare Castiglione, die französischen Gesandten Jean Coulinot, Präsident von Bordeaux, und Gilbert Bayard, sowie der Gesandte Venedigs, Andrea Navagero aufgeführt. Am 17. Februar folgten Schreiben an den Herzog von Mailand und an den Dogen von Genua.

Während alle diese Briefe die Welt durcheilten, natürlich auch in Deutschland alsbald nachgedruckt wurden, bedeutete der Schriftwechsel als solcher nur ein diplomatisches Vorspiel.

Denn die militärische Lage in Italien hatte sich mittlerweile höchst sonderbar gestaltet. Jörg Brundsberg war wirklich wieder einmal über die schon winterlichen Alpen gezogen und hatte, dank der Unterstützung mit Geschützen durch den Herzog von Ferrara, den der Kaiser vor dem verspäteten Angebot des Papstes für sich gewonnen hatte, bereits den Übergang über den Mincio erzwungen, wobei ein Geschöß den Befehlshaber der päpstlichen Truppen, Giovanni Medici, tödlich verwundete. Das war Ende November 1526 gewesen. Militärischer Führer der Liga blieb der Herzog von Urbino, der sich aber in allem Zeit ließ. Des Papstes Verhalten schwankte je nach den Nachrichten, die ihm aus Frankreich oder England oder über seine anderen Verbündeten zukamen. Am Neujahrstag wandte er sich in feierlicher Ansprache gegen Lannoy und die Colonna; damals glaubte er schon des unmittelbaren Eingreifens der Franzosen sicher zu sein. Diese freilich begehrten als Lohn für die „Befreiung Italiens“ jetzt ausdrücklich auch Neapel! Lannoy traf mit dem Papst wechselnde Abmachungen. Allein die treibende Wucht der Ereignisse lag weder in Neapel noch in Rom, sondern bei den kaiserlichen Truppen in der Lombardei.

Der Zustand dieser Truppen wurde eine von den historischen Kräften, die aus längst vergangenen Stimmungen und Willensentschliefungen entstanden, von unsichtbaren Mächten geleitet, ihre furchtbar zerstörende Wirkung gleich ungeheuren unheimlich rollenden Kugeln wie vom Zufall zu erhalten scheinen. Während Leyva Mailand hielt, vereinigten sich bald nach Mitte Februar 1527 Brundsberg und Bourbon. Es fehlte wie gewöhnlich an Geld. Das Heer trieb sich selbst vorwärts in den Kirchenstaat. Ohne Bezahlung gerieten die Knechte in eine immer wildere Stimmung. Die Not und die Entbehrung, die man litt, legte man dem Papst zur Last, in dem man des Kaisers größten Feind erblickte. Die Deutschen brachten dazu noch ihre volkstümlichen Empfindungen mit von dem habgierigen und unfriedlichen Antichrist in dem römischen Babel.

So entstand aus den widersprechenden Regungen der Kaisertreue, des spanischen Stolzes, der evangelischen Leidenschaft, aus Hunger und Entbehrung, dem schlechten Gewissen über die eigene Unbotmäßigkeit, aus Habgier und Beutelust, die trotzig drängende Stimmung gegen das reiche und lasterhafte Rom. Der Herzog von Urbino, von den Venezianern zurückgehalten, hinderte nicht. Der Herzog von Ferrara half solange er konnte mit Geld, aber es genügte nicht. Die Knechte meuterten, und man wußte sie nicht zu bändigen. Grundsberg ließ nach alter Sitte einen Ring bilden und trat mit dem Vornehmsten der Führer, Philibert von Dranien, hinein, um den Leuten zuzusprechen, wie einst vor Pavia. Vergebens. Sie überschrieten ihn mit dem Rufe nach „Geld“ und aber „Geld“. Einige Spieße senkten sich drohend gegen ihn. Das brach dem starken Mann das Herz. Als einen Kranken brachten sie ihn nach Ferrara. Konrad Bemelberg, genannt der kleine Heß, übernahm sein Kommando; aber es war gar kein Kommando mehr; niemand in der Welt hätte diese unbezahlten Massen nach der Lombardei zurückgebracht. Grundsberg hatte etwas fallen lassen von Bezahlung in Rom. Das erfüllte sie. Und nun wälzten sich die Haufen vorwärts, durch Luskana, an Florenz und an Siena vorbei. Sie näherten sich Rom.

Lannoy und sein Gesandter Hieramosca, die das Heer auf Grund ihrer Abmachungen mit dem Papste zurückzuhalten suchten, waren so machtlos wie die eigenen Generale. Dem Papst kam seine Lage erst langsam zum Bewußtsein. Jetzt bot er 150 000 Dukaten zur Beschwörung der Elemente. Sie wollten 300 000. Dem Papste hatten Einsichtige längst geraten, zur Beschaffung von Geld ein halbes Duzend neuer Kardinäle zu kreieren. Dazu mochte er sich in seiner inneren Unsicherheit nicht herbeilassen. Als er es doch tat, war es zu spät.

Am 5. Mai lagen die Truppen vor der ewigen Stadt. Am 6. begann der Sturm frühmorgens mit großer Hefigkeit. Bourbon fiel gleich beim Besteigen der ersten Sturmleiter und sühte damit sein längst tragisch gewordenes Leben. Dranien wurde schwer verwundet. So tobte sich das endgültig führerlos gewordene Heer aus. Sie nahmen die Leostadt, belagerten den Papst in der Engelsburg, sie überschritten den Tiber, sie nahmen das ganze heilige Rom und ließen es sich wohl sein auf Plätzen und in Palästen. Ein Rausch der Erfüllung für diese Soldateska, ein gellendes Wahrzeichen für die Politiker der Kurie.

Der Geschichtsschreiber Karls V darf bei den über viele Monate ausgedehnten Greueln der Plünderung Roms, des Sacco di Roma, und ihrer Rückwirkung auf das Lebensgefühl der sogenannten Renaissance nicht verweilen, schon weil der Kaiser sie gar nicht gewollt, vielmehr auf alle Weise durch seine Vertreter zu vermeiden gesucht hat. Nachdem freilich das ungeheure Ereignis einer Gefangensetzung des Papstes einmal erfolgt war, hat die kaiserliche Politik es allerdings nicht verschmäht, daraus auf ihre Art Gewinn zu ziehen. Monate vergingen wieder mit Verhandlungen, die uns in die Gemüthungen und das Kräftespiel am Hofe merkwürdige Einblicke tun lassen. Das hat noch einen ganz besonderen Grund. Zu der Zeit nämlich, da der Papst Gefangener kaiserlicher Truppen war, und diese Truppen ohne Oberbefehlshaber sich in Rom austobten, war der Kaiser selbst ohne seinen wichtigsten Berater.

Es liegt ein Schleier über der Reise des Kanzlers nach Oberitalien, und er selbst sagt in seiner Autobiographie, daß sie am Hofe und bei den fremden Gesandten viel kommentiert worden sei. Daß tiefe Verstimmungen zugrunde lagen, scheint mir nicht zweifelhaft; Gattinara hatte sich in Arbeit und in Sorge verzehrt, mit wenig Dank und Lohn. Im Herbst 1524 wurden ihm einmal seine Bezüge für zwei Jahre und drei Monate, sowie der Ersatz für die Reisekosten nach Calais, alles zusammen in Höhe von 14628 Dukaten nachträglich ausgezahlt; was bedeutete das gegen die fürstlichen Einnahmen und Ehren Wolseys, mit dem er sich getrost vergleichen konnte? Und mit welchen Schwierigkeiten hatte er unausgesetzt zu kämpfen!

Ende März 1527 hatte Gattinara Urlaub genommen, nebenbei gewiß auch um nach seiner Familie und nach seinen Gütern in Piemont zu sehen; wie er selbst einmal andeutete, zugleich dem Kaiser in Italien „den Weg zu bereiten“. Seinen Urlaub begann er auf dem Montserrat, jenem gespenstlich ragenden Felsenberge, auf dem sich trübe Stimmungen schon lüften und reinigen lassen; es ist auch, als ob er diese Wirkung verspürt hätte; denn langsam, als wolle er noch zurückgerufen werden können, fuhr er über Barcelona nach Palamos und ging erst Ende Mai in See, offenbar noch immer ohne Nachrichten von Rom. Vor der Weiterreise schrieb er dem Kaiser, er höre von seinen Freunden am Hofe, daß Gerüchte umliefen über seine Entfernung, daß er gebeten werden wolle zurückzukehren, daß er nur seine Bezüge erhöhen wolle. Der Kaiser möge sich an das erinnern, was zwischen ihnen persönlich geredet sei, und den Verleumdungen nicht sein Ohr leihen. Er werde in drei Monaten zurückkehren, spätestens

im September, und jedenfalls, wenn der Papst nach Barcelona komme. Die von Lalemant entworfenen Antworten des Kaisers sind freundlich und entgegenkommend, verlängerten den Urlaub und hielten den Kanzler über das Politische auf dem Laufenden.

Das erste ausführlichere Schreiben Gattinaras datiert vom 7. Juni aus Monaco, einer wichtigen Post- und Schiffsstation, auch für den kaiserlichen Dienst. Es berichtet von seiner Landung und der glänzenden Aufnahme, die er bei dem Herrn der Stadt, Agostino Grimaldi, Bischof von Grasse, einem Partei-gänger des Kaisers, gefunden habe; insbesondere von den Freudenfeuern und Salutschüssen zu Ehren der Geburt des Prinzen von Spanien. Denn am 21. Mai war zu Valladolid dem Kaiser der Erbe geboren, der am 5. Juli bei der Taufe den alzburgundischen Namen seines Großvaters Philipp erhielt; Paten waren Inigo Velasco, Connétable von Castilien, Juan Zuñiga und die Königin Eleonore. Es fügte sich, daß in demselben Juli auch König Ferdinand seinen ersten Sohn bekam, Maximilian, den späteren Kaiser. Die Dynastie stand nun für die nächste Generation wenigstens wieder auf vier Augen. Unter den Glückwunschschriften an den Kaiser befand sich auch ein solches von dem gefangenen Papst aus der Engelsburg.

Sonderbarer Zustand dieser Christenheit und ihres weltlich-geistlichen Gefüges! Denn auf der anderen Seite beeilten sich Frankreich und England, ihre alten Gegensätze zu begleichen und sich angeblich um des Papstes willen gegen den Kaiser zu verbinden. Das dem Kaiser so lange befreundete England warf damit seine Maske ab; das eben scheinbar versöhnte Frankreich schickte sich an, durch Bündnis und Krieg bessere Bedingungen als die beschworenen zu erlangen. In diesen beiden Richtungen, Ausgleich mit dem Papst und neuer Krieg mit England und Frankreich, hat sich auch unsere nächste Darstellung zu bewegen.

Was Gattinara zur Lage meinte, vertraute er einer Beilage zu seinem Schreiben an. Nach seiner Autobiographie schwankte er auf die erste Nachricht von den Vorgängen in Rom ganz ernstlich, ob er dem Kaiser besser zu der Erklärung rate: was in Rom geschehen sei, habe seinem Willen entsprochen; er habe nicht die Priester, wohl aber die Feinde der Christenheit gezüchtigt. Oder aber, ob er das Geschehene völlig verleugnen solle. Er entschied sich mit gewissen Vorbehalten für das letztere.

Die erschütternden Ereignisse, schrieb er also am 7. Juni, würden alle Welt erregen; man werde sie dem Kaiser zur Last legen, und dieser müsse sich rechtfertigen, ohne die Früchte der wunderbaren Siege einzubüßen, die ihm Gott aufs neue geschenkt habe. Deshalb sei sogleich durch Valdes, der das könne, allen Mächten der Christenheit das tiefste Bedauern über die Vorgänge aus-

zusprechen, aus denen man jedoch die Lehre ziehen solle, daß es nun wirklich zu Ende sein müsse mit diesen Kriegen und Nöten der Christenheit; was nicht zu erreichen sein werde ohne ein allgemeines Konzil zur Austilgung der Häresien, zur Reformation der Kirche und des weltlichen Standes. Dazu müßten sich jetzt Papst und Kardinäle, oft gebeten, endlich verstehen. Sodann solle sich der Kaiser entscheiden, ob er nun, was alle Welt ihm rathete, wirklich nach Italien ziehen wolle; wenn ja, sofort alles Geld zusammenfassen, dann unter dem Vorgeben von Cortes in Aragon nach Valencia oder Cataluña kommen und mittlerweile die Flotte rüsten zur Hilfe für Genua gegen Frankreich sowie zur eigenen Überfahrt. Zum Nachfolger Bourbons müsse man den Herzog von Ferrara gewinnen, der ja schon den Titel des Generalkapitäns führe, mit der Bitte, den bei den Truppen beliebten Prinzen von Oranien als seinen Lieutenant anzunehmen. Damit aber der Herzog nicht zu eigenem Nutzen Krieg führe, sollte man als Vertreter der Person des Kaisers über beide den Vizekönig stellen. Freilich, wenn der Kaiser nicht selbst nach Italien ziehe, wäre für dieses Amt schließlich König Ferdinand doch weitaus der Geeignteste.

Was aber Mailand betreffe, so sei es für den Fall der Schuld Sforzas dem Herzog von Bourbon zugesprochen, jetzt also verfügbar. Es selbst zu behalten, empfehle sich aus öfter erörterten Gründen nicht; es an Ferdinand zu geben, würde die Venezianer aufbringen und sie den Türken in die Arme treiben; es ohne weiteres Sforza zurückzugeben, den Schein erwecken, als habe der Kaiser ihm Unrecht getan. Deshalb sei die Untersuchung nötig, der sich Sforza stellen möge, jedoch alles in der Schwebe zu halten bis zur Ankunft des Kaisers. Ist dann der Herzog schuldig befunden, mag der Kaiser anderweitig über Mailand verfügen, etwa zugunsten seines eigenen Sohnes (was er nach Jahren wirklich tat); einstweilen jedenfalls es durch einen Gouverneur regieren lassen und die Finanzen in die Hände eines Tresorier und eines Receveur legen. Parma und Piacenza sollten wieder mit Mailand verbunden werden, Florenz und Bologna glimpflich behandelt, damit sie dem Kaiser ergeben blieben. Die Venezianer aber, die allerdings besondere Schuld trügen an dem letzten Kriege, würden in Sorge sein; deshalb sei auch ihnen bis zur Ankunft des Kaisers noch Hoffnung zu lassen. Denn der Kaiser müsse immer im Auge behalten, daß er mit einer siegreichen Armee, gestützt auf Italien, auf dem Wege zur Weltmonarchie sei; in dieser Stellung würden ihm alle seine anderen Länder von selbst dienen.

Während man in Valladolid diese Ratschläge las, wurde Gattinara auf der Fahrt an der Riviera von französischen Galeeren beschossen, geriet in das blockierte Genua, kam aber ungefährdet wieder hinaus und gelangte über Korsika

nach Spanien zurück. Dort erfüllte er auf dem Montserrat ein Gelübde, wohl aus den Tagen des Überfalls, um noch im Oktober wieder am Hof zu erscheinen.

In der Zwischenzeit waren in der Umgebung des Kaisers mit der üblichen Verzögerung sehr wesentliche Dinge verfügt worden.

Der Hintergrund dazu läßt uns in bis dahin unenthüllte Tiefen blicken. Schon einmal, in einem für die deutsche Geschichte entscheidenden Augenblick, bei dem ersten Zusammensein des jungen Kaisers mit deutschen Fürsten in Köln, war die große Figur des Erasmus von Rotterdam vor uns aufgetreten. Jetzt begegnet sie uns auf spanischem Boden zum zweitenmal. Sein „Handbuch für den christlichen Streiter“ war soeben (1527) auch in das Spanische übersetzt und sogar dem Großinquisitor, dem Erzbischof von Sevilla, Alonso Manrique de Lara, gewidmet, einem der ältesten spanischen Vertrauten des Kaisers; auch der Erzbischof von Toledo, Alonso de Fonseca, der den Infanten getauft hatte, und der Großkanzler selbst gehörten, wie Alonso und Juan Valdes, zu den ausgesprochenen Verehrern des Erasmus. Aber die von Erasmus oft genug mit herber Kritik bloßgestellten Bettelmönche zogen auf den Kanzeln gegen diese moderne und etwas weltliche Theologie zu Felde. Unter Vorstiß Manriques wurde zu Valladolid verhandelt und angesichts der Hefigkeit der Mönche sogar ein Breve Clemens' VII an den Erzbischof erwirkt, das die Angriffe auf den „Vorkämpfer gegen Luther“ unter Androhung kirchlicher Zensuren verbot.

Ein halbes Jahr vorher hatte Gattinara schon in einem für ihn überaus bezeichnenden Schreiben an Erasmus unter Anspielung auf derartige Gegensätze geäußert, die Christenheit scheine ihm in drei Teile zu zerfallen, nämlich solche, die blind und taub auf den römischen Papst schwörten — einerlei ob er gut oder schlecht regiere —, und andere, die ebenso hartnäckig zu Luther hielten; beiden fehle es an eigenem Urteil, ihr Lob sei Schande und ihre Schmähung Ehre. Die dritte Gruppe suche nichts als die Ehre Gottes und das Wohl des Staates, entgehe freilich um so weniger der Verleumdung; sie stehe in treuer Bewunderung zu Erasmus. Vom Kaiser erhoffe er die Ausrottung der lutherischen Ketzerei und die Reform der Kirche.

Diese Anschauungen teilten die Sekretäre Gattinaras, vor allem Alonso Valdes. Sie schrieben nun aus dem Drange ihres Herzens, wie einst Hutten in den Tagen des Kampfes, auch um der Wirkung willen, in ihrer Volkssprache. Die politischen Dialoge Mercurio y Caron und der noch schärfere Lactancio y el arcediano wurden zugleich die wirksamste Formulierung erasmischen Geistes und hervorragende Denkmäler der spanischen Sprache. Schon Gattinaras Brief ließ den auch in der Gedankenwelt seiner Umgebung mächtigen staatskirchlichen Einschlag erkennen.

So hat denn in Gattinaras Abwesenheit Alonso Baldes weiter die kirchenpolitische Feder geführt. Wir sehen ihn in demselben Sinne noch jahrelang tätig; neben ihm seinen Bruder Juan, der einmal in Neapel Mittelpunkt eines wirklich reformatorisch gesinnten Kreises werden sollte. Es sind Gedanken, die wir von Erasmus und von Gattinara kennen, wenn in den Dialogen das Bild des christlichen Königs gezeichnet wird, erhaben über Ländergier, Pracht und Trug, vielmehr hingegeben dem Glück seines Volkes. Erasmisch ist vor allem die unmittelbare Beziehung dieser weltlichen Dinge auf das Vorbild Christi und seines Evangeliums.

Am 5. Juni war unter Übergabe der festen Plätze und vornehmer Geiseln die Kapitulation des Papstes erfolgt, die ihn auch formell zum Gefangenen machte. Eine kaiserliche Besatzung war in die Engelsburg eingerückt unter Führung des erfahrenen Marcon, vor kurzem noch Wächter Franz' I. Das war die Lage, als man in Spanien beriet.

Am 21. Juli 1527 bestimmte der Kaiser den Pierre de Veyre, Herrn von Mont St. Vincent, zum Gesandten nach Italien, fertigte ihn aber erst am 18. August mit einer überaus wichtigen Instruktion ab. Sie hielt sich im Rahmen der Ideen Gattinaras, verschärfte sie aber in der Papstfrage und behauptete auch sonst einen eigenen Ton. Erste Aufgabe des Botschafters sollte sein, das Bedauern über die römischen Untaten auszudrücken, doch mit dem Zusätze, da Gott es so gefügt habe, freue sich der Kaiser, daß nun der Weg frei sei für die Erfüllung der Pflichten des Papstes im Sinne des Friedens in der Christenheit und einer Reformation der Kirche, wie man das im geheimen Räte besprochen habe. Der Wunsch des Kaisers wäre es gewesen, sogleich aufzubrechen, dem Papst die Füße zu küssen und ihm die Freiheit wiederzugeben. Zur Zeit fehle es an den Zurüstungen. Aber Veyre solle dem Vizekönig Lannoy mitteilen, daß der Kaiser an dem Plane festhalte, nach Italien zu kommen, nicht um der Eitelkeit seiner Krönung willen, sondern um seine Pflichten zu erfüllen gegenüber der heiligen Kirche als der Braut Christi; auch um Gott zu danken für die Siege, die er ihm immer wieder verleihe. Da der Vizekönig wisse, wie oft der Papst versprochen habe, nach Spanien zu kommen, vor allem zur Herstellung des Friedens mit Frankreich, so könnte man das jetzt ins Werk setzen unter Anwendung aller Vorsicht — beachtenswert, wie den Kaiser die Analogie zu dem Gefangenen von Pavia beherrschte. Sollte aber das Kommen des Papstes nicht angängig sein, so möchte er ihm gleichwohl großmütig die Freiheit zurückgeben; freilich — und hier kommt die zweite Analogie zu dem Erlebnis mit König Franz — erst nachdem die vollkommensten Sicherheiten gegeben seien

gegen Betrug und bösen Willen. Die Sicherheiten im einzelnen zu bestimmen, überlasse er Lannoy, doch werden mehrere feste Plätze und Städte, auch Bologna, ins Auge gefaßt, dazu vornehme Geiseln — alles bis der Papst seine Pflicht gegen die Christenheit erfüllt habe.

Von Lannoy in Neapel solle der Gesandte weiter eilen zum Papste selbst, ihm zum Ausdruck bringen, daß der Kaiser zu seinem Leidwesen vernommen habe, welche Schändlichkeiten sehr gegen seinen Willen vorgekommen seien, die er am liebsten mit dem Einsaß seiner Person verhindert hätte. Nicht minder schmerze ihn die Spaltung in der Christenheit, besonders die Auflösung Deutschlands, das sonst allein in der Lage sei, den Ungläubigen zu widerstehen. Er biete deshalb die Hand zum Frieden auf billige Bedingungen, wie sie Lannoy formulieren werde. Er freue sich, daß der Papst zur Friedensvermittlung nach Spanien kommen wolle, wie er noch neuerdings durch den General der Franziskaner habe sagen lassen; das werde dem Papst zum weltlichen Ruhme und zur ewigen Glorie gereichen. Erst mit dem freigegebenen Papste wolle er über weltliche Dinge verhandeln, über Geldzahlungen in Italien, über den Herzog von Ferrara, auch über Mailand, wo aber der Papst kein Recht habe, sich einzumischen.

Deyre war nicht mehr in der Lage, seinen Auftrag zu vollführen. Denn das erste, was er am 30. September zu melden hatte, war der Tod des Vizekönigs. Karl von Lannoy hatte wohl, gleich Pescara, seinem Körper durch die Anstrengungen und Aufregungen der letzten Jahre zu viel zugemutet und seine Widerstandskraft so geschwächt, daß er der Seuche, die in Rom gewütet und auch ihn ergriffen hatte, nicht mehr Herr wurde. Am 23. September endete er in Aversa, zuletzt gepflegt von seiner zu ihm geeilten Frau.

Auch sonst hatte sich die Lage inzwischen tief verändert. Denn die aufregenden Nachrichten von den römischen Ereignissen und von der Gefangenschaft des Papstes gaben allen alten Gegnern des Kaisers eine erwünschte neue Parole. Aus Bedenken und Zögern wurden Kriegseifer und Leidenschaft, und die schlechtesten Beweggründe fanden in der „Befreiung des Papstes“ ihre wohlklingende Rechtfertigung.

Am spanischen Hofe, der sich für die Wintermonate 1527/28 von Valladolid nach Burgos begeben hatte, setzten sich die nach und nach einlaufenden Nachrichten nur sehr langsam in Entschliefungen um, weil sich der Kaiser während des Aufenthalts in diesen längst so friedlich und ergeben gewordenen Königreichen in eine neue Weltfremdheit verloren hatte, die in den Zeitmaßen des Handelns wie des Denkens immer weiter hinter den aufregenden Ereignissen

zurückblieb. Die Tage des jungen Fürsten vergingen an der Seite der erlauchten Gemahlin in lässig geführten Geschäften, höflichem Spiel und Genuß, nicht ohne Anwandlungen zu einem strafferen Lebensstil in den Auseinandersetzungen mit Gattinara, dem Beichtvater Loaysa und den mannigfach sich bekämpfenden Stimmungen des Hofes. Der Briefwechsel mit seinem Bruder Ferdinand, der Lante Margarete und den auswärtigen Gesandten, mehr noch die laufenden Berichte von Ferdinands Vertreter Martin de Salinas, geben uns ein Bild von diesem Dasein, das noch immer etwas Halberschlossenes hatte.

Die späteren Aufzeichnungen des Kaisers selbst freilich und der Briefwechsel mit Loaysa aus den nächsten Jahren lassen erkennen, daß unter der Kruste von Nichtigkeiten das Innenleben des Kaisers, die Beobachtung der Menschen und die Beschäftigung mit den tieferen Problemen seiner unübersehbaren Herrschaften keineswegs ruhten. Er arbeitete an sich, kämpfte mit seinen Hemmungen und Begehrungen, wenngleich unter unausgesetzten Rückfällen in eine wohl auch körperlich bedingte geistige Ermüdung. Da alle seine Unternehmungen schließlich immer wieder gut ausgingen, fühlte er die Hand Gottes über sich und glaubte, mit seinen bedächtigen Überlegungen und Instruktionen auf dem richtigen Wege zu sein. Gerade der Sacco di Roma konnte ihn zwar lehren, daß die Dinge vielfach aus eigenen Gesetzen liefen; aber selbst diese furchtbaren Ereignisse deutete man am Hofe, wie wir gesehen haben, rein als Fügung Gottes.

Auch die Ratsitzungen, die uns einen zwar begrenzten, aber doch überaus erwünschten Einblick in das um den Kaiser wirksame Kräftefeld gestatten, haben etwas ermüdend Schleppendes. Lieft man das Protokoll des geheimen Rates unmittelbar nach Rückkehr Gattinaras und nach Eingang der Berichte des Pierre de Beyre im Herbst 1527, so ist man doch erstaunt, wie wenig im Rat auf reelle Maßregeln ernstlich gedrungen wurde. Lalemand protokollierte. Zugewesen waren de Praet, La Chaulz, der Beichtvater Loaysa, Juan Manuel, Nassau, Gattinara und der Kaiser. Das spanische Element verstärkte sich nun von Sitzung zu Sitzung; es sprachen nur noch de Praet und La Chaulz französisch; Loaysa, jedenfalls Manuel, auch Nassau, Gattinara und der Kaiser redeten spanisch. Praet votierte, daß man den Papst unter allen Umständen freilassen müsse auf die Bedingungen, die Beyre mitgeteilt seien; wenn der Kaiser es nicht tue, würden andere es tun; nach der Freigabe sei die Bewilligung der Cruzada zu fordern. La Chaulz schloß sich an. Der Beichtvater betonte, daß der Kaiser durch seine Bedingungen die nötigen Sicherheiten habe; daß er auf die Engelsburg verzichten müsse, daß man das Lösegeld erlassen könne, wenn

die Cruzada bewilligt sei. Manuel mahnte zur Vorsicht, riet eine geeignete Person zu senden oder Ugo de Moncada (dem Lannoy alles übergeben hatte) Vollmachten zu erteilen; dann die Freigabe des Papstes zu veröffentlichen. Auch Nassau billigte die Reihenfolge: Sicherheiten, Freigabe, Cruzada. Gattinara hob noch einmal hervor, daß der Kaiser den Papst als Papst nie hätte gefangen nehmen dürfen, höchstens als Simonisten; wenn man die festen Plätze erhalte, die Cruzada und die Benefizien, könne der Kaiser auf das Lösegeld verzichten, den Papst wieder einsetzen und Frieden machen unter Ermahnung zum Konzil. Der Kaiser schloß: in Valladolid habe man geglaubt, dem Papst die Bedingungen Breyres stellen zu sollen; auch jetzt sei er einverstanden mit der Freigabe des Papstes, doch blieben allerlei Bedenken; der Nuntius habe dieser Tage noch gesagt, der Papst verlange die Rückkehr seines Hauses nach Florenz; Schwierigkeiten bestünden auch wegen Parma und Piacenza, Modena, und der Colonna; im übrigen müsse man sich schriftlich sichern gegen Bruch des Vertrages, die Soldaten aus Mitteln der spanischen Kirche und des Papstes bezahlen und in allem den Willen Gottes erfüllen.

Die kaiserlichen Einwände bezogen sich darauf, daß die an der Liga beteiligten Florentiner in den Tagen der höchsten Verzweiflung über den mediceischen Papst und seine ebenso unentschlossenen Statthalter, die ihnen das kaiserliche Kriegsvolk ins Land zogen, wieder einmal das Regiment der Medici gestürzt und ihre alte Staatsform hergestellt hatten. Umgekehrt war zwischen dem gefangenen Papst und dem einst so unverföhnlichen Kardinal Pompeo Colonna noch in den Gemächern der Engelsburg eine rührende Versöhnung gefeiert worden.

Inzwischen hatte der Papst erst den General der Franziskaner, Francisco Quiñones, dann den Kardinal Farnese, den späteren Papst, zum Kaiser gesandt; doch blieb Farnese in der Lombardei. So trafen denn Ugo de Moncada, Breyre und der zurückgekehrte Quiñones am 26. November mit dem Papst endlich das ersehnte Abkommen, wonach die Engelsburg am 6. Dezember freigegeben wurde. In der nächsten Nacht entwich der Papst, wenn auch mit Vorwissen der kaiserlichen Offiziere, in der Tracht seines Majordomo aus Rom nach Orvieto. Der Friede in der Christenheit schien nach monatelangem, schwerem Zerwürfnis einstweilen hergestellt.

Allein bald genug sollte der Gang der großen Politik alle Pläne und Abmachungen zum zweiten Male überholen.

Kriegserklärungen Englands und Frankreichs Kampf um Mailand und Neapel 1528

Die Ereignisse waren zeitweise wie von unfassbaren Kräften vorwärts getrieben. Inzwischen hatten sich die Mächte neu gruppiert, und man beobachtete auf beiden Seiten wieder klare, wenn auch nicht immer erfreuliche persönliche Energien.

Verhandlungen zwischen England und Frankreich spielten seit dem Erfolg des Kaisers vor Pavia. Wir erinnern uns, daß vorübergehend die alten romantischen Stimmungen Heinrichs in bezug auf die Krone von Frankreich wieder emporgeschossen waren. Wolfsey hatte seinen König aus diesem Irrgarten sicher hinausgeleitet. Nach dem unerfreulichen englisch-spanischen Gedankenaustausch von 1526 waren dann Frankreich und England im Frühjahr 1527 einander schon ganz nahe gekommen; der ungeduldig erwartete Abschluß erfolgte am 30. April, also wenige Tage vor dem Sacco di Roma, der nun förmlich seinen Widerschein fand in der neuen Glut der englisch-französischen Freundschaft. Am 29. Mai erklärte sich Heinrich VIII bereit, den französischen Feldzug in Italien mit monatlich 32 000 Kronen zu subventionieren. Franz I beauftragte mit der Führung den nicht immer glücklichen, aber tapferen Lautrec.

England vom Kaiser abziehen und Frankreich vollends zu nähern, wirkte allerdings ein ganz neues und überraschendes Moment mit. Schon früher hatten sich englisch-spanische Spannungen auch in Unfreundlichkeiten gegenüber der Königin Katharina geäußert. Jetzt wurde umgekehrt das getrübt Verhältnis Heinrichs VIII zu seiner ehelichen Gemahlin eine Quelle politischer Störungen. Der Anlaß war ziemlich grober Art. Weder die vorgeblichen Gewissenskrupel des Königs wegen seiner Ehe mit der einst seinem Bruder angetrauten Frau, noch das bislang ebensowenig hervorgetretene Verlangen nach einem männlichen Erben, sondern die Unerreichbarkeit der Anna Boleyn für den verheirateten König ließ ihn auf Trennung von seiner Gemahlin sinnen. Die vornehme Verwandtschaft des ersehnten Fräuleins begünstigte sein Vorhaben. In diesen neuen Irrgarten begab sich der Kardinal mitsamt dem König; diesmal sollte er selbst nicht wieder hinausfinden.

Aber zunächst glich sein diplomatischer Besuch in Frankreich im Juli und August 1527 seinen früheren politischen Triumphphen. Er brachte nach Amiens eine außerordentlich wertvolle Gabe mit: den förmlichen Verzicht Heinrichs VIII auf die französische Krone. So gewannen auch die weiteren Abmachungen Wolfseys vom 18. August die größte Bedeutung. Zwar eine Verbindung des

Königs von Frankreich selbst mit der einzigen Tochter des Königs von England wehrte der Kardinal ab; aber die Prinzessin wurde für den Herzog von Orleans in Aussicht genommen. In den Vorkehrungen gegen eine freiwillige oder unfreiwillige kaiserliche Politik des Papstes war man völlig einig, vor allem in der Ablehnung des Konzils, was noch jahrzehntelang nachwirken sollte. Unter den merkwürdigen Vorschlägen Wolseys in diesen Tagen tauchte auch der Plan auf, zur Verhinderung einer Abhängigkeit der Kirchenregierung vom Kaiser alle nicht gefangenen Kardinäle in Avignon zusammentreten zu lassen. In Wahrheit wollte Wolsey für die Dauer der päpstlichen Gefangenschaft eine Art Statthalter der Kirche werden. Da er in den letzten Monaten für den Ehescheidungsplan des Königs gewonnen war und bereits allerlei kanonische Maßregeln getroffen hatte, vermutete man nicht ohne Grund, der Kardinal beabsichtige in dieser Zeit die Ehescheidung im Namen des Papstes zu vollziehen. Die Sache selbst zog sich noch lange hin.

Aber auch der Kaiser war schon jetzt in den Ehestreit hineingezogen, so daß die Stimmung sich auf beiden Seiten verschärfte.

Eine gemeinsame Botschaft der neuen Verbündeten wurde zu Valladolid mit der noch erforderlichen Aufmerksamkeit empfangen, blieb aber natürlich ebenso ohne Ergebnis wie alle weiteren Verhandlungen bis zum Winter hin. Gattinara berichtet uns, daß er nach seiner Rückkehr die im Sommer 1527 eingeleiteten Verhandlungen aus zwingenden Gründen habe verwerfen müssen, dem Kaiser allerdings geraten habe, sie ostensibel weiterzuführen, unter der Hand aber zu rüsten. So sind ihre Einzelheiten auch für uns belanglos, weil sie beiderseits unaufrichtig geführt wurden.

Inzwischen hatte Franz I seinen Ständen die Rückkehr in die Gefangenschaft angeboten, falls die Belastung des Königreichs durch das Lösegeld für die Prinzen oder die Mittel für die beabsichtigte Kriegsführung zu drückend sein sollten. Sie hatten das in einem Rausch der Begeisterung abgelehnt. Die Spanier ließen in ihren nicht minder rauschenden Antworten es ebensowenig an sich fehlen.

So fand denn zu Burgos am 22. Januar 1528 die erste jener Szenen statt, in denen die Gegner mit der lärmenden Förmlichkeit homerischer Helden ihre Kampfhandlungen einleiteten. Durch ihre Herolde übergaben die Könige von England und Frankreich eine feierliche Kriegserklärung. Der Kaiser erwiderte schneidend, er wundere sich, daß sein „Gefangener“ ihm so umständlich den Krieg erkläre, während er vorher mit ihm jahrelang ohne Herausforderung große Feldzüge geführt habe. Wegen des Papstes brauchten sie sich nicht zu bemühen, der sei längst frei — er fügte noch weitere Ausführungen zur Beant-

wortung der englisch-französischen Herausforderung hinzu. Wir verlieren uns nicht in diese Wortgefechte, die in den modernen Drucken Duzende von Seiten großen Formats einnehmen, halten nur fest, daß am Schluß der Verhandlungen der Kaiser dem französischen Gesandten die schon zu Granada im August 1526 gesprochenen Worte in verstärkter Tonart wiederholte: sein Herr habe feige und nichtswürdig gehandelt, sein Wort gebrochen, und diese Anschuldigung halte er hiermit aufrecht, um sie Mann gegen Mann zu vertreten.

Karls Berater zügelten seinen Eifer. Der ältere Diego Mendoza, Herzog von Infantado, gab das kluge Gutachten: Der Zweikampf als Gottesurteil sei am Platze bei Lücken im Recht; hier aber liege alles klar.

Die französische Gegenerklärung erfolgte am 28. März in Paris. Wieder eine Versammlung des ganzen Hofes und der fremden Botschaften. Jetzt nahm König Franz das Wort, nachdem der kaiserliche Gesandte Nikolaus Perrenot, Herr von Granvelle, auf Befehl des Kaisers seine Pässe gefordert hatte. Der König suchte sich zu rechtfertigen und gab ein entsprechendes Schriftstück an Granvelle mit dem Verlangen, es vorzulesen. Granvelle weigerte sich dessen. Da ließ der König es durch Robertet verlesen und später, mit großer Verzögerung, am 7. Juni in der Cortesstadt Monzon durch einen Herold übergeben. Zum dritten Male derselbe Apparat. Der französische Herold überreichte das „Kartell“, der Kaiser ließ es durch Lalemand verlesen. In dieser neuen Darlegung wies Franz I noch einmal alle Anschuldigungen in entsprechend kräftigen Worten zurück mit der Anheimgabe, nunmehr das Feld zum Zweikampf abzustechen.

Zu diesem Zweikampf ist es nie gekommen. Vielmehr bemühte sich der Kaiser in seiner Verlegenheit, das Feld noch zu erweitern. Offenbar unter dem Eindruck der feierlichen Kampfansage sandte er mit Instruktion vom 3. Februar 1528 den im letzten Jahre an Nikolaus Zieglers Stelle zum Reichsvizekanzler erhobenen Propst von Waldkirch, Balthasar Merklin, an die deutschen Fürsten und Stände zur Werbung gegen Frankreich. Dieser von Maximilian übernommene Prälat, Koadjutor von Konstanz, dann Administrator von Hildesheim, war frühzeitig mit nach Spanien gegangen, wo er die deutschen Angelegenheiten nach den Weisungen Gattinaras bearbeitete. Jetzt erhielt er eine diplomatische Mission, die mehr erforderte und der er sich anscheinend nicht gewachsen gezeigt hat. Ferdinand gegenüber fand er nicht den richtigen Ton, so wenig wie fünf Jahre früher der kaiserliche Gesandte Hannart. Der König befürchtete wohl auch eine Beeinträchtigung der Reichshilfe gegen die Türken von der gleichzeitigen Werbung des Kaisers gegen Frankreich. Auf die Klagen Ferdinands erwiderte der Kaiser, daß der Vizekanzler den ausdrücklichen Auf-

trag gehabt habe, sich nach den Weisungen des Bruders zu richten. Im übrigen können wir die Spuren Waldkirchs durch Deutschland vom Juni ab verfolgen und aus den Berichten darüber erschließen, was er eigentlich getrieben hat. Neben der Waffenhilfe, zu der die meisten Stände durch eine derartige Botschaft begreiflicherweise nicht zu gewinnen waren, hat er die Luthersache, die Türkennot und wohl auch Ferdinands Königswahl besprochen.

Daß dem Kaiser in dieser Zeit sehr viel an den deutschen Fürsten lag, lehrt fast drastisch ein an sich unbedeutender Zug. Dem Kredenzschreiben Waldkirchs an den Kurfürsten von der Pfalz vom 3. Februar 1528 hat er einen eigenhändigen Zusatz in deutscher Sprache hinzugefügt: thut auf dissmal bey myr das best, das wyl ich bey Euch auch thun. Carolus. Dergleichen findet sich äußerst selten. Wie er seinem Bruder nahelegte, seinerseits dem Könige von Frankreich „abzusagen“, so hat man ganz richtig vermutet, daß der Kaiser auch von den deutschen Fürsten in erster Linie die moralische Unterstützung wünschte.

In derselben Richtung lag die Verschiebung des Reichstags, der in das Ferdinand gutgelegene Regensburg anberaumt war, am 16. April. Der Kaiser vermied damit, angesichts seiner Bemühungen um Besserung seiner europäischen Stellung, unliebsame Erörterungen über strittige Fragen.

Vor diesem Hintergrunde bewegte sich der Fortgang des italienischen Krieges. Und hier, nicht am Hofe oder bei den Diplomaten, finden wir die stärksten Kräfte, über die der Kaiser verfügte. Wenn neben Lannoy, Grundsberg und Pescara, die nun alle vom Schauplatz abgetreten waren, einer sich in höchsten Ehren behauptete, so war es der letzte dieser älteren Generation, Antonio Leyva, seit Jahren die sicherste Stütze des Kaisers in der Lombardei. Er hatte etwas von der Lieblingseigenschaft der Zeit, der männlichen Entschlußkraft, der Virtü, verbunden mit nie versagender Hingebung an den Kaiser. Gerade er freilich wurde, wie es zu geschehen pflegt, Gegenstand der Anklagen gegen die Habgier der Generale, wie gegen die Gewaltsamkeiten der Truppen, mit denen er auf Tod und Leben zusammenhing. Die große Masse hatte sich soeben gegen Rom ausgetobt. Die Reste hielt Leyva in der Lombardei mit Mühe und Opfern zusammen. Denn die hohen Einnahmen dieser Generale waren vielfach nur die Reserven zur Bezahlung der Truppen, wenn die verantwortlichen Stellen versagten. Daß ihm das Zusammenhalten gelang, obwohl er auf seine Bitten und Klagen selten Antwort und noch seltener Geld bekam, bleibt schon eine große Leistung; daß er mit diesen Truppen, wie stets zuvor, siegreich blieb, sein höchster Ruhmes-titel. Zu allen Zeiten sind, trotz der beweglichen Klagen der Gerechten in Gegenwart und Nachwelt, Persönlichkeiten seiner Art die Lieblinge der Geschichte geblieben.

Anfang August 1527 hatte er dem Kaiser eingehend berichtet von der Haltung des Francesco Sforza, gegen den er trotz der Meinung einiger Bedenklichen die Untersuchung eröffnet habe; auch von den Verdiensten der Truppenführer, die aus allen Ländern unter die kaiserlichen Fahnen gezogen waren. Er hatte berichtet von der schlechten moralischen Hinterlassenschaft Bourbons, mit dem Morone aus Mailand abgezogen war; von der Hilfe, die ihm der Protonotar Carracciolo bei der Verwaltung des Herzogtums biete, und tausend Einzelheiten der militärischen Behauptung des Landes; schließlich von seiner Kundschaft über das bevorstehende erneute Anrücken der Franzosen.

Solange er konnte, hielt er mit geringen Kräften alle wichtigen Plätze in der Hand. Erst in der größten Verlegenheit beschränkte er sich notgedrungen auf das Wichtigste, auf Mailand; und hier, wie immer, mit Erfolg. Zunächst standen gegen ihn die Venezianer und die Franzosen unter Pedro Navarro, dann Lautrec selbst. Auch dieser hat ihm Mailand lassen müssen, als er Anfang 1528 „zur Befreiung“ des längst befreiten Papstes südwärts zog — in Wahrheit, um Neapel für Frankreich zu erobern. Nun traten selbst der Herzog von Ferrara und der Markgraf von Mantua auf die französische Seite. Leyva durfte klagen: alles sei umsonst, und umsonst opferten sich die Getreuesten für den Kaiser, der nichts von ihnen wisse, nichts für sie tue. Man gedenkt in der Tat noch einmal des Pescara.

Aber was hielt denn eigentlich alle diese Spanier, Neapolitaner, Burgunder und Deutschen, die seit fünf Jahren in Oberitalien Heldentaten auf Heldentaten häuften, an dem Kaiser fest? Diejenigen, die ihn am Hofe und in den Geschäften umgaben, verzweifelten an seiner Entschlußkraft, diejenigen, die in der Kampflinie standen, an seinen Mitteln und an seiner Gnade. Aber die einen wie die anderen fühlten sich im Banne der kaiserlichen und königlichen Idee, die er so stolz und oft so hochmütig vertrat. Sie warteten auf ihn mit rührender Geduld, weil ihr Alles doch wieder in ihm gipfelte. Insbesondere für diese Spanier wurde der kaiserliche Dienst zu einer eigentümlich wunderbaren Höhe ihrer Geschichte.

Wie oft hatte der Kaiser geplant, selbst nach Italien zu ziehen! Seit dem Frühjahr 1525 dachte er ernstlich an diese Fahrt; seine eigenhändigen Bekenntnisse vor Pavia sprachen davon. Kein Zweifel, daß sich für ihn mit dieser Unternehmung in den Jahren nach Pavia die Vorstellung des nächsten Triumphes seines Lebens verband — in seinen ganz persönlichen Äußerungen immer zuerst unter dem Gesichtspunkt der Ehre und des Ruhmes, für den er eigentlich noch nichts getan habe. Der Aufschub war zugleich ein Ringen mit dem Schick-

sal und mit Gattinara gewesen, der an jedem Tage des Glücks zugreifen wollte, um das Kaisertum, ganz im Sinne Dantes, als eine Bürgschaft des Friedens in Italien und damit in der Welt aufzurichten. Erst hatte das neben der oft entseßlichen Unentschlossenheit des Kaisers die Überführung des französischen Königs nach Spanien gehindert, dann der schleppende Gang der Verhandlungen, später die neue Bedrohung durch die Liga von Cognac und immer der Mangel an Geld.

Allein es gab offenbar bis zuletzt auch grundsätzlichen Widerstand im Staatsrat und am Hof zu überwinden. Gattinara sagte wiederholt, daß er gerade in diesem Punkt viele Gegner habe. Wir dürfen vermuten, auch in der kaiserlichen Familie; Navagero erzählt einmal von Tränen der Kaiserin. Auf Don Manuels mangelndes Verständnis für Italien wies Gattinara ausdrücklich hin; aber auch andere Spanier hielten zurück, vor allem der Präsident des Rates von Castilien, der Erzbischof Juan Pardo de Tavera, dem wir auch später noch als schroffem Gegner der Universalpolitik des Kaisers begegnen werden. So führte der Kanzler in diesen Jahren einen doppelten Kampf; wie immer gegen Frankreich und für Schonung Italiens, ja für das persönliche Eingreifen des Kaisers in Italien, und in diesem Punkte gegen die Spanier.

Dabei stürmten unausgesetzt die größten und aufregendsten Dinge auf den Kaiser und seinen Kanzler ein, die Berichte, Klagen und Forderungen aus dem Reich, aus Österreich und Ungarn; nicht minder aus den Niederlanden. Endlich meldeten sich auch die Angelegenheiten der Neuen Indien. Kaum hatte der Kaiser den Eroberer Mexicos, Hernando Cortes, trotz aller Anfeindungen ehrenvoll empfangen, zum Marques de la Val de Daxaca, zum Ritter von Santiago und Generalkapitän von Neuspanien erhoben, als aus der Mitte des Erdteils Francisco Pizarro vor ihm auftauchte und in anschaulicher Beredsamkeit für die Conquista von Peru warb, was ihm Karl im Gegensatz zu seinen Vertretern in Panama nicht verwehrte.

Inzwischen sollten die Kaiserlichen in dem Kampfe um Neapel auf die letzte und schwerste Probe gestellt werden. Lautrec war aus der Romagna die adriatische Küste entlang gezogen und stand schon in den Abruzzen, als Ugo de Moncada, Philibert von Dranien und Pescaras Neffe, der Marchese del Vasto, zum Schuß des Königreichs heraneilten. Apulien war bald in den Händen der Franzosen; del Vasto vermochte noch Troja zu schützen, sonst nichts. Dann sollte es am 16. März 1528 zur Entscheidungsschlacht kommen, die Lautrec trotz seiner zahlenmäßigen Überlegenheit immer hinausgeschoben hatte. Aber Dranien entzog sich geschickt der Umklammerung. Den Kaiserlichen verblieb jetzt fast nur noch die Stadt Neapel — ein schlechter Anfang für Moncada,

dem der Kaiser zwar den Titel eines Vizekönigs von Neapel noch versagte, die volle Verantwortung für das Königreich aber überließ.

Dabei zogen immer größere Gefahren herauf. In Spanien wußte man schon im vorigen Dezember von dem Herannahen feindlicher, vor allem genuesischer Galeeren, ohne daß man Hilfe gebracht hätte. Die volkreiche Stadt und die starke Garnison liefen Gefahr, ausgehungert zu werden, da der Hafen blockiert und die Stadt von der Landseite belagert wurde. Moncada bemühte sich, sizilisches Getreide heranzubringen und wagte ein Seegefecht unter Mitwirkung der Blüte seiner Offiziere. Aber es verlief höchst unglücklich. Moncada selbst fiel, der Marchese del Vasto wurde gefangen.

Nun lag die Last allein auf dem blutjungen General Philibert von Chalon, Prinzen von Dranien. In der letzten geheimen Ratsitzung vom Dezember 1527 hatte man sich noch dahin verständigt, den (inzwischen abgefallenen) Herzog von Ferrara zum Oberbefehlshaber aller kaiserlichen Truppen in Aussicht zu nehmen mit Dranien als Lieutenant; dieser sollte sich auf den erfahrenen Marcon stützen. Zum Vizekönig sei er ihm einstweilen noch zu jung, sagte der Kaiser.

Dranien war in der Tat erst 25 Jahre alt, aber freilich sehr früh gereift. Sein Vater war wenige Wochen nach seiner Geburt gestorben und Philiberte von Luxemburg, seine Mutter, ließ ihn sich zeitig in der großen Welt von Paris bewegen, seit 1520 in Spanien. Sie verwaltete auch seine weiten Liegenschaften in der Franche Comté, in Bresse, Bourgogne und Flandern. Seine einzige Schwester war die zweite Frau Heinrichs von Nassau geworden; und durch alle diese Beziehungen, auch durch die Verwandtschaft mit dem burgundischen Herzogshause, kam der junge reiche Erbe früh zum Goldenen Vlies, zu Offizierstellen und ins Feld. Er hatte schon viel erlebt, sich oft erprobt, war gefangen und verwundet gewesen, als ihn der Sturm der Kriegsvölker mit nach Rom riß; vor der Engelsburg nochmals schwer verwundet, suchte er vergebens dem Unfug der Zerstörung zu steuern.

Der Kampf um Neapel machte ihn zum wirklichen Führer. Während der Hafen noch blockiert war, suchte sich die Garnison, wie Leyva so oft in Pavia, Luft zu machen durch kühne Ausfälle, die dem von Krankheiten heimgesuchten französischen Heere arg zusetzten. Aber wochenlang blieb ihre Lage doch ganz verzweifelt durch den Mangel an Geld und Lebensmitteln bei vollkommener Blockade. Zuzug war unmöglich. Woher hätte er auch kommen sollen? Alle Bitten um Unterstützung verhallten ins Leere, wie bei Leyva.

Da erhielten die Belagerten eine ganz unerwartete Erleichterung durch den Parteiwchsel des Andrea Doria, dessen Neffe Filippino mit seinen Galeeren

den Hafen beherrschte. Da der alte Genuese bei Frankreich seine Rechnung nicht gefunden hatte, stellte er sich in den Dienst des Kaisers und ließ am 4. Juli 1528 seine Schiffe abziehen. Am nächsten Tage lag die See wieder blank vor den Belagerten. Bald nachher erfuhr Dranien aus aufgefundenen Briefen Näheres von der Not im Lager der Franzosen. Man setzte ihnen jetzt nachdrücklicher zu, trug öfter Erfolge davon und vermochte sich wieder zu verproviantieren. Eines Tages wurde selbst Pedro Navarro aufs neue der Gefangene seiner Landsleute. Jedoch erst mit dem unerwarteten Tode Lautrecs (16. August) endete die eigentliche Belagerung. Das Schwergewicht des Krieges verlegte sich wieder nach dem Norden.

Hier gestaltete sich die Lage der Kaiserlichen im Gegensatz zu Neapel um dieselbe Zeit immer gefährlicher. Zwar war es gelungen, einen deutschen Fürsten für den kaiserlichen Dienst in Italien zu gewinnen, den Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig-Wolfenbüttel. Man versprach sich viel von seinen frischen Truppen, die schon im Mai im Tridentinischen lagen. Aber gerade sein Schicksal zeigt, wieviel Geld, Erfahrung und Menschenbehandlung zur Truppenführung jener Zeit gehörten. Der Herzog gelangte bis in das Brescianische, wurde aber schon hier von den eigenen Truppen bedroht; im Juli mußte er vor ihnen fliehen. Ein ziemlicher Aufwand war nutzlos vertan.

Dafür vermochte der Graf von St. Pol noch im Herbst eine neue französische Armee von 10 000 Knechten nach Italien zu bringen, die Leyva den ohnehin nur mühsam gehaltenen Besitz der Lombardei wieder streitig machte und den Krieg trotz der empfindlichen Verluste der Franzosen vor Neapel endlos hinzuziehen drohte. Allerdings hatte Andrea Doria auch den Hafen von Genua wieder für kaiserliche Truppen geöffnet und die Herrschaft über die Stadt zurückgewonnen.

Die Bedingungen für die Herüberkunft des Kaisers schienen also günstiger als je. Der Krieg war noch keineswegs zu Ende; noch winkten dem Kaiser persönlich Ruhm und Ehre. Wirklich, im Laufe des Jahres 1528 und in offenbarem Zusammenhang mit dem erneuten schweren Kampfe in der Lombardei scheint Karl immer ungeduldiger geworden zu sein. Im April schrieb er dem Bruder, daß er „nichts auf dieser Welt so begehre“, auch um Ferdinands willen, schon wegen der „Reformation“ der Kirche in Deutschland und wegen der Krönung, aus der sie beide Gewinn ziehen würden. Nur fehle es ihm an der Hauptsache, an Geld. Daß er im Mai 1528 endlich die so lange hinausgeschobene Huldigung im Königreich Valencia entgegennahm, war eine Befriedigung der letzten berechtigten spanischen Wünsche und ein persönlicher Entschluß. Seine eigenhändigen Briefe an Balançon, der ihn im geheimen dem Prinzen von

Dranien ankündigen sollte, und an Montfort aus dem Herbst 1528 verraten in jedem Satze sein stürmisches Verlangen nach der Fahrt; alles setze er nun an diesen Plan — „ich meine meine Fahrt“, fügte er nachdrücklich hinzu. Er wolle fahren, schrieb er Montfort aus Toledo, „und wenn ich diese Stadt verkaufen sollte“; er klagte ihm über die Geldverhandlungen mit Portugal; „sie sind mir zu krämerhaft“. Wir erfahren von Äußerungen im Staatsrat, vielleicht sogar vor einem weiteren Kreise, schon in Valencia und in Madrid (Mai und September), dann in Toledo im November. Die letzte dieser Ansprachen bewahrt uns die Chronik des Santa Cruz. Sie stammt in Aufbau und Gedanken offensichtlich von Gattinara, der dem Kaiser die Aufzeichnung gegeben haben wird; denn wir finden nun den Kaiser öfter mit einem Zettel in der Hand.

Seine immer mehr gekräftigte Selbstherrlichkeit äußerte sich dabei so, daß er seine Umgebung nicht etwa fragte, ob (das stehe fest), sondern nur wie er seine Fahrt einrichten solle. Einleitend bemerkte er in echt Gattinarascher Dreigliederung, ihn hindere nicht die Furcht vor der Liga, da ihm Gott bisher stets den Sieg gegeben habe; auch nicht vor dem Papste, der längst über Frankreich mehr erregt sei als über den Sacco di Roma; er habe auch keine Bedenken wegen Spanien, dem er im Gegensatz zu seiner ersten Abwesenheit jetzt die Regentin und die Erben hinterlasse. Die Kosten dürften keine Rolle spielen; wenn er das Geld für acht Jahre Krieg gefunden habe, so werde es ihm auch für seine Krönungsfahrt nicht fehlen. Aber seine Fahrt gelte überhaupt nicht allein der Krönung; die hätte ihm der Papst auch in Spanien gespendet. Noch weniger der Rache an seinen Feinden; das sei Gottes Sache. Am wenigsten dem Land-erwerb, denn er habe oft genug gezeigt, daß er nur nach dem eigenen ererbten Gut verlange, nie nach dem Besitz anderer. Wohl aber fahre er nach Italien, um den Papst zum Konzil zu zwingen, gegen die Häresien zu wirken und für die Reform der Kirche; sodann die Wunden zu heilen, die der Krieg diesem Lande geschlagen, und endlich —, wie es einem Hirten zieme, seine Herde zu weiden, so zieme es ihm, seine Reiche, Staaten und Vasallen zu besuchen.

Die endgültige Entscheidung war erfolgt nicht ohne ein merkwürdiges taktisches Kunststück Gattinaras, das er seiner Selbstbiographie anvertraut hat. Der Kanzler war, wie öfter in seinem Leben, krank vor Ärger. Da besuchte ihn der Kaiser und brachte das Gespräch auf die Flotte, die Weihnachten bereitstehen werde, so daß man Mitte Januar 1529 in See gehen könne. Gattinara lächelte; er glaube nicht daran. Der Kaiser: Dann widerspreche sich der Kanzler selbst, da er stets die Fahrt betrieben habe. Gattinara: Ja, nachgerade habe er die Hoffnung aufgegeben, da es stets an allem fehle. Er habe sogar

neuerdings, im Gegensatz zu früher, sich geradezu gegen die Fahrt geäußert. Denn die Spanier verdächtigten und bedrohten ihn wegen seines Interesses an Italien; und er müsse selbst sagen, daß es große Gefahren für den Kaiser gebe; daß man sich doch dem alten Piraten Andrea Doria nicht anvertrauen dürfe, und daß man auch in Italien noch immer mit Schwierigkeiten rechnen müsse. Deshalb könne er, wie gesagt, nicht mehr zureden.

Die Wirkung dieser Rede auf den Kaiser war, wie Gattinara sagt, die erwartete. Jedes Wort reizte ihn zum Widerspruch. Wie ein edles Tier durch die Hindernisse vor dem Ziel zum äußersten gespornt wird, so sei er nun nicht mehr zu halten gewesen.

Und doch dauerten die Vorbereitungen zur Italienfahrt noch wieder viele Monate. Hatte der Kaiser schon am 28. April 1528 die Regierungsvollmacht für die Kaiserin und die Weisungen an die einzelnen Ratskollegien ausgefertigt, von denen schon vor Jahren, im Juni 1525 in einer Denkschrift des Dr. Lorenzo Galindez de Carvajal die Rede gewesen war, so setzte er erst am 3. März 1529 unter Mitwirkung von Loaysa sein zweites, später vernichtetes Testament auf. Vom gleichen Tage datierte er die letzte Instruktion für Isabella mit allen Einzelheiten für die Regierungsgeschäfte und ihre äußere Handhabung. Am nächsten Tage reiste er von Toledo über Aranjuez und Sigüenza nach Saragossa. Ende April war er in Barcelona, — nach einem Jahr des Zauderns und der Hemmungen.

Mittlerweile war der Krieg in Oberitalien wider Erwarten zum Abschluß gekommen. Spanische Truppen waren von Genua aus zu Leyva gelangt und hatten diesen in den Stand gesetzt, nicht nur sich zu behaupten, sondern auch St. Pol auf dem Fuße zu folgen, als dieser sich anschickte, Genua von der Landseite her zu nehmen. Am 21. Juni schlug Leyva die Franzosen bei Landriano; St. Pol selbst wurde sein Gefangener. Diese letzten Schläge ließen endlich auch in Frankreich den Friedenswillen reifen, den zu pflegen sich längst die Erzherzogin Margarete um der Niederlande willen hatte angelegen sein lassen.

Die Friedensschlüsse von Barcelona und Cambrai

Während aller dieser Monate tastete sich der Papst in Orvieto und Viterbo zwischen den alten Verbündeten und den Kaiserlichen mühselig zurecht. Die Venezianer hatten mit Ravenna und Cervia uralten Besitz des Kirchenstaates an sich genommen. Die Liga bestürmte den Papst, der erlauchten Republik von San Marco die Städte zu lassen. Clemens VII hing daran wie an Parma und

Piacenza; vor allem freilich an dem abgefallenen Florenz. So herrschte Uneinigkeit in den eigenen Reihen, Unbehagen auch darüber, daß die Kardinäle so lange in Neapel als Geiseln gehalten wurden. Der Gesandte Venedigs, Contarini, hatte die eindringlichsten und erbaulichsten Gespräche mit dem Papst über die Notwendigkeit eines Verzichtes auf irdische Dinge, wenn das Wohl der Christenheit und die Würde der Kirche auf dem Spiele stünden. Der Papst empfand sich zu sehr als Politiker im landläufigen Sinne, als daß er ohne Gegengaben einzuliegen bereit gewesen wäre.

Clemens VII besaß wenig Willenskraft, aber genügend Klugheit einzusehen, daß für ihn alle Vorteile längst wieder auf der Seite des Kaisers lagen. Seit Monaten war der Franziskanergeneral Francisco Quiñones aus dem Hause der Grafen von Luna, wie es scheint, früher auch eine Zeitlang Beichtvater des Kaisers, Vermittler zwischen diesem und dem Papst. Clemens VII erhob ihn zum Kardinal von Santa Croce, was seine ohnehin ziemlich neutrale Stellung gegenüber dem Kaiser verstärkte. Vielleicht deshalb wurde von Spanien aus eine Persönlichkeit eingeschoben, die weniger auf Vermittlung, als auf unmittelbare Wahrnehmung der politischen Interessen des Kaisers eingestellt war, — der Aragonese Micer Miguel Mai. Seine Art hat man nicht mit Unrecht derjenigen des Don Juan Manuel verglichen. Er berechnete ganz offen alle seine Mittel auf die Persönlichkeit des Papstes und zog ihn um so sicherer auf die kaiserliche Seite, je mehr er ihm seine persönlichen Wünsche ablauschte und befriedigte. Die kaiserliche Seite aber bedeutete für den Papst eine Preisgabe der Liga, die ihrerseits noch immer jeden Druck auf ihn auszuüben suchte. Aber hatte sie ihn nicht in seiner höchsten Not schmählich im Stich gelassen? England, Frankreich, Venedig, vor allem Florenz? So wurde das Spiel ein doppelseitiges. Der Papst sagte wiederholt, daß er zum Kaiser nach Spanien kommen wolle. Aber Mai durchschaute ihn und meinte, er wolle vor allem den Kaiser von Italien fernhalten. Dann war er auch zur Bewilligung der Cruzada für Spanien bereit, verlangte aber, wie Mai schrieb, „in seiner niedrigen Art“ einen Anteil von 30 000 Dukaten daran.

Allgemein wirkte auf die Friedensbereitschaft der Kurie die Türkengefahr in Ungarn und das Hilfsge such, das Andrea da Burgo im Auftrage Ferdinands und natürlich mit Unterstützung des kaiserlichen Gesandten vorbrachte, als Suleiman erneut mit ungeheuren Aufgeboten bereits donauaufwärts im Anzuge war.

Entscheidend für Clemens wurde zweierlei. Einmal, daß die Gesandten ihn von der Furcht vor dem Konzil befreiten. Mai und del Burgo gingen dabei

sehr bewußt vor — sicherlich nicht ganz im Sinne der Universalpolitik Gattinaras, obwohl auch dieser, wie wir uns erinnern, das Verlangen nach dem Konzil einmal selbst als ein Druckmittel auf den Papst bezeichnet hatte. Der Erfolg zeigte sich deshalb sofort, als der Gesandte Ferdinands dem Papste eines Tages vortrug: Seine Heiligkeit brauche ein Konzil nicht zu fürchten, da Seine Majestät der Kaiser mehr Wert auf den Frieden in der Welt und in Italien lege, als auf die allzeit unberechenbare Haltung eines allgemeinen Konzils; ein befreundeter Kaiser werde ihn verteidigen, und mit den Lutheranern werde man durch andere Mittel fertig werden — wobei zum ersten Male die Idee der Religionsgespräche auftaucht. Kaum hatte der Gesandte so gesprochen, als sich der Papst wie erleichtert von seinem Sessel erhob und sagte: „Meiner Treu, Ihr sprecht wahr und vernünftig; in diesem Falle könnte man ihnen ruhig einige Zugeständnisse machen.“ Das andere fast noch wirksamere Mittel zur Gewinnung des Papstes wurde das Eingehen auf seine Wünsche wegen Florenz; hier sollten sich die Vorgänge von 1512 wiederholen.

So rüstete sich alles für einen Sonderfrieden des Papstes. Nach dem plötzlichen Tode Castigliones im Februar zu Toledo hatte der Papst schon am 16. April 1529 seinen Majordomo, den Bischof von Vaison, als neuen Nuntius mit umfassenden Vollmachten und den gewünschten Bewilligungen nach Spanien abgesandt. Im Verein mit Gattinara, de Praet und Granvelle wurden in Barcelona die Artikel aufgesetzt, die am 29. Juni zum Frieden führten. In diesem Frieden von Barcelona reichten sich Papst und Kaiser, wie der getragene Dokumentenstil es ausdrückte, die Hand „aus Schmerz über die Zerrissenheit der Christenheit, zur Abwehr der Türken und zur Anbahnung eines allgemeinen Friedens“. Der Papst erhielt Ravenna, Cervia, Modena, Reggio und Rubiera zugesichert; der Kaiser erneuert die Investitur mit Neapel und die Verleihung kirchlicher Benefizien. König Ferdinand wurde in den Frieden eingeschlossen; Kaiser und König versicherten, gegen die Häretiker vorgehen zu wollen, falls diese dem Zuspruch des obersten Hirten und den Mandaten ihres Kaisers nicht Folge leisteten. Über Mailand würden sich die höchsten Häupter vertragen. Alle Förderer der Türken bedrohte der Papst mit dem Kirchenbann; dagegen absolvierte er alle diejenigen, die mit den Waffen in der Hand in Italien gegen den Kirchenstaat gefochten hatten.

Wenige Wochen nach diesem Friedensschluß, am 16. Juli, zog der Papst die englische Ehescheidungssache nach Rom. Damit war das Urteil der Kirche im Sinne des Kaisers nicht mehr fraglich. Aus dem Defensor fidei sollte nun ein neuer gefährlicher Feind der römischen Kirche werden.

Über den italienisch-päpstlichen Auseinandersetzungen haben wir vorübergehend die politische Welt um den Kanal aus den Augen verloren. Tatsächlich ist es in den Niederlanden auch nach den Kriegserklärungen des Jahres 1528 nicht zu eigentlichen Kampfhandlungen gekommen, es sei denn, daß man die sehr üblen Rückwirkungen des formellen Kriegszustandes auf die Sicherheit der Straßen in den Grenzgebieten und auf den gesamten kommerziellen Austausch darunter begreift. Die schweren Ärgerlichkeiten, die Margarete nach dem Tode Isabellas mit Christian von Dänemark auszustehen hatte, hingen mit den englisch-französischen Dingen keineswegs zusammen. Margarete bewies dabei ihre alte Energie, indem sie dem Könige wiederholt persönlich tapfer entgegentrat, ihm Teile seiner Schulden, etwa für das Andenken der Königin, abnahm, das Eintreten für andere aber ebenso bestimmt ablehnte; sie beanspruchte auch die königlichen Kinder für sich, als sie es nicht hindern konnte, daß der unbeherrschte Abenteuerer mit Saef und Paef, auch mit dem Kelch, den er zum Entsetzen Margaretes täglich benutzte, seiner Wege zog.

Eher konnte man schon das Aufflackern des geldrischen Krieges eine Frucht der längst gestörten kaiserlich-französischen Beziehungen nennen, obwohl diesmal noch mehr als früher der Kern des Streites in Utrecht lag. Außerdem wirkte sich dieser merkwürdigerweise so aus, daß erst die Utrechter Gebiete, besonders Overyssel, dann alle Nachbarlande mehr oder weniger frei und eifrig die kaiserliche Hilfe suchten. Auch die sonst stets bewilligungsunlustigen Stände von Brabant und Holland bequemten sich, nachdem sie teures Lehrgeld gezahlt hatten, doch zum Teil aus eigenem Antrieb zu Leistungen, so daß endlich mit Hilfe dieser Lande selbst die Hoheit des Kaisers als Graf von Holland über Utrecht im Vertrage von Schoonhoven (1527) und als Herzog von Brabant über Overyssel und sogar über Geldern im Vertrage von Borcum am 3. Oktober 1528 anerkannt wurde. Daß Johann von Cleve mit seinen Ansprüchen auf Geldern gelegentlich eingriff, daß Martin van Rossem, geldrischer Marschall, seiner Unbändigkeit in dem barbarischen Überfall auf den Haag vom 6. März 1528 die Zügel schießen ließ, weist auf spätere Kämpfe vor. In allem diesen aber wirkte schließlich doch etwas Lieferees und Allgemeineres.

Margaretes Regierung zeigt jenen modernen Zug zum geschlossenen Obrigkeitsstaat gegen die Reste der Feudalzeit — ähnlich wie die der katholischen Könige und Karls selbst in Spanien — durch Einverleibung kleiner Hoheiten, Förderung eines tüchtigen Beamtentums und Zurückdrängung des Hochadels mit seinen partikularistischen Ansprüchen. Daß aus dessen Kreisen Klagen gegen sie an den Hof kamen, daß Karl eine so bedeutende Persönlichkeit, wie den Herrn de Praet,

zur Beilegung in die Niederlande sandte, vertieft für uns die Einsicht in die stolze und selbstbewußte Politik der Erzherzogin, die, wie wir wissen, auch mit den Privilegien der Städte sehr unbekümmert umsprang, wenn das Interesse ihres kaiserlichen Neffen ihr das nötig erscheinen ließ. Ihre Rechtfertigungen haben etwas Großartiges, und es ist bezeichnend für ihr fürstliches Gefühl, daß sie als Vermittlerin nur die Kaiserin anzunehmen gewillt war. Nichts habe sie preisgegeben von kaiserlichen Hoheitsrechten, nichts von seinen Besitzungen oder Einkünften; höchstens auf die eigenen Mittel zurückgegriffen im Gegensatz zu den Herren, deren Begehrlichkeit sie mutig geißelte. Modern war auch ihr Verständnis für die wirtschaftlichen Notwendigkeiten ihres Landes und damit für die englische Freundschaft.

Wie von jeher war der kaiserlich-englische Krieg so gut in den Niederlanden wie bei dem englischen Arbeiter und Kaufmann im tiefsten Grunde unpopulär. Es war sehr geschickt von den Vertretern des Kaisers, daß sie in London betonten, der Grund des Krieges sei der Ehrgeiz des (ohnehin in seiner Stellung erschütterten) Wolsey, nicht der Kriegswille des Königs oder gar des Volkes. Einmal drohte umgekehrt von seiten des Kaisers der Seekrieg einen großen Stül zu gewinnen und die Lage der berühmten Armada vorwegzunehmen. In einer Denkschrift vom Januar 1528, unmittelbar nach der Kriegserklärung von Burgos, bezog sich Gattinara auf die Zusage einer portugiesischen Flottenhilfe und erwog, wie man portugiesische, castilische und flandrische Schiffe zu einem großen Schlage gegen die englische Flotte und zu einer Landung in England vereinigen könnte, um das Unrecht an der Königin zu rächen und das Erbrecht der Prinzessin zu schützen. Dazu könnte man sich auch mit den Schotten verbinden. Ja, Wilhelm von Moutfort sollte dafür am 6. Februar allen Ernstes sogar 6000 deutsche Knechte anwerben. Das ist wohl der erste greifbare Plan einer Landung auf englischem Boden in der neueren Geschichte. Zur Ausführung gekommen ist er nicht. Vor allem Margaretes Bemühungen, unterstützt von dem kaiserlichen Gesandten Jüigo Mendoza, Bischof von Burgos, führten schon am 15. Juni 1528 zum Waffenstillstand von Hamptoncourt, später zum Frieden.

Denn auf der anderen Seite waren es doch wieder Traditionen der alten höfischen Kleinwelt, die der Erzherzogin ihre Vermittlertätigkeit gegenüber Frankreich erleichterten, wie etwa die gesellschaftlichen Beziehungen der Herzogin von Vendôme, die eben damals Erbstücke ihres Schwagers, des Herrn von Ravestein, antrat. Als Margaretes Gesandter Des Barres auf einer Abendgesellschaft in Paris von der Mutter des Königs, Louise von Savoyen,

also Margaretes Schwägerin, darauf angedet wurde, ob seine Herrin und sie selbst sich nicht des allerseits ersehnten Friedens annehmen sollten, war die erste Anknüpfung geschehen; sie führte um so rascher zum Erfolge, als Margarete in kluger Zurückhaltung sich weiter bitten ließ. Mehrfach erschien bei ihr jetzt der uns schon bekannte Bischof von Avranches, Gilbert Bayard; es gab fruchtbare Korrespondenzen, die in dicken Aktenstößen vorliegen, und endlich die persönliche Zusammenkunft der beiden Fürstinnen in Cambrai vom 5. Juli 1529 an, wobei Margarete unter äußerst geschickter Ausnutzung aller persönlichen und sachlichen Verhältnisse schließlich den für den Kaiser so günstigen Damenfrieden zustande brachte, der am 3. August 1529 vollzogen wurde.

Louise von Savoyen stand als Mutter und Großmutter unter den gehäuften Eindrücken der Gefangenschaft ihres Sohnes und der Enkel und der letzten Mißerfolge in Italien. Margarete verkannte ihrerseits nicht die Gunst der Lage, zeigte aber darüber hinaus, wie immer, die Sachkenntnis und Entschlußfreudigkeit der politischen Persönlichkeit. Sie hatte sich auch beizeiten durch die Berichte ihrer Vertrauten Rosimbos und Des Barres (schon vom 31. Dezember 1528 an) die Zustimmung des Kaisers in allen wesentlichen Punkten gesichert.

Der Damenfrieden von Cambrai gab sich ausdrücklich als eine Bestätigung des Friedens von Madrid unter Auscheidung der als undurchführbar erkannten Restitution der Bourgogne, aber unter Aufrechterhaltung aller Rechte des Kaisers darauf. Das Schriftstück hat einen sehr stattlichen Umfang, weil unzählige Angelegenheiten territorialer Art, insbesondere auch der beiderseitigen Untertanen, darin mit festgelegt werden mußten. Das Entscheidende blieb die Anerkennung der Souveränität über Flandern und Artois, sowie die völlige Preisgabe aller Ansprüche der Franzosen auf Mailand, Genua und Neapel, worum die Könige von Frankreich seit 35 Jahren unter sehr großen Opfern und zeitweise mit glänzendem Erfolg gekämpft hatten. Preisgegeben wurden auch alle Parteigänger Frankreichs, besonders in Italien, was dem Papst zugute kam. Doch auch in Deutschland, was Geldern und Robert von der Mark lahmlegte. Dagegen wurde König Christian in den Frieden aufgenommen. Für die Freigabe der Prinzen sollte ein Lösegeld von zwei Millionen Solais gezahlt werden, wobei Frankreich auch des Kaisers Schuld gegen England übernahm, was für Karl eine große innere und äußere Entlastung bedeutete. Die Königinwitwe Eleonore, schon durch förmliche Trauung dem Könige von Frankreich verbunden und seit Jahren in einer peinlichen Zwitterstellung, sollte nunmehr wirklich mit ihm den Thron besteigen — für Karls dynastisches

Empfinden etwas sehr Wesentliches und Großes; auch für seine Politik, wie sich später herausstellen sollte, keineswegs ohne Bedeutung.

So schmückten denn die Medaillons Eleonores und ihres königlichen Gemahls, von Genien gehalten, die Hauptpilafter des prachtvoll aus Eichenholz geschnitten dreigeteilten Kaminaufbaues im großen Saal des Obergerichts in Brügge, der damals seiner Vollendung entgegenging. Rechts und links die Begründer dieser habsburgisch-burgundisch-spanischen Macht, Kaiser Maximilian und Marie von Burgund, Ferdinand von Aragon und Isabella von Castilien in lebensgroßen Figuren. Vor dem Thron, der die Bilder der Eltern trägt, die jugendliche Gestalt des Kaisers im Goldenen Vlies, das Schwert der Hoheitsrechte wie zum Himmel erhoben. Die Liese des Hintergrundes überdeckt von den Wappen aller seiner Länder. Dazwischen die Büsten Lannoys und der Erzherzogin Margarete; — das Ganze ein prunkhaftes Sinnbild des auf Pavia und Cambrai gegründeten Hochgefühls dieser Zeit.

Wie die erfahrenen kaiserlichen Räte den Erfolg von Cambrai beurteilten, zeigt ein Freundesbrief de Praets, der jetzt zur Beruhigung Italiens abgesandt war, an Granvelle. Er fand den Frieden so günstig, daß er auf den ersten Blick an eine Täuschung dachte. Er erwog die Gefahr eines neuen Friedensbruchs, fand aber alles in allem die Lage so, daß er unbedingt zur Ratifikation riet. Charles de Poupet, Herr von La Chaulz, der zweite aus dem engsten Kreise des Staatsrats, schrieb im September 1529 ähnlich aus Savoyen unmittelbar an den Kaiser.

Bald danach, im Oktober, traf sich La Chaulz mit Des Barres in Paris, und beide berichteten am 21. von der glänzenden Aufnahme, die sie dort gefunden hätten. Der König habe sie im großen Saal des Louvre empfangen, umgeben vom ganzen Hofe.

Welch ein anderes Bild, als jene Versammlungen der Kriegserklärungen und Herausforderungen im letzten Jahre! Jetzt kam schon in der Mitte des Saales der König auf die Gesandten zu, wartete die Anrede von La Chaulz gar nicht ab, sondern pries sogleich die ausgezeichneten Damen, die diesen Frieden zuwege gebracht hätten. Er wolle nun leben und sterben als des Kaisers wahrer Bruder und Freund; der Kaiser möge ganz über ihn und seine Mittel verfügen — mit weiteren schönen Worten. In seinen Gemächern kam er dann auf die Türkenfrage, äußerte den lebhaften Wunsch, König Ferdinand zu unterstützen, entwarf einen Kriegsplan mit 60 000 Knechten, Reitern und Artillerie, wobei der Kaiser natürlich Anführer, der König von Frankreich Führer der Avantgarde sein würde. Geld könne er leider nicht geben, da er dem Kaiser schon so viel zahlen müsse.

Aber er werde sich gern alsbald durch Savoyen und Piemont zum Kaiser begeben, um dem Feldzug Nachdruck zu verleihen.

Am 20. Oktober nach der Messe wurde in der Kathedrale von Notre Dame, unter großem Aufgebot vornehmer Herren und im Beisein der Gesandten von England, Venedig, Mailand, Florenz und Ferrara, die etwas widerwillig erschienen waren, der Friede beschworen. Darauf gab der König den Gesandten ein Frühstück im bischöflichen Palais. Abends waren sie beim Grandmaitre, der sich noch einmal besondere Mühe gab für den Herzog von Ferrara, den Schwager des Königs als Gemahl der einst viel verhandelten Renate. In denselben Tagen und in ähnlicher Feierlichkeit beschwor auch Karl seinerseits zu Piacenza den Frieden in Gegenwart des Admirals von Frankreich.

Der Kaiser in Italien. Krönung in Bologna 1530

Denn inzwischen hatte der Kaiser endlich seine Italienfahrt antreten können. In Barcelona waren die sehnlichst erwarteten vierzig Maultiere mit Geld aus Portugal und Castilien eingetroffen. Hier hatte der Hof auch die Nachricht von der Niederlage St. Pols bei Landriano erhalten, „als wenn die Sache des Kaisers von Gott selbst wunderbar geführt würde“, bemerkte Gattinara. Alle Voraussetzungen für einen guten Verlauf der Fahrt schienen gegeben. Freilich kam noch eine letzte Warnung vor der Italienfahrt aus der Feder Margaretes. „Mein Gebieter“, schrieb die Lante, „Euer tapferer und hochherziger Sinn verlangt die Fahrt nach Italien; mir und allen Euren Dienern hierzulande hat diese Sorge für Eure Ehre und Reputation, Eure Sicherheit und Eure Staaten tiefe Befriedigung gegeben. Allein die Gefahren für Eure Person und die Schwierigkeiten der Sache erwecken zugleich Bedenken und Sorgen.“ Der Kaiser dürfe die Fahrt erst unternehmen, wenn er mit Geld, Truppen und Lebensmitteln ausgiebig versehen sei; sonst könne es ihm gehen wie einst Karl VIII von Frankreich, der glücklich ins Land kam, aber schon in Rom an Geldmangel litt, zurückkehren mußte und seine Ehre einbüßte.

Indessen, die Dinge waren nun einmal im Rollen und diese Einwände dem Kaiser zu vertraut, als daß er sich dadurch noch hätte hindern lassen. Außerdem war ein gut Teil der Befürchtungen Margaretes mittlerweile überholt. Ende Juli stach man in See, landete am 6. August in Monaco, am 9. in Savona, am 12. in Genua. Von hier ging es über Tortona, Voghera, Piacenza, fast zur

Enttäuschung des jungen Kaisers durch ein bereits befriedetes Land nach Bologna, wo er am 6. Dezember feierlich eintritt.

Die Renaissance entfaltete alle ihre Pracht zu seinen Ehren. Die herrliche Stadt im Schmuck der Teppiche und Girlanden, der plastischen Kunstwerke und der Scheinarchitekturen, stellte an ihren Triumphbögen das ganze wiedererstandene Altertum als eine historische Interpretation von Land und Volk vor den schaulustigen Augen dar. Dem vierundsechzigjährigen Gattinara, der unterwegs den schon 1525 versprochenen Kardinalspurpur erhalten hatte, mochte das Herz klopfen, als er hier nun wirklich die Bilder der römischen Kaiser Cäsar, Augustus, Titus und Trajan neben den Wappen seiner kaiserlichen Majestät bemerkte. Er ritt im nächsten Gefolge des Kaisers neben Heinrich von Nassau, Alessandro Medici und dem Markgrafen von Montferrat, selbst Graf und Markgraf eines kaiserlichen Lehens in Piemont. Die Nachricht von der rühmlichen Abwehr der Türken, die in wütenden Stürmen Wien berannt hatten, vergoldete das Bild dieses Tages der Erfüllung für den Kanzler.

Schon vorher hatte Clemens VII sich dort eingefunden, und wochenlang sah man nun die eben noch anscheinend unversöhnlich verfeindeten Häupter der Christenheit in vertraulichem Gespräch. Denn ihre Gemächer im Palazzo Publico waren durch geheime Türen miteinander verbunden. Der Aufenthalt zog sich fast vier Monate hin, vom Dezember 1529 bis gegen Ende März 1530. Man versteht den Verzug nur schwer, da Ferdinand immer dringender um das Kommen des Kaisers und um seine Hilfe gegen die Türken bat.

Was fesselte den Kaiser eigentlich solange scheinbar tatenlos an Bologna? Er hatte sich im Sinne seines großen Entschlusses die Fahrt ursprünglich ganz anders gedacht. Nun überkam ihn ein fast schwindelndes Gefühl angesichts der täglich wechselnden politischen Lage, die seiner mühsam gefaßten Entschlüsse zu spotten schien. Er empfand selbst das Bedürfnis, sich vor dem Bruder zu rechtfertigen, und tat das in dem sehr ausführlichen und vertraulichen Schreiben vom 11. Januar. Dabei lehnte er sich, wenn nicht alles täuscht, noch einmal, wie in früheren Fällen, eng an Formulierungen Gattinaras an, die durch seinen eigenen natürlichen und etwas sentenziösen Stil wie Gerüste hindurchschimmern. Das Ganze ein gegen 1525 doch sehr viel reiferer Versuch, sich über die Gesamtheit seiner schwierigen Lage Rechenschaft zu geben.

Er wünschte, sein Brief könne fliegen und auch die Antwort käme sobald als möglich. Auf Ferdinands Anfrage wegen eines Vertrages mit den Türken stellte er nüchtern fest, daß sie beide allein die Mittel zum erfolgreichen Kampf gegen den Großherrn nicht besäßen, daß die anderen Fürsten gerade ihnen beiden

auch keine nennenswerte Hilfe leisten werden. Ein Frieden selbst mit Opfern sei nicht von der Hand zu weisen. Freilich würden hernach alle behaupten, was Wunder sie hätten leisten wollen, und ihn erinnern an seine oft ausgesprochene Absicht, gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Der Sultan könnte auch denken, Ferdinand habe den Frieden nötig und er hätte nur noch ein wenig auszuhalten brauchen, um Größeres zu erreichen. Oder aber, er würde sich, nunmehr gegen Ferdinand gedeckt, erst recht gegen den Kaiser wenden. Doch die Gründe für den Vertrag überwogen diese Bedenken. Freilich, der Papst richtete soeben durch die bei ihm beglaubigten Gesandten an die Fürsten und Mächte eine Aufforderung zur Türkenabwehr; die Antworten würden langsam eingehen und könnten lauten: Warum sollen wir Hilfe leisten, wenn Ihr Frieden macht? Da es weiter gut wäre, abzuwarten, wie sich die Dinge in Deutschland anließen, rate er zum Hinhalten durch eine vorläufige Antwort, nicht durch eine Gesandtschaft, wobei der Verzug zu entschuldigen und die Bereitwilligkeit auszudrücken wäre, lieber in Güte als in Waffen mit dem Sultan zu handeln.

Was aber sein eigenes weiteres Verhalten und die Fahrt nach Deutschland betreffe, so bitte er (fast als wollte er das eben gegebene Rezept für sich verwenden) zunächst um Rat über drei Möglichkeiten. Entweder sich sogleich krönen zu lassen und bald zu kommen, oder die Krönung in Rom zu suchen und im Mai oder Juni nach Deutschland zu ziehen; oder endlich, falls das wegen Deutschland angehe, zunächst in Neapel nach dem Rechten zu sehen und erst im Herbst in Deutschland zu sein. Damit Ferdinand klarer sehe, wolle er noch einmal alles zusammenfassen, sowohl die Gründe für seinen Zug aus Spanien nach Italien, wie die Veränderungen, die seitdem eingetreten seien, und zum dritten die gegenwärtige Lage.

Sein Hauptgrund für die Fahrt sei gewesen, daß man mit dem bisherigen Verhalten in Italien nie den Frieden gemacht und nie den Krieg beendet hätte, während seine Mittel zu Ende gingen; daß die großen Häresien in Deutschland die Gefahr eines anderen römischen Königs mit sich brächten, während er nur als gekrönter Kaiser für Ferdinand eintreten könne. Endlich wünsche er Neapel zu besuchen, wenn es gehe. Denn er wolle Italien den Frieden bringen. Es vollkommen beherrschen zu wollen, hieße „ewig“ kriegen und niemals die gewünschte Freundschaft mit dem Papst gewinnen. Obwohl ihm viele abrieten, habe er sich doch zur Fahrt entschlossen.

Nun sei aber manches ganz anders gekommen, als er sich gedacht habe. Weil viele die Fahrt nicht wollten und man auf das portugiesische Geld wartete, verspäteten sich alle Zurüstungen. Unterwegs sei dann die Nachricht von dem Frieden mit Frankreich gekommen und damit die Absicht auf Kriegführung

in Italien gefallen. Andererseits habe Ferdinand erfreuliche Nachrichten über den Verlauf der Türkenabwehr geben können; beides ließ ihn sich gründlicher der Ordnung Italiens widmen, wodurch er freilich dem Bruder ferner blieb, als wenn er gleich auf Venedig gerückt wäre. Er habe also seine friedliche Einstellung betont, aber „wie man meist das Gegenteil erreicht, wenn man eine Sache sehr zu begehren scheint“, so sei es auch hier gegangen. Der Papst verlangte Erfüllung seines Versprechens gegen Florenz. Man trug ihm vor, daß in 15 bis 20 Tagen alles bereit sei; dann hieß es, man brauche sehr viel länger, und nun ziehe sich die Sache noch immer hin, unklar ob in Güte oder Gewalt. In der Zwischenzeit habe er wenigstens die Verträge mit Venedig und dem Herzog von Mailand abgeschlossen. Hier die Herrschaft für sich oder Ferdinand in Anspruch zu nehmen, wäre nicht gegangen, wenn man nicht einen „unsterblichen Krieg“ wollte. Denn immer bleibe es unsicher, ob Frankreich wirklich Frieden halte. Es neige zu England, wo der König seine Frau, ihre Tante, ohne Zulassung des Papstes, verlassen wolle. Frankreich und England würden vom Kriege absehen, wenn sie den Frieden in Italien sähen (wieder ein echt Gattinarascher Gedanke). Neapel habe er wieder fest in Händen und 21 000 Mann verfügbar. Es blieben nur noch die Sorgen um Florenz und um Ferrara. Denn es empfehle sich, jetzt auch die letzten glimmenden Funken auszutreten.

Und so sehe sich denn die gegenwärtige Lage an. Er wolle dem Papst sein Wort halten, obwohl einige von diesem jede Unehrllichkeit erwarteten; wolle auch Frankreichs Verhalten abwarten, das angefangen habe in bezug auf Neapel, Stenay und Hesdin seine Bedingungen zu erfüllen. Aber es bestehe bei vielen die Vermutung, daß der König seine Praktiken in Italien weiter treibe, in Florenz und in Venedig, und daß er den Frieden breche, vor oder nach der Freigabe seiner Söhne. Was England betreffe, so wolle der Papst die skandalösen Ansprüche des Königs nicht bewilligen, scheue sich aber, die Obödienz des ganzen Landes zu verlieren. Der König werde Dummheiten machen, die Grund genug wären zum Kriege. Der Vertrag mit Andrea Doria laufe im Mai oder Juni ab, doch hoffe er ihn zu behalten. Aus alledem ergebe sich auch die Frage, ob er Zeit behalte, sich in Rom krönen zu lassen, was einige als das Wesentliche ansähen, oder ob es hier in Bologna sein solle, damit er bald kommen könne. In diesem Falle müsse Ferdinand sagen, was in Sachen der Häresien zu geschehen habe, und was in Sachen der Königswahl, die er unter allen Umständen durchsetzen werde.

Der Brief sei lang geworden und sehr vertraulich, doch sei noch mehreres „in der Feder stecken geblieben“, was er hoffe bei ihrem persönlichen Zusammensein zu besprechen.

So also betrachtete der Kaiser Mitte Januar die Lage. Noch waren Rom und Neapel nicht endgültig aufgegeben. Da gab das erneute Drängen Ferdinands den Ausschlag. Auch Margarete warnte von den Niederlanden aus, nicht Zeit und Geld dem Papst zuliebe zu zersplittern, da Ferdinand so dringend der Türkenhilfe bedürfe. „Ihr Häupter der Christenheit“, schrieb sie dem Neffen, „könntet dort zulande niemals soviel Ehre gewinnen, als Ihr verliert durch Versäumung der Türkenabwehr.“ Zur Geldbeschaffung bleibe nichts anderes übrig, als in der ganzen Christenheit einen Teil der Kirchengüter zu verkaufen, zumal der Ritterorden, auch in Preußen — angesichts der Tatsache, daß die deutschen Fürsten, insbesondere die lutherischen, sie ganz unbefangenen zu Domänen machten. Der Papst müßte dazu die Hand bieten. Eine allgemeine Tagung der Christenheit sei gewiß zu umständlich, aber sie empfehle drei große Versammlungen, eine beim Kaiser für Italien und Spanien, eine zweite unter ihrer Leitung in Cambrai für Frankreich, England und Schottland; und eine dritte für ganz Deutschland und die Nebenländer unter Ferdinand — alles zu beschleunigten Maßregeln für eine große Türkenexpedition. Das war in der Kreuzzugs-idee echt burgundisch und zugleich echt maximilianisch gedacht, Dreiteilung Europas unter die habsburgischen Geschwister.

In Bologna bewegte man sich keineswegs in solchen Gedanken. Auch die Meinung des Papstes war auf ganz andere Dinge gerichtet, als auf Opfer aus den Mitteln der Kirche. Von den Einzelheiten seiner Verhandlungen mit dem Kaiser erfahren wir allerdings wenig; am unmittelbarsten spricht zu uns einer jener von Karl benutzten, teilweise eigenhändigen Notizzettel, der sich zufällig in Simancas erhalten hat. Da steht an der Spitze: „das wegen der Königin von England“ — wir kennen die Sache. Dann „die Bestätigung der Bulle wegen Ausdehnung des königlichen Patronats und Bestätigung der Union der drei Großmeisterschaften“; weiter „ein Breve mit der Ermächtigung, über ihre Rente noch für neun Jahre nach meinem Tode zugunsten meines Seelenheils verfügen zu dürfen“ — diese Gedanken begleiteten den Kaiser also auch jetzt auf der Höhe seines Lebens. Ähnlich der Wunsch einer Abänderung des Breve mit der Absolution wegen des Sacco di Roma — und so noch eine Reihe von eigenen Anliegen und solchen der spanischen Krone und Kirche, wie „das, was die Inquisition betrifft, worüber ich ein Memorial habe“; auch die Pensionen, die der Papst beziehe aus der Kirche von Toledo.

Nach den späteren Memoiren des Kaisers wurde auch über das Konzil verhandelt, worauf wir bald zurückkommen.

Die Angelegenheiten Italiens erschienen den beiden hohen Herren im Augen-

blicke offenbar als das weitaus Dringendste. Francesco Sforza erhielt Gelegenheit zur Rechtfertigung und daraufhin die förmliche Belehnung mit Mailand. Wie hätte ihn der Kaiser auch schuldig sprechen können, nachdem der viel schwerer belastete Papst mit ihm vertragen war? Venedig kam durch Contarini in allen Punkten entgegen. Wegen Ferrara gab es Schwierigkeiten, aber keinen Streit.

Auf Kaisers Geburtstag 1530 wurde die Kaiserkrönung anberaumt. Man sah um Deutschlands willen endgültig von Rom ab. Karls Wunsch, bei dieser Feier deutsche Fürsten um sich zu sehen, scheiterte an der Kürze der Zeit; nur der junge Pfalzgraf Philipp, der Neffe des Kurfürsten und des Pfalzgrafen Friedrich, war zugegen; er trug beim festlichen Zuge in die Kirche dem Kaiser den Reichsapfel voran, wenigstens ein Symbol von Kurpfalz und vom heiligen Reiche deutscher Nation. Am 22. empfing Karl die eiserne Krone der Lombardei aus den Händen des Papstes, am 24. Februar die Kaiserkrone; wiederum ein Prunkfest großen Stils. Zum letzten Male sah die Welt im vollen Ornat die höchsten Ämter von Kaiser und Papst so, wie sie seit zwei Jahrhunderten zahlreiche Fresken italienischer Kirchen und Stadthäuser darstellten.

Die einzige Aufgabe, die der kaiserlichen Generale in Italien noch wartete, war zugleich die trübste. Clemens VII bestand auf der Unterwerfung von Florenz. Ein letzter wenig würdiger Sprößling aus dem Geschlecht des alten Cosimo war als Herzog in Aussicht genommen; der Kaiser dachte ihm später seine damals erst achtjährige natürliche Tochter Margarete zur Ehe zu geben.

So zogen denn drei Jahre nach dem Sacco di Roma kaiserliche Truppen vor das viel edlere Florenz, um es mit Gewalt zu erobern und unter die Herrschaft des Hauses Medici zurückzuzwingen. Mit der Blüte der Kunst sollte nun auch die letzte Bürgertugend zugrunde gehen. Es geschah nach langen Kämpfen im Lande und um die Mauern, wobei Michelangelo Buonarotti selbst als Feldbaumeister mitwirkte; und nach beiderseits schweren Verlusten. Denn auch der Kaiser mußte ein hohes Opfer bringen mit dem Leben des jüngsten und hoffnungsvollsten seiner Generale, des Philibert von Chalon, Herrn von Dranien, der bei einem der Außengefechte dieses Krieges am 3. August vor Gaminana, unweit Pistoja, mitten im Reitergetümmel zu Tode getroffen wurde. Seine Mutter setzte ihm ein Denkmal durch Konrad Meit, den Bildhauer der Erzherzogin Margarete; seine Titel erbte René, der Sohn seiner Schwester Claude und Heinrichs von Nassau; so kam „Dranien“ an Nassau.

Inzwischen hatte der Kaiser Italien längst verlassen. Im April, Mai und Juni zog er über Mantua, Peschiera, Rovereto, Trient und Innsbruck nach Deutschland. Er trat ein in das Land seines Schicksals und, als ob die alte

Zeit sichtbarlich von ihm weichen sollte, verlor er zu Innsbruck am 5. Juni nicht ganz unerwartet seinen Großkanzler, Mercurino Gattinara, dessen Erdentage nur Arbeit gewesen waren für das kaiserliche Haus, dessen Lebensabend ihm aber jene Erfüllung gebracht hatte, die sein letztes Lebensziel gewesen war, Kaiserkrönung und Befriedung Italiens.

Der Tod Gattinaras bedeutete für Karls innere Entwicklung den Abschluß. Fortan hat niemand mehr entscheidenden Einfluß auf ihn ausgeübt. Von einem Oberstkämmerer in der Art des Chivères war schon längst keine Rede mehr. Dagegen begleiteten den Kaiser noch für drei Jahre die brieflichen Ratsschläge seines früheren Beichtvaters Loaysa, den er eines Tages ziemlich schroff aus dem Staatsrat entfernt hatte, und der jetzt, obwohl zum Kardinal erhoben, sich in Rom wie verbannt fühlte. Er schrieb in dem höflich ergebenen Tone des Mannes, der am liebsten jeden Tag zurückgekehrt wäre. „Wenn meine Abwesenheit von Eurer Majestät damit bezahlt wird, daß Ihr im Guten beharrt, dann werde ich meine Strafe als eine Freude hinnehmen.“ Karl, der Loaysas Klugheit schätzte und ihn zu seinen Briefen offenbar immer wieder ermunterte, holte ihn doch nie wieder in seine unmittelbare Nähe. Immerhin war es Loaysa, der Karl als Ersatz für Gattinara die beiden Männer empfahl, die in der Tat fortan seine vornehmsten Ratgeber wurden, Cobos und Granvelle. „Ich hielt immer dafür“, schrieb er, „daß Cobos der Schrein Eurer Ehre und Geheimnisse sei, daß er Eure Mängel ausgleiche und seinen Herrn zu entlasten wisse. Er wendet nicht viel Geist an, um Feinheiten und Witzworte zu sagen wie andere. Aber er murt nicht über seinen Herrn und ist allgemein beliebt. Herr von Granvelle aber ist ein gewandter Anwalt und guter Lateiner, eine Persönlichkeit und guter Christ, verständig in Geschäften. Er ist im Verkehr nicht so angenehm, wie der Staatssekretär, aber wenn er ein Amt hat, so wird er auch Geduld bekommen. Mein Votum also wäre, daß Eure Majestät Ihr eigener Großkanzler sei, aber alle Geschäfte mit diesen beiden behandelte.“

Der Nachfolger Lalemands als Kabinettssekretär, Anton Perrenin, erscheint noch in der Beglaubigung des Codicills von 1532 neben Cobos als Sekretär und öffentlicher Notar, ist ihm aber politisch nicht ebenbürtig geworden, da er für die außerspanischen Dinge durch Granvelle völlig in den Schatten gestellt wurde. Dieser war seinerseits nie Sekretär, sondern Diplomat und Staatsmann. 1486 zu Ornans in Burgund geboren, hatte er ähnlich wie Gattinara seinen Weg über Dôle, den Dienst der Erzherzogin Margarete und die Gesandtschaft in Frankreich genommen; er wurde der eigentliche Bearbeiter der großen Politik. Dafür lagen Cobos' besondere Qualitäten auf dem Gebiete

des Finanzwesens, wobei er als kluger Geschäftsmann sich selbst nicht vergessen hat. Aus bescheidenen Anfängen hatte er sich unermüdlich emporgearbeitet; schon Chièvres unentbehrlich, vereinigte der aufgeräumte und gewandte Andalusier nach und nach die Sekretariate der wichtigsten castilischen Ministerien in seiner Hand. So zog er nicht geringeren Nutzen aus seinen Stellungen als einst Chièvres; nur waren seine Renten technisch geschickter an die Finanzquellen angeschlossen; als Sekretär des Indienrates gewann er die Kontrolle des Schmelzens und Eichens der Edelmetalle mit einer Abgabe von 1% und ähnlich gewinnbringende Salzrechte, ebenfalls für alle amerikanischen Kolonien — was ihm gewaltige Einnahmen verbürgte.

Mehr noch als auf Personalien erstreckten sich Loaysas Ratschläge nach wie vor auf das persönliche Leben des Kaisers. Die oft scheinbar harten Urteile heben sich in ihren Übertreibungen selbst auf. Gleichwohl bleiben sie doch überaus lehrreich für die ernste, vulgär kirchliche Auffassung von sittlichen Dingen, in der sich der Kaiser bewegte. Er könne sich jederzeit auch aus dem tiefsten Sündenpfehl wieder erheben, jederzeit „ein neues Hauptbuch für das Gewissen anlegen“, schrieb der Kardinal. „Möge Eure Majestät überzeugt sein, daß Gott niemandem ein Reich gibt, ohne ihm damit eine größere Verpflichtung aufzuerlegen, ihn zu lieben und seine Gebote zu bewahren.“ „Immer stritten in Eurer königlichen Person Trägheit und Ruhm. Ich hoffe, daß Gottes Gnade Euch in Deutschland gebe, Eure natürlichen Feinde, das Wohlleben und die Zeitvergeudung, zu überwinden.“

Solche Gedanken werden den Kaiser selbst beschäftigt haben. Kriegsrühm in Italien zu ernten war ihm wider Erwarten versagt geblieben. Vielleicht winkten ihm auf anderem Gebiet Ehre und Reputation. Bisher waren nach oft furchtbaren Prüfungen schließlich noch immer seine kühnsten Träume übertroffen von märchenhaften Erfolgen. Sollte es ihm nicht gelingen, die Abgewichenen zurückzuführen und die Ungläubigen mit Gottes Hilfe niederzuschlagen? Loaysa hatte er einmal gestanden, es verlange ihn, sein Leben einzusetzen. Der Reichsvater bezog sich darauf: Die Gelegenheit sei nun da.

7. Die deutschen Protestanten

Die fromme Kirchlichkeit des Kaisers und das himmelfürmende Heilverlangen dieser Deutschen spotteten einander, wie ein wohlbesetzter Garten und ein die dürstende Glur erquickendes Unwetter.

Der religiöse Gedanke furchtbarer göttlicher und ungöttlicher Mächte über die menschliche Seele war durch Martin Luther auf das schrecklichste empfunden und durchlitten, ehe er den Weg zur frohen Botschaft der Erlösung fand. Daß sich die Not so gut wie die Seligkeit der Getröstung bei ihm in den Begriffen der alten Theologie und in wortwörtlichen Fassungen der Heiligen Schrift darstellte, verhüllte doch nur den ewigen Gehalt seines Erlebnisses und steigerte seine lebendige Wirkung auf das deutsche Volk in Zeit und Nachwelt. Denn alle Religion ist Gebundenheit, auch an menschliche Tradition.

Der Sturm aber, den er entfesselt hatte, zerschlug das Gebäude des Geistlichen bis auf den Grund und traf damit in Deutschland ganz unmittelbar auch die weltliche Ordnung der Dinge, die sich ohnehin seit Jahrhunderten unsicher zwischen dem Universalen und dem Nationalen bewegt hatte. Gewiß waren für Luther, der in den universalen Vorstellungen vom Reiche Gottes lebte, von dem das Kaisertum dieser Welt einen Abglanz trug, die rein nationalen Anliegen nur eine Hilfe auf dem Wege zur Lösung von den kleinen und großen Weltlichkeiten des bisherigen kirchlichen Wesens. Aber einmal durchdrungen von dem unlöslichen Widerspruch zwischen den hergebrachten Autoritäten und der neuen eigenen Glaubenssicherheit, durchschaute er das Fremde und Gewordene der römischen Kirche auch im Spiegel der deutschen Geschichte, ahnte er in den werdenden deutschen Landesfürstentümern, die ihn umgaben, einen Halt, in dem die Form der christlichen Gemeinde ihre Angeln finden könnte — immer freilich unter Bewahrung der Ehrfurcht vor dem „Reich“, in dem nun einmal das ganze deutsche Volk seine erste politische Einheit besaß. Er befand sich dabei in unbewußtem Einklang mit der eigentümlichsten Spannung der deutschen Geschichte, die sich seit Jahrhunderten des universalen Reichsgedankens bedient hatte, um die christliche Kultur als Aus-

richtung von Weltbild und Sittlichkeit auf Gottes ewige Ordnungen im deutschen Volk verwurzeln zu lassen und zugleich diese in ihrer Eigenwilligkeit so lebendigen, aber sich immer wieder auflösenden deutschen Stämme und Sonderbünde als ein Volk zusammenzuhalten. Noch mehr. Je vollkommener ihn die Gewalt der Sprache erfüllte und zum Werkzeug der Geschichte machte, um so sicherer traf er das Wesen seiner lieben Deutschen, nahm er die innere Volksgemeinschaft sozusagen vorweg — gleichwohl ohne jede Möglichkeit, aus seiner eigensten Welt etwas zu ihrer äußeren politischen Neugestaltung beizutragen.

Und doch, seit dem Augenblicke, da der Seelsorger Luther sich seiner christlichen Gemeinde verantwortlich gefühlt hatte, da er begonnen, seine Angst und seinen Jubel hinauszuschreien, war seine Sache selbst schon zur politischen geworden. Seit er in Worms gestanden und sich behauptet hatte, war er ein Zeichen geworden, an dem man sich erkannte.

Deutscher Staat, Reformation und Bekenntnisbildung

Dieses Zeichen nahmen einige Fürsten und Städte an. Ja, ein Teil der entstehenden deutschen Territorialstaaten und der ihnen in der Entwicklung damals noch nebengeordneten deutschen Städte anerkannte in Luthers Sinne die Pflicht einer christlichen Obrigkeit zur Förderung von Gottes Willen, die ihnen im Zuge der Ausgestaltung ihrer Regierung und unter dem Druck der Stimmung „des gemeinen Mannes“ nicht einmal schwer fiel. So erklärten sich die immer erneuten Einwendungen der Stände gegen die Durchführbarkeit des Wormser Edikts von 1521; nicht minder die frühzeitigen Ansätze zu obrigkeitlichen Eingriffen gegen überstürzte kirchliche Maßregeln und für positive landesherrliche und städtische Ordnungen in Sachen der Religion.

Ohne allzuviel von ihrer geistlichen Kraft einzubüßen, wurde die lutherische Bewegung sogar zum wichtigsten Ferment dieser neuen deutschen Staatsbildung, die sich damit aus der privaten Enge und Eigennützigkeit zu der sittlichen Höhe von Pflichtbegriffen und Verantwortungen durchzurufen vermochte. Aber die reine Idee hatte sich wie überall in mannigfachen Bindungen zu verwirklichen und in diesen allerlei leer gewordene Begrifflichkeit und viel rohe Erdbundenheit zu tragen. Daraus ergaben sich bis zur Gegenwart alle jene

Überspannungen und Kämpfe, die wir als Erscheinungsformen auch des Geistigen kennen. Um das Jahr 1529 stak man tief in diesen Auseinandersetzungen; schon spürte man innere Rückwirkungen, die wieder als neue Kräfte mit ins Spiel traten.

Die erste Gefahr schwärmerischer Überspannung individuellen religiösen Verlangens und turbulenter Zerstörung alles hergebracht Kirchlichen konnte als überwunden gelten. Ebenso, wenn auch nicht ohne innere Einbuße, die Verquickung der Forderungen des göttlichen Rechts mit sozialen Bewegungen in der bäuerlichen und Kleinbürgerlichen Welt von Süd- und Mitteldeutschland. Bei Luther selbst und seinen Freunden war daraus ein tiefes Mißtrauen zurückgeblieben gegen alle eigenwilligen spiritualistischen und umstürzlerischen Neigungen. Nun zog eine dritte Gefahr herauf in der dogmatischen Fassung der Unterscheidungslehren, die als Erbteil der alten Theologie die religiösen Schichten wie Ablagerungen durchsetzten. Luthers Thesenanschlag und später die Verurteilung einzelner Sätze aus seinen Schriften gaben sich notgedrungen in diesen Formen. Was die Herzen der Menschen warb, war das lebendige Lutherwort; was zwischen den Theologen umstritten wurde, gehörte der Welt rechtlicher Beweisstücke für etwas Unfaßbares an. Das war schon vor tausend Jahren nicht anders gewesen.

Wieder handelte es sich jetzt um Gruppenbildung, teils natürlich entstanden, teils bewußt betrieben zur Stärkung der eigenen Überzeugungen und ihrer Durchsetzung im Bereich rechtlicher Ordnungen, doch in mannigfachen Abstufungen des Verhältnisses von Idee und Organisation.

Zwischen den humanistischen Reformern, die wie Erasmus am Kirchenbegriff nicht zu rütteln wagten, und den spiritualistischen Schwärmern und Täufern, die ihn völlig auflösten, bestanden Berührungspunkte, obwohl Luther zwischen ihnen zu stehen schien. Auf der anderen Seite gab es selbst unter den engeren Freunden Luthers, von den Wittenbergern angefangen bis zu dem unter seinem Einfluß, wenn auch selbständig hervorgetretenen Zwingli in Zürich, Abstönungen der Lehrmeinungen, die vielfach um so schärfer empfunden wurden, je näher sie sich standen. Das gleiche gilt in bescheidenerem Maße von den altkirchlichen Kreisen; auch hier gab es geistige Verwandtschaften hinüber und herüber vom Alten zum Neuen — nur zu begreiflich, da ja alle demselben Mutterboden entstammten. Umgekehrt haben die massenhaften Streitschriften auf allen Seiten Formulierung und Stimmung immer mehr zugespitzt.

Alle Streitenden waren von Haus aus mehr oder weniger unpolitisch. So lag die Frage der Zeit darin, welche Lehrmeinungen ihren politischen Rückhalt

gewinnen oder behaupten würden, und in welchen Gruppierungen und Anlehnungen sie sich zu stärken vermöchten. Deshalb sind nicht erst heute „Bekennnisbildung und Religionspolitik“ zum Gegenstand fruchtbarer Studien gemacht worden, die uns einen Augenblick fesseln müssen, weil gerade sie die politische Lage erkennen lassen, in die der Kaiser im Sommer 1530 eintrat.

Die deutsche Politik hatte den Zug zur Formulierung der Lehren zuerst durch den Nürnberger Reichstagsabschied von 1524 erhalten, wonach die Stände, die hohe Schulen besaßen, „durch ihre gelehrten, ehrbaren, erfahrenen und verständigen Räte einen Auszug aller neuen Lehre und Bücher, was darin disputierlich wäre“, anfertigen lassen sollten, um ihn dem geplanten Nationalkonzil vorzulegen. Schon damit hatten die Deutschen in aller Form den Standpunkt des Wormser Ediktes aufgegeben und den Weg der Prüfung und Vergleichung von Bekenntnissen oder „Konfessionen“ betreten. Auf diesem Wege betätigte sich, soviel man sieht, zuerst der Markgraf Casimir von Brandenburg-Ansbach, ein alter Freund der Habsburger, der in ihrem Dienste 1527 endete, nachdem er zeitweilig starke lutherische Anwandlungen gehabt hatte. Ihm folgte sein Bruder und Erbe, Markgraf Georg, der einst am ungarischen Hofe, auch religiös, die junge Königin Marie stark beeinflusst hatte und jetzt wegen des Besitzes von Jägerndorf in Schlessien wiederum der habsburgischen Freundschaft bedurfte, aber innerlicher und beharrlicher die Sorge um das Evangelium festhielt. Daneben hatte die politische Verständigung der Fürsten untereinander im Bauernkrieg sie auch bekenntnismäßig zueinander geführt, Sachsen und Hessen und wiederum die Brandenburger in Franken. Kurfürst Johann ließ einen fränkischen Ratschlag in Wittenberg prüfen und fand die Zustimmung von Luther, Melanchthon, Jonas und Bugenhagen, die sich als die wichtigsten Träger der neuen Kirchenordnungen erwiesen.

Damit sind die grundsätzlichen Bedingungen für die weitere Entwicklung schon gekennzeichnet. Fortan gingen die Dinge Hand in Hand und natürlich zugleich vielfach im Widerstreit miteinander: der bekenntnismäßige Zusammenschluß und die Bündnisbildung zur Erhaltung der politischen Freiheit, auch in Religionsfachen. Nur erfolgten bemerkenswerte Ablenkungen in beiden Bereichen durch die gleichzeitige Auseinandersetzung aller Gruppen mit den Altkirchlichen und durch analoge Bündnisbildungen auf dieser Seite, ebenfalls unter kirchlichen wie unter politischen Gesichtspunkten. Das gab denn eine Fülle von Möglichkeiten der Kombination, mit denen die klugen Räte des Kaisers die Nöte des Lages überwinden sollten; in denen freilich auch oft genug das sittliche Gebiet berührt wurde, insofern sie Versuchungen mit sich

brachten, die dadurch noch erschwert wurden, daß die Grenzen des um des Friedens willen zeitweilig oder dauernd Tragbaren nicht nur von der inneren Haltung, sondern ebensosehr von der nüchternen Einschätzung des Gegners und der Umstände bestimmt werden mußten.

Zwei Ereignisse hatten inzwischen in der Richtung auf Bekenntnisbildung und politische Bündnisse besonders vorwärts getrieben, die Unruhen vermehrt und die Gegensätze verschärft; das waren die Paßschen Handel von 1528 und der Speyerische Reichstag von 1529.

Das angebliche katholische Kriegsbündnis, eine Fälschung des abenteuerlichen Otto von Paß, eines Rates vom Hofe Georgs von Sachsen, erregte den Landgrafen Philipp von Hessen im März 1528 zur Gegenwehr, richtiger zum Gegenschlag — gestützt auf Kursachsen, das neue Dänemark, Frankreich und Johann Zapolya, also lauter Gegner der Habsburger. Das übereilte Losschlagen des Landgrafen, seine Brandschätzung der ihm benachbarten Stifter Mainz und Würzburg machte einen um so übleren Eindruck, als sich die Leichtfertigkeit der Fälschung bald herausstellte. Kursachsen zog sich früh wieder zurück, Kurpfalz vermittelte, und das Ganze blieb schließlich auf der Stufe einer brutal eindringlichen Mahnung. Immerhin, zum Streite der Theologen alter und neuer Richtungen, zur Erregung des Volkes, war nun zum ersten Male der Streit der Reichsstände selbst getreten, an den sich fortan bis in den Dreißigjährigen Krieg hinein alle kleinen und großen landschaftlichen und bald auch europäischen Gegensätze hängen sollten.

Viel tiefer reichte die Wirkung des Speyerischen Reichstages von 1529.

Als er ausgeschrieben und am 15. März eröffnet wurde, war der Kaiser noch keineswegs der letzten Sorgen in Italien ledig. Aber seine Lage in Neapel und in der Lombardei hatte sich deutlich gebessert, und das verfehlte in Deutschland um so weniger seine Wirkung, als man nach den Paßschen Handel an jene Sendung des Propstes von Waldkirch vom Februar 1528 die abenteuerlichsten Vermutungen knüpfte. Sicherlich hing damit auch zusammen, daß die Altkirchlichen, zum ersten Male aufgeschreckt, jetzt wieder erhöhtes Interesse an der Abwehr nahmen, und daß König Ferdinand als Vertreter des Kaisers eine schärfere Tonart anzuschlagen wagte.

Träger der Reichspolitik auf diesem Reichstage war noch immer die Fürstengeneration, die Karl V gewählt und vor zehn Jahren in Deutschland begrüßt hatte. Dieselben geistlichen Kurfürsten Albrecht von Brandenburg in Mainz, Hermann von Wied in Köln und Richard von Greiffenklau in Trier. Unter den weltlichen hatte Johann von Sachsen seinen Bruder Friedrich den

Weisen abgelöst, doch war er nicht viel jünger, ihm geistesverwandt, wenn auch ausgesprochener lutherisch. Ludwig von der Pfalz, der ältere Bruder des Pfalzgrafen Friedrich, kirchenpolitisch zurückhaltend, neigte auch sonst zur Vermittlung. Der betont altkirchliche Joachim von Brandenburg, dessen dänische Gemahlin wohl nicht bloß wegen ihrer lutherischen Neigungen den Hof verlassen hatte und in kursächsischem Schutze lebte, erschien nicht zum Reichstage; man sagte wegen seines Verhältnisses zur Frau des Wolf Hornung.

Auch unter den weltlichen Fürsten fehlte auf dem Reichstage gerade der ernsteste Gegner Luthers, der Albertiner Georg von Sachsen, ein Mann von theologischen Interessen und Kenntnissen, aber verdrossen über die Habsburger. Von den Welfen fehlten die Lüneburger; Herzog Franz erschien erst am Schluß des Reichstags. Dagegen sah man ihren Widersacher, den vielgeschäftigen Heinrich von Wolfenbüttel, der einst seine Dienste dem Kaiser in Spanien selbst angetragen, aber damals so wenig wie bei dem Versuch eines Eingriffs in den italienischen Krieg etwas Wesentliches beschickt hatte. Besonders wichtig wegen der Spannung zwischen ihrer politischen und kirchlichen Einstellung waren die bayerischen Wittelsbacher Wilhelm und Ludwig, dem Könige Ferdinand gram wegen ihrer Niederlage bei der böhmischen Königswahl, aber beide ausgesprochen altkirchlich, sehr bedacht auf die religiöse Einheit ihrer Herzogtümer. Deshalb wünschten sie trotz aller Eifersucht auf den König einen katholischen Bund. Das Haus Württemberg ruhte. Markgraf Philipp von Baden war altkirchlich. Umgekehrt neigten die jüngeren Linien der Pfälzer zur Reformation. Die Brandenburger in Franken wurden durch Markgraf Georg vertreten. Hessen, in der Reihe der deutschen Fürstentümer eines der jüngsten, war doch reich genug, seinem fünfundzwanzigjährigen Landgrafen das ansehnlichste Gefolge zu stellen. Er war kirchlich und durch politisches Bündnis dem Kurfürsten von Sachsen zunehmend nähergetreten, ohne freilich darüber die Verbindungen mit altkirchlichen Nachbarn aufzugeben. Den Habsburgern war er nicht nur wegen seiner entschieden reformatorischen Haltung, sondern auch wegen seines Streites mit dem Hause Nassau verdächtig, von den Päckischen Händeln ganz zu schweigen. Ferdinand hatte ihn beim Eintritt in Speyer zufällig getroffen und sehr kühl begrüßt.

Die altkirchliche Majorität des Reichstages war nicht etwa vorwiegend durch die Bischöfe bedingt, von denen viele weggeblieben, einige nicht einmal recht vertreten waren. Immerhin erschienen sie zahlreich genug, durch die Ereignisse des letzten Jahres erregt. Die Städte hatten trotz ihres Einspruchs auf den letzten Reichstagen nicht die von ihnen gewünschte Stellung; die größ-

ten und angesehensten, Straßburg, Nürnberg, Augsburg und Ulm mit ihren schwäbischen Nachbarinnen pflegten neuerdings ganz offen die kirchlichen Neuerungen und befanden sich damit in wachsender Entfremdung von der Reichsgewalt.

König Ferdinand hatte an seiner Seite außer dem kaiserlichen Orator, dem Propst von Waldkirch, noch seinen Vertreter, den Pfalzgrafen Friedrich, sowie seinen Kanzler Bernhard von Cles, Bischof von Trient, der später dem Kaiser nach Bologna entgegengesandt und von diesem sehr gelobt wurde.

Allerdings als König von Böhmen und Ungarn befand sich Ferdinand jetzt wie später zugleich in der Verlegenheit, von eben diesen Ständen, vor denen er in der Kirchenfrage am liebsten gebieterisch aufgetreten wäre, wegen der Türkenhilfe Entgegenkommen erbitten zu müssen. Es handelte sich dabei gewiß um eine allgemeine Sache der Christenheit und der deutschen Nation; aber der König erschien doch als der Nächstbetroffene und als der Mahner. Gleichwohl zeigte er sich in der Kirchenfrage wirklich schroffer als sein kaiserlicher Bruder, dessen Kabinett aus erasmischer Weltlichkeit, aus den üblen Erfahrungen mit dieser päpstlichen Heiligkeit und aus mangelnder Kenntnis der deutschen Verhältnisse sichlich zurückhielt. Man hat festgestellt, daß in Speyer entgegen dem Anschein nicht die verspätet eingetroffene kaiserliche Proposition, sondern im Namen des Kaisers die viel schärfere Ferdinands verlesen wurde, was den Gang der Reichstagsverhandlungen natürlich nachhaltig beeinflusste. Es genügt hier, deren Ergebnisse festzuhalten.

Das Entscheidende wurde, daß der Entwurf des Reichstagsabschieds ausdrücklich die sehr verbreitete Auslegung des letzten Speyerischen Abschiedes von 1526 verurteilte, wonach die Stände das Recht zu kirchlichen Neuerungen gehabt haben sollten; ihnen schien also nunmehr nachträglich jede Rechtsgrundlage entzogen. Außerdem forderte der Abschied ebenso bestimmt die Duldung des ganzen altkirchlichen Wesens in allen Territorien, was der werdenden geistlichen Gleichförmigkeit dieser Staaten schnurstracks zuwiderlief. Er verbot alle weiteren Neuerungen und bedrohte die Lehren Zwinglis, nicht nur der Wiedertäufer, mit völliger Ausrottung. Das berührte mehrere der mächtigsten oberdeutschen Reichsstädte, die sich dem Züricher Bekenntnis nahe fühlten.

Die Antwort der Betroffenen war die Protestation vom 19. April 1529, in der namhafte deutsche Fürsten und Städte gegen den Abschied Verwahrung einlegten mit der am 20. April übergebenen, durch den brandenburgischen Rat Georg Vogler formulierten Begründung, „da in Sachen Gottes Ehr und

unser Seelen Seligkeit belingend ein jeglicher für sich selbst vor Gott stehen und Rechenschaft geben muß, also daß sich des Orts keiner auf anderer, minderen oder mehreren Mächten oder Beschließen entschuldigen kann". Es unterzeichneten Kursachsen, Hessen, Markgraf Georg, der Fürst von Anhalt und die Botschaften der Herzöge von Lüneburg; dazu die Boten von 16 Städten.

Die Protestierenden oder Protestantes, wie sie fortan hießen, stellten sich mit diesem tapferen Auftreten außerhalb des Schutzes der von den aller-verschiedensten Motiven bestimmten bisherigen Majorität. Jetzt handelte es sich nicht mehr, wie bisher, um eine allgemeine Opposition gegen allerlei Erscheinungen des alten Kirchentums, wo sich immer der eine auf den anderen berief, sondern um den Zusammenschluß eines kleinen Häufleins von Aufrechten, das sich seiner ausgesetzten Lage vollkommen bewußt war. Deshalb tat sich ein Teil dieser Protestierenden alsbald, schon am 22. April, auch zu einem Bündnis zusammen, in dem sie einander beholfen sein wollten, falls sie wegen des Wortes Gottes angegriffen würden; das waren Kursachsen, Hessen, Straßburg, Ulm und Nürnberg. Die übrigen hielten zurück. Aber gerade unter den Erstverbündeten gab es Bekenntnisgegensätze. Sie überbrückten diese im Augenblicke durch die allgemeine Beziehung auf das „Wort Gottes“. Hätten sie das festgehalten, so wären sie der Kern der großen noch unfertigen weltgeschichtlichen Einheit der „Evangelischen“ geworden, die sich nicht auf die Tradition, also die geschichtlich bedingte Form der römischen Kirche, sondern auf die andere Quelle christlichen Wesens stützte, auf das Gewissen und die Heilige Schrift, wie Luther in Worms.

Allerdings ist nicht zu leugnen, daß dieses Prinzip allein bereits die Quelle tiefster Meinungsverschiedenheiten und Aufspaltungen gewesen war, und deshalb begreiflich, daß man nach anderen, strenger formulierten Gemeinschafts-sätzen ausschaute, wie man sie in Bekenntnissen zu finden hoffte. Daß hier die Gefahren in der entgegengesetzten Richtung lagen, haben wir schon bemerkt.

Man stand vor der unendlich schwierigen Aufgabe, Konkordienformeln zu finden über einseitig festgelegten Lehrsystemen, denen man innerlich bereits die Heiligkeit durchgerungener und schriftgemäßer Überzeugungen beigelegt hatte. Daß es dem klarblickenden und tatkraftigen Landgrafen gelungen ist, zu Michaelis 1529 auf sein Schloß zu Marburg einen stattlichen Theologenkongress aus ganz Deutschland von Zürich bis Wittenberg zusammenzubringen, bleibt immer eine erstaunliche Sache; wir wissen, daß nur sein nachdrückliches Bitten auch Luthers Abneigung überwunden hat. Noch größer, mit der heutigen Forschung sagen zu dürfen, daß die Arbeit nicht vergebens war, daß die unüber-

brückbaren Gegensätze in der Abendmahlsfrage doch eine gewisse Annäherung nicht verhindert haben, daß man aus Marburg abtritt in einer fröhlichen, fast brüderlichen Stimmung. „Unser freuntlich Gespräch zu Marburg hat ein Ende und seind fast in allen Stücken eins“, schrieb Luther am 4. Oktober seiner Frau.

Es ist tröstlich für die Möglichkeiten des guten Willens und wichtig für die Verteilung der Verantwortlichkeiten, daß nicht die Theologen im Schloß des Landgrafen, sondern die Politiker auf der Tagung Anfang Dezember zu Schmalkalden das Verständnis vom 22. April wieder gesprengt haben, weil die Kursachsen, die Markgräflichen und die Nürnberger eigenwillig auf ihr älteres Bekenntnis zurückgriffen. Man hat dort „zornweis“ geredet, der Landgraf noch einmal alles versucht; vergebens. Der theologisch gebildete Straßburger Stadtmeister Jakob Sturm sprach in einer Sondersitzung mit seinen weltlichen Kollegen von Sachsen und Brandenburg, um nicht unter den Predikanten neuen Streit zu erregen. Aber der Kurfürst selbst war am meisten versteift. „Die Städte, so vom Sakrament mißhalten, sündigen wissentlich wider Gottes Wort und also in den heiligen Geist, dem sonst keine Sünde, so aus Blödigkeit geschieht, verglichen werden kann.“ Und der brandenburgische Kanzler Bogler, der zwischendurch gewarnt hatte, „unser Gewissen so eng einzuziehen“, schrieb am nächsten Tage: „Daß wir mit gutem Gewissen mit den Mißhellenen in kein Verstentnus und gleich so wenig in weiter Schickung zu kaiserlicher Majestät bewilligen mochten.“

Das waren die beiden Punkte, Bündnis und gemeinsames Auftreten vor Kaiser und Reich, in denen man scheiterte.

Das größere Deutschland des Landgrafen und sein europäischer Protestantismus traten zurück hinter einer kursächsischen Linie der Reichspolitik, die immer klarer erkennbar wurde und in sich nur das strengste Luthertum zu umschließen meinte. Sie wollte Selbstbehauptung im Frieden mit der Reichsregierung. Kurfürst Johann war noch nicht belehnt, obwohl er schon seit 1523 regierte; er fühlte sich auch durch seinen bescheidenen Anteil an den Paffschen Händeln belastet und botschaftete schon vor dem Speyerischen Reichstage an den Kaiser nach Barcelona. Der Ertrag war mager gewesen; letzte Entscheidungen blieben aufgespart bis zu des Kaisers Wiederkehr ins Reich. Inzwischen aber war Kursachsen doch in glücklichere Fühlung mit dem Kaiserhof gekommen durch seine Verbindung mit dem Grafen von Nassau-Dillenburg, dem Bruder von Karls erstem Kämmerer Heinrich von Nassau. Graf Wilhelm, der Vater des Schweigers, hatte bereits reformatorische Neigungen und lehnte sich in seinem Streit mit Hessen gern an Kursachsen. Auf einer Tagung in

Arnstadt, Februar 1530, legte er den Sachsen nahe, dem Kaiser vor dem Reichstage „gut gründlichen Bericht“ zu erstatten; sein Bruder werde die Sache fördern. Dem schien die kaiserliche Ausschreibung zum Reichstage nach Augsburg auf den 8. April zu entsprechen. Der Kaiser wolle dort, hieß es, „eines jeglichen Gutbedünken, Opinion und Meinung in Liebe und Gütigkeit“ anhören.

Mit den Grafen von Nassau und Neuenahr und stattlicher Instruktion wurde Hans Dolzig als Vertreter Kursachsens und in der ausgesprochenen Absicht, von den anderen Protestierenden abzurücken, dem Kaiser entgegengesandt. Der frühzeitig nach Augsburg abgereiste Kurfürst dachte auch selbst dem Kaiser schon in Innsbruck aufzuwarten. Aber der Kaiser trug mehr Laft zur Schau, als die Sachsen: es schickte sich nicht, vor dem Reichstage in Sonderverhandlungen mit einzelnen Ständen einzutreten.

Die Aufspaltung der Protestanten lag vor aller Augen.

Der Augsburger Reichstag 1530

So stellte sich die Lage dar, als der gekrönte Kaiser im Juni über Innsbruck nach Augsburg zog. In Innsbruck traf er sich mit seinem Bruder Ferdinand und seiner Schwester Marie von Ungarn; auch mit seinem Schwager Christian von Dänemark, der nun seine ganze Vergangenheit Lügen strafte und vor dem päpstlichen Legaten Campegio reumütig zur römischen Kirche zurückkehrte, um des Kaisers Gnade und Hilfe für die Wiedereroberung seiner nordischen Reiche zu gewinnen. Schon im Vertrage von Tier (8. Februar) hatte er sich und seine Kronen dem Kaiser verschrieben. Er wolle stets dem Willen des Kaisers, König Ferdinands und Margaretes folgen, bei dem katholischen Glauben „verbleiben“ mitsamt seinen Reichen, wenn er darin mit kaiserlicher Hilfe wieder eingesetzt sei; auch ein treuer Bundesgenosse sein gegen alle Feinde zu Wasser und zu Lande, besonders gegen die Türken; den Untertanen des Kaisers Handelsfreiheit gewähren im ganzen Norden.

Dem Kaiser winkte noch Größeres. Welcher Willkomm, daß sich ihm gleichzeitig auch England zu Füßen legte. Heinrich VIII war so erpicht auf seine Ehescheidung, daß er alles in Bewegung setzte, zu seinen Gunsten theologische und juristische Gutachten zusammenzubringen; erst recht, des Kaisers Zustimmung zu erlangen, weil er wußte, daß davon das Verhalten des Papstes abhing. Er

hatte um Weihnachten 1529 den kaiserlichen Gesandten Chapuys wissen lassen, daß er dem Kaiser ganz England übereignen wolle, wenn er ihm helfe. Karl hat die Demütigung des Dänenkönigs entgegengenommen, weil sie in seiner Linie lag. Aber in der englischen Sache empfand er viel zu sehr im Sinne seiner gekränkten Familie, als daß er auch nur einen Augenblick auf dieses Liebeswerben hätte eingehen können. Vielmehr schrieb er alsbald, schon in seinem ersten Briefe aus Deutschland, an die kaiserliche Gemahlin nach Spanien sehr nachdrücklich, sie möge ihrerseits zum Schutze ihrer Tante alle Theologen und Juristen, Einzelgelehrte und Universitäten aufbieten — und das „mit aller Sorgfalt und Rührigkeit“!

Auf viel schwerere Proben sollte ihn die deutsche Frage stellen. Im Grunde hatte sich seine Meinung von Ketzerei und Kirchentum seit Worms nicht im geringsten geändert. Aber ihm stand ja längst gar nicht mehr ein einzelner Ketzler gegenüber, sondern eine Reihe von Ständen, die weniger durch dogmatische Angriffe, als durch allerlei Neuerungen im äußeren Kirchenwesen und durch die Ablehnung von Edikt und Reichstagsabschieden sich als „Rebellen“ erwiesen. Damit war die Frage auch für den Kaiser in den Bereich des Politischen getreten, wo man verhandelte, hinhielt, Gelegenheiten wahrnahm. Wir haben früher merkwürdige Vorschläge kennengelernt für Aufschub oder Straflosigkeit als Entgelt für politische Hilfe. So schwankten denn auch jetzt die Überlegungen in bezug auf „die Mittel der Abhilfe“ mannigfach.

Man konnte in Güte verhandeln oder mit Gewalt vorgehen; oder beides vereinigen und nach dem Räte Loansas die Theologen und Fürsten durch Gaben und gute Worte gewinnen, dem niederen Volk gegenüber aber zur Gewalt greifen; „diese allein heilte den Aufstand Spaniens gegen seinen König; sie wird es auch sein, die Deutschlands Untreue gegen Gott heilen wird“. Daneben gab es ein Drittes, nämlich die so oft angerufene Entscheidung eines Konzils. Dieses aber stand beim Papste, und man wußte, daß es ihm verhaßt war. Eben deshalb war es vom kaiserlichen Kabinett in den Zeiten des Kampfes laut gefordert worden. Der Kaiser selbst hing daran, auch weil ihm bei einem allgemeinen Konzil als Vogt der Kirche eine besondere Rolle zufallen mußte. Als er dem Papste Mitteilung machte von seinem Verbot einer deutschen Nationalversammlung im Juli 1524 riet er ihm, dieser Versammlung durch baldige Ansage eines Universalkonzils zuvorzukommen. Er fügte damals hinzu: „Da die Deutschen bitten, es in Deutschland zu halten, so könnte Seine Heiligkeit Trient dafür wählen, das sie für eine deutsche Stadt halten, obwohl es eigentlich schon Italien ist“; später könne man den Ort immer noch

ändern. Dann wurde für den Reichstag von Speyer 1526 eine Verständigung zwischen Papst und Kaiser über ein Konzil angekündigt; ja, am Kaiserhofe erwog man jetzt zeitweilig sogar ein Nationalkonzil; Karl schrieb am 23. Dezember 1528 an seinen Bruder zu der Proposition für einen neuen Reichstag, ihm seien nachträglich doch Bedenken gekommen gegen ein Nationalkonzil, „denn je mehr die deutsche Nation unter sich ist, um so mehr wird sie zu Irrtümern neigen“.

Der Friedensschluß zu Barcelona war freilich nicht wenig erleichtert worden durch die Zurückhaltung des Kaisers in der Konzilsfrage; der Papst wollte dafür den Deutschen in anderer Form „entgegenkommen“ — ein bedeutungsvolles Stichwort. Allein in Bologna hatte der Kaiser nach seinen Memoiren das Thema doch wieder aufgenommen, und seine weitere Korrespondenz mit Loaysa und dem Papste bestätigt das. Die Meinung war nur offenbar die, daß man den Deutschen zwar die Genugtuung eines allgemeinen Konzils geben wollte, aber erwartete, daß die „Abgewichenen“ bis dahin wieder der alten Kirche gemäß leben sollten, vor allem unter der Jurisdiktion der Bischöfe, was vom deutschen Standpunkte aus unvorstellbar blieb.

Alles kam auf die Eindrücke an, die Karl selbst in Deutschland gewinnen würde.

In Innsbruck trafen die habsburgischen Brüder mit ihren Beratern die letzten Vorbereitungen für den Reichstag. Der Kaiser hatte jetzt außer Granvelle die Staatssekretäre Cobos und Perrenin bei sich; Ferdinand den Kanzler Gles. Auch Marie war nicht ohne Räte. Der päpstliche Legat Campeggio übergab dem Kaiser seine scharf fordernde Denkschrift; doch standen die Meinungen noch unvermittelt nebeneinander.

Von Innsbruck ging es über München nach Augsburg, wo die Fürsten in großer Zahl erwartungsvoll zusammengeströmt waren; dieses Mal sah man auch den redgewandten Joachim von Brandenburg und Herzog Georg von Sachsen wieder. Nach dem kaiserlichen Ausschreiben vom 21. Januar 1530 wollte man „die Zwietrachten hinlegen, vergangene Irrsal unserem Seligmacher ergeben und eines jeglichen Opinion in Liebe und Gütigkeit hören, verstehen und erwägen, und also alle in einer Gemeinschaft, Kirche und Einigkeit leben“. Es klang sehr vertrauenerweckend, daß der Kaiser die Hand dazu bieten wollte, „alle Meinungen zu einer einigen christlichen Wahrheit zu vergleichen und alles, so zu beiden Teilen nicht recht ausgelegt oder gehandelt ist, abzutun“.

Die ersten Maßnahmen entsprachen nicht ganz dieser Ankündigung. Seiner Gemahlin schrieb der Kaiser am 8. Juli: „Ich kam durch Bayern, wo die

Herzöge, treue Anverwandte und Diener, mich wohl aufnahmen. In Augsburg traf ich am Vorabend von Fronleichnam (16. Juni) ein, von den Kurfürsten, Fürsten und Gesandten feierlich empfangen. Am folgenden Tage fand die Prozession statt, die schon einige Jahre unterblieben war. Ich ging mit, in meiner gewohnten Art. Und obwohl einige Lutheraner nicht zur Prozession kamen, wurde ich doch von vielen begleitet, denn es gibt deren, die im Glauben feststehen, bei weitem mehr als von den anderen. Man hat auch schon begonnen mit der Glaubenssache, um diese Kezerei mit der Wurzel auszureißen. Was hier in der Stadt am meisten Schaden anrichtete, waren die Predikanten der lutherischen Fürsten. Deshalb ist unter allgemeiner Zustimmung bekannt gemacht, daß bei Strafe nur die von mir bestimmten Prediger reden dürfen. Das war ein guter Anfang. Die Eröffnung des Reichstages erfolgte am 20. Juni und die Proposition enthielt drei Punkte. Der erste und wichtigste betraf den Glauben; der zweite die Türkennot und Ungarn; der dritte die Regierung von Deutschland. Ich hoffe zu Gott, daß alles in seinem Sinne vollbracht wird."

Das war das etwas äußerliche Bild von den Vorgängen, das sich der Kaiser in diesen Tagen machte.

In der Tiefe aber rangen auf beiden Seiten miteinander tastendes Entgegenkommen, trotziges Selbstbehauptung und die ehrliche Sorge um Erhaltung der Kircheneinheit und des Friedens. Jetzt waren auch die Altkirchlichen besser gerüstet und heftiger in ihren Forderungen. Nicht nur der Legat; auch die deutschen Theologen und Fürsten, die im Januar durch lebhaftes Werbungen Ferdinands angeregt waren, die kezerischen Lehren und ihre üblen Folgen zusammenzustellen. Vornehmste Frucht dieser Bemühungen waren 404 Artikel des Ingolstädter Professors Dr. Johannes Eck, die er mit Schreiben vom 14. März 1530 dem Kaiser überreicht hatte. In Augsburg kamen diese Artikel auch Melanchthon in die Hand, und es ist glaubhaft, daß sie ihn mit bestimmten, als er daranging, im Auftrage seines Kurfürsten das Bekenntnis zu formulieren.

Beide Teile also traten geharnischt in die Kampfbahn. Am 25. Juni übergaben Kurfürst Johann von Sachsen, Markgraf Georg von Brandenburg, die Herzöge Ernst und Franz von Lüneburg, Landgraf Philipp von Hessen, der Fürst Wolfgang von Anhalt, Graf Albrecht zu Mansfeld und die Boten der Städte Nürnberg und Reutlingen ihr Bekenntnis in der von Melanchthon redigierten Form. Der Landgraf ging nur zögernd mit. Die oberdeutschen Städte fehlten; sie traten etwas später mit dem Vierstädtebekenntnis hervor, der Tetrapolitana, die aber nicht mehr vom Kaiser selbst entgegengenommen wurde, so wenig wie Zwinglis Ratio fidei.

Gleichwohl war es doch ein neuer großer Moment. Neben die staatspolitische Gruppe der Protestanten von 1529 traten die dogmatisch vereinigten Augsburgischen Konfessionsverwandten. Von dem politischen Gebiet glitt man im Zuge der uns in den Anfängen schon vertrauten Bekenntnisbewegung wieder in das Theologische hinüber, und der Reichstag wurde nun doch eine Nationalversammlung in Kirchensachen. Nur daß der Kaiser jetzt die letzte Entscheidung beanspruchte, gestützt auf eine altkirchliche Mehrheit.

Die Konfession ist ausdrücklich an diesen Kaiser gerichtet, dem die Unterzeichner alle schuldige Ehrerbietung entgegenbrachten. Sie enthält die Grundzüge der Glaubenslehre unter Ablehnung gegenteiliger Meinungen in 21 Artikeln, einschließlich der Lehre von der Kirche und der Sakramente unter Hinzufügung von Artikeln über den freien Willen, die Rechtfertigung, gute Werke und Heiligenverehrung. Sie bekannte sich zu dem von Gott gesetzten weltlichen Regiment unter ausdrücklicher Ablehnung der Wiedertäufer auch in diesem Punkte; nicht minder zur Berufung der Geistlichen, zur Zucht und zu ernstlichen guten Werken. An die Hauptartikel schlossen sich solche, in „welchen Zwiespalt ist“, mit einer Verantwortung für die Änderungen, die man eingeführt hatte, „damit kaiserliche Majestät erkennen möge, daß hierin nicht unchristlich oder freventlich gehandelt, sondern daß wir durch Gottes Gebot gedrungen sind“. Da erscheinen die Darbietung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, der Bestand der Priester, die Messe, die Stellung zur Beichte und von den nichtigen Werken besonders die Speisengebote und die Klostersgelübde. Endlich wird die bischöfliche Gewalt behandelt, im Grunde die entscheidende Frage; denn hier war auch das Papsttum eingeschlossen, ohne daß es genannt wäre. Weltliches und Geistliches sollten reinlich geschieden sein; man darf die politisch wichtige Wendung gegen die geistlichen Fürsten ja nicht übersehen; die Schlüsselgewalt wird anerkannt, aber allein auf geistlichem Gebiet.

Wir wollen die theologischen Kernpunkte nicht gering schätzen, sogar gestehen, daß die lutherische Reformation auch dann gewiß nicht vergebens gewesen wäre, wenn sie nur innerhalb der alten Kirche Duldung für Lehrmeinungen und Bräuche erlangt hätte, in denen sich ihre religiöse Eigenart auszudrücken vermochte. Von dieser ökumenischen Einstellung aus ist sowohl Melanchthons weitgehendes Entgegenkommen zu würdigen, wie die Vermittlertätigkeit gelehrter kaiserlicher Räte und die Mitwirkung des von allen Seiten noch einmal brieflich angerufenen Erasmus. Am Hof stand auch die Königin-Witwe Marie von Ungarn den Vertretern maßvoller Neuerungen nicht ganz fern. Eine Erledigung der alten Gravamina konnte man auf diesem Wege erhoffen. Vor allem die Einigkeit deutscher Nation.

Auf der anderen Seite bleibt doch das weltgeschichtlich Erhebliche gerade die Zerschlagung der geistlichen Universalherrschaft, die Autonomie und die Heiligung des deutschen Staates aus dem Kampfe gegen die universalen Ideen. Nach menschlichem Ermessen war es wohl auch nur in einem neuen kirchlichen Gehäuse möglich, die religiös sittlichen Grundgedanken der Reformation auf die Dauer zu retten und zu verwirklichen. In der unbeirrten Einsicht in die Unvereinbarkeit seiner Grundhaltung mit dem Fortbestand der alten Autoritäten lag die Überlegenheit Luthers über Melanchthon, die in seinen ergreifenden Briefen von der Coburg die wärmsten und leidenschaftlichsten Töne fand, als man in Augsburg versuchte, auf der Grundlage theologischer Gespräche, Verschweigungen und Zugeständnisse zum gütlichen Ausgleich zu kommen.

Der Kaiser hielt nach Entgegennahme der Konfession Ende Juni eine Staatsratsitzung, in der drei Möglichkeiten erwogen wurden; entweder, die Konfessionisten unterwürfen sich einem kaiserlichen Schiedsgericht; oder sie täten das nicht, dann solle ihnen das Konzil angeboten werden unter der Voraussetzung, daß bis dahin alle Neuerungen unterblieben; wünschenswert in diesem Falle die vorherige Beseitigung der Mißbräuche durch den Papst; lehnten die Konfessionisten aber auch das Konzil ab, so bleibe nur der dritte Weg, die Gewalt. Man versuchte es zunächst auf friedliche Weise.

Der Kaiser und seine Räte betrieben den Ausgleich, weil sie die inneren und äußeren Schwierigkeiten, die einem allgemeinen Konzil entgegenstanden, deutlich sahen; sich auch darüber klar waren, daß angesichts der ungelösten europäischen Spannungen und der Türkengefahr eine Anwendung von Gewalt noch mehr Bedenken habe. So mäßigte denn der Kaiser selbst die Schärfe der altkirchlichen Theologen Faber, Cochlaeus und Eck in ihrer Antwort auf die Sätze und Begründungen der Konfession; erst nach wiederholter Überarbeitung ließ er das Ergebnis, die sogenannte Confutatio, am 3. August den Ständen vorlesen, und weiter durch einen Ausschuß von 14 Mitgliedern, 4 Fürsten oder Räten sowie 3 Theologen von jeder Seite, dann durch einen engeren Sechserausschuß noch bis zum 30. August, also durch mehr als zwei Monate die Vermittlungsversuche fortführen; er selbst beteiligte sich eifrig. Das Äußerste war einmal, daß Melanchthon persönlich mit dem päpstlichen Legaten in Fühlung trat — wenn auch natürlich vergebens. Schon am 28. Juli hatten sich die protestantischen Fürsten durch Melanchthon bei dem Legaten dafür bedanken lassen, daß er für den Weg der Güte statt für die Gewalt eintrete. So weitgehend war beiderseits das Friedensbedürfnis. Erst Melanchthons

Apologie der Konfutation ist sozusagen in wieder gewonnener Freiheit geschrieben. Nur langsam entfernte man sich erneut voneinander.

So unterließ es denn auch der Kaiser nicht, in der Konzilsfrage ebenfalls die letzten Möglichkeiten zu erschöpfen. Der Briefwechsel mit Loaysa ist ganz wesentlich von dieser Frage erfüllt. Am 14. Juli wandte sich Karl sogar durch ein Handschreiben an den Papst. Er nahm Bezug auf das, „was ich mit Eurer Heiligkeit in Bologna abgemacht habe“. Der Stil des Briefes, die häufigen Wiederholungen, die immer erneute Betonung derselben Grundgedanken würden das nur in Kopie erhaltene Stück auch dann als ein Erzeugnis der kaiserlichen Feder erweisen, wenn der Legat Campegio in einem Briefe an Salviati nicht ausdrücklich von dem eigenhändigen Brief des Kaisers spräche.

Er finde, schreibt der Kaiser, bei einem Teil der deutschen Fürsten große Furchtsamkeit, bei den anderen arge Hartnäckigkeit. Bei allen aber erkenne man den Wunsch nach einer besseren Ordnung, als der gegenwärtigen, und bei allen die Meinung, es sei das Beste, den Irrenden das Konzil innerhalb bestimmter Frist und an einem geeigneten Orte unter der Bedingung anzubieten, inzwischen von ihren Irrtümern zu lassen. Die Schlechten wünschten das Konzil, weil sie dächten, dabei etwas zu gewinnen. Die Guten wünschten es, um Schlimmerem vorzubeugen und weil unter dem Vorwurf der Konzilsverweigerung auch die Zweifelhaften verloren gingen, die Guten den Mut verlor, die Schlechten an Reckheit gewannen. Die Hauptschuld für das Unterbleiben eines Konzils würde man ihm und dem Papste zuschieben, während umgekehrt der Gewinn seiner Ausschreibung unendlich groß wäre, „denn in der Zwischenzeit haben sie nach unserem Glauben zu leben und sich danach dem Konzil zu fügen, das sicher etwas Gutes beschließen wird. Schlagen sie ein so billiges Anerbieten aus, so werden sie alle gegen sich haben. Gibt es aber kein Konzil, so gerät Deutschland (sagte er prophetisch), dieses stärkste und kriegerischste Land der Christenheit, in die größte Gefahr. Jetzt haben wir Frieden in der Welt, ohne den das Konzil nicht sein könnte und eher ein Schisma zu befürchten wäre. Sollte es aber wieder zum Kriege kommen, so würde man schlimmstenfalls das Konzil auflösen können. Wir aber, Eure Heiligkeit und ich, hätten dann das Unsere getan, und andere trügen die Schuld, und es wäre zu hoffen, daß Gott diejenigen züchtigen würde, welche die Schuld an dem Übel tragen. So bitte und flehe ich Euch an, damit wir den Ruhm des Guten gewinnen und die Last der Schuld von uns abwälzen. Es würde gut sein, daß Eure Heiligkeit inzwischen schleunigst das Ihrige täten gegen die Mißbräuche, die sich abstellen lassen; das würde angesichts der Lage eine große Hilfe sein“.

Auf den Konzilsbrief antwortete der Papst am 31. Juli sehr zurückhaltend; seine Einstellung blieb trotz aller Mahnungen und Bitten immer die gleiche. Als die Aussichten auf eine Verständigung in Augsburg am größten waren, in der zweiten Hälfte des August, drängte der Kaiser aufs neue, wenigstens in Entwürfen. Seine endgültige Antwort auf das Schreiben des Papstes erfolgte gleichwohl erst am 30. Oktober.

Wir haben ein Bild vom Kaiser aus diesen Jahren von Christoph Amberger. Es ist, als ob man den Kaiser inmitten einer dieser theologischen und kirchenpolitischen Verhandlungen belausche. Wie zuhörend sitzt er da, den Zeigefinger der rechten Hand in ein zum Öffnen bereites Buch gelegt. Seine Tracht verhältnismäßig schlicht, doch vornehm; in der Linken, die ein kostbarer Ring schmückt, hält er den Handschuh. Aus dem gekräuselten Hemdkragen blickt das bleiche Gesicht mit den blonden Haaren aus blauen Augen wie in die Ferne. Der häßlich vorgestreckte Mund mit den ungesunden Lippen hat etwas Hochmütiges, das Ganze doch einen sinnenden Ernst in Haltung und Zügen.

Er begann schon an der ehrlich versuchten Friedenspolitik zu verzweifeln.

Die Gegensätze in Deutschland waren in der Tat unvereinbar. Wie blutlos nimmt sich dazwischen die säkularisierte Religiosität des Erasmus aus, diese Vernünftigkeit, die um jeden Preis den Frieden wollte, die immer wieder betonte, man solle die Dinge nicht zu schwer nehmen, die Ketzereien würden sich geben gleich den viel zahlreicheren der alten Kirche! Diese gebildete Klugheit, die sich in der weiten christlichen Humanität wohl fühlte, nährte wohl die schon vorhandenen Neigungen des Hofes zur Vermittlung, zum Verhandeln. Denn je ernsthafter beide Teile den Streitpunkten näher traten, um so hoffnungsloser entfernten sie sich voneinander. Wie hätte Johann von Sachsen in irgendeiner Grundfrage einlenken können, wo er sich schon in den dogmatischen Verhandlungen von Schmalkalden seinen Nächstverwandten unzugänglich gezeigt hatte? Wie konnten der Papst oder sein Legat etwas Wesentliches preisgeben, nachdem sie längst so harte Löhne angeschlagen? Wie der Kaiser? Granvelle mochte die Forderung an die Protestierenden, sich bis zum Konzil der alten Kirche gemäß zu halten, mit der Verpflichtung der Athener durch Solon vergleichen, an seinen Gesetzen nichts zu ändern bis zu seiner Rückkehr, die niemals erfolgen sollte. Die tiefere Gesinnung seines Kaisers traf er damit nicht.

Den Kaiser römisch oder spanisch zu nennen oder ihn als kühlen Rechner hinzustellen, ist ganz unzulänglich. Unlöslich hingen ihm sein weltliches und geistliches Amt mit verwandter Heiligkeit ineinander, die Verpflichtung gegen-



über den Ahnen, das Hochgefühl des Souveräns und Lehnherrn, universales Kaisertum und hergebrachte weltumfassende Orthodogie. Er hatte das dem Papst verhaßte Konzil ebenso gefordert, wie rechtzeitige Reformen; in dieser Beziehung war das Erbe der Ximenez, Adrian und Gattinara auf ihn übergegangen. Jetzt aber war sein Stolz verletzt, daß alle seine eifrigen Bemühungen bei den Theologen und bei den Fürsten so wenig fruchteten. Er vergaß, daß er sich aus eigenen guten Gründen so huldvoll herbeigelassen hatte. Er sah zunächst nur den Mißerfolg — und bei dem Versagen des einen Mittels bot sich seiner Vorstellung zunächst nur das zweite oder dritte dar. Entzogen sich die Protestierenden dieser seiner Vermittlung und seiner Konzilsforderung, dann blieb nur Gewalt.

Die katholischen Stände lösten ihm die Zunge durch ihre Anfrage. Er beschied sie am 8. September, wiederum in einem Aktenstück, das in der ursprünglichen französischen Fassung ganz sein eigenes Werk gewesen zu sein scheint; er trug selbst Sorge für die Übersetzung in das Deutsche unter Aufsicht Ferdinands und des Pfalzgrafen.

Die Kursachsen und ihre Anhänger, so schrieb er, hätten seine gnädigen Bemühungen anerkannt, und doch jede Abweichung von ihren Artikeln unter Berufung auf ihr Gewissen rundweg abgeschlagen. Diese Art der Zurückweisung hätte er nicht erwartet; sie sollten sich nun daran erinnern, „daß Ihre Majestät ihr Souverän und unmittelbarer Herr sei, dazu Vogt der ganzen Christenheit“. Auch ihm erschiene nach seinem Gewissen geboten, zur Erhaltung seiner Ehre und Hoheit bei dem alten und durch langen Brauch geheiligten christlichen Glauben zu verharren; auch er habe ein Seelenheil und eine noch größere Verantwortung vor Gott als sie, die Stände. Ihm stehe es nicht an, in Grundfragen des Glaubens weiter entgegenzukommen oder ihre eigenwilligen Neuerungen zu billigen. Die Sache sei um so ärger, fügte er hinzu, als sie jetzt in seiner Gegenwart viel mehr verlangten, als zu der Zeit, da er durch die jetzt glücklich beendeten Kriege habe abwesend sein müssen.

„Wenn aber die Güte und Gnade seiner Majestät nichts fruchte“, werde er als allchristlichster Kaiser und katholischer Fürst bei der Bedeutung der Sache für ihn und den heiligen alten Glauben mit Gottes Hilfe seine Person und sein Vermögen einsetzen, unter Beistand und Beirat der Kurfürsten, Fürsten und Stände; auch den Papst und andere Könige und Potentaten veranlassen, sich ebenso zu halten. Wollen die Abgewichenen auf die Vorschläge des Kaisers wegen des Konzils eingehen, so werde man dort ihre Meinungen in Güte hören; andernfalls sie vorladen. Was aber die Kirchengüter betrifft, so sollen sie

wissen, daß sie mit Leib und Gut ihm als ihrem rechten Herrn untertan sind und das gegen alles Recht Genommene entweder restituieren oder ihm in Verwahrung geben sollen, wiederum bis zur Entscheidung des Konzils. Zu alledem möchten die altkirchlichen Stände sich äußern.

Das taten sie. Zuerst kurz, wohl am 12. September. Sie erklärten hart und trocken, daß man gegen die Abtrünnigen und Widerspenstigen als notorische Ketzer vorgehen müsse, ihnen alle Rechte und Hoheiten entziehen. Als der Kaiser aber mehr von ihnen zu hören begehrte, lenkten sie in ihrem ausführlichen Bedenken vom 16. September sehr wesentlich ein; man möge das Verhandeln nicht aufgeben; im übrigen sollten sie sich alle mit dem Kaiser zusammenschließen. Was sie leisten wollten, was sie aufzubringen gedachten, verrieten sie mit keiner Silbe. Die Geistlichkeit setzte den Plänen Ferdinands auf Heranziehung ihres Gutes für den Türkenkrieg jedenfalls einen entschlossenen Widerstand entgegen; das Reich sollte sie in allen Dingen schützen, aber sie waren wenig geneigt zur Gegenseitigkeit.

Wir verstehen, daß der Kaiser die Altkirchlichen kleinmütig fand.

Das schroffe Auftreten insbesondere des Kurfürsten Joachim von Brandenburg in den Sitzungen vom 22. und 23. September machte sie nur noch ängstlicher und die Gegner um so fester. Als den Ständen der Entwurf eines Abschieds vorgelegt wurde, wieder unter Ankündigung des allgemeinen Konzils, lehnten die Protestierenden unter Berufung auf das Evangelium und auf ihr Gewissen rundweg ab. Sie schickten sich an, eine Widerlegung der Konfutation zu überreichen. Allein weder der Kaiser, noch König Ferdinand, noch der Pfalzgraf Friedrich waren geneigt, das Schriftstück anzunehmen. Man bedeutete ihnen, die Zeiten des Verhandeln seien vorüber; allgemach sei die Stunde des Handelns gekommen. Vollends gegen ihre Berufung auf das Evangelium erhob sich der Kaiser zornig: „Ob sie damit etwa ihn und die übrigen Reichsstände als Widersacher des Evangeliums hinstellen wollten?“

Immerhin, sie hatten Ausstand bis zum 23. Nach einer Sonder Sitzung der Altkirchlichen folgte an diesem Tage die Plenarversammlung des Reichstags, in der Kurfürst Joachim im Namen von Kaiser und Reich den Gegnern nochmals ihren Hochmut verwies, das Evangelium gegen den ganzen übrigen Erdkreis allein für sich in Anspruch zu nehmen; Kaiser und Reich vermöchten auch nicht einzusehen, auf welches Evangelium sie sich bei der Wegnahme fremder Güter stützten; der Abschied sei milder und gütiger, als er von Rechts wegen hätte sein dürfen; sie möchten annehmen, um der deutschen Nation Schlimmeres zu ersparen. Der Kurfürst fügte hinzu, daß der Kaiser entrüstet sei über die An-

maßung ihrer neuen Apologie, da er seine Meinung als Vogt der Kirche endgültig ausgesprochen habe; sie sollten wissen, daß er sich mit den anderen Ständen zum Schutz der Wahrheit verbündet habe!

Das waren unmißverständliche Drohungen. Sie waren offenbar auch so scharf und gereizt vorgebracht, daß man selbst am Hofe Bedenken äußerte und mehrere altkirchliche Stände, besonders die übrigen Kurfürsten, sich bei Kurachsen entschuldigten. An der Sache selbst änderte das alles nichts.

Der so verheißungsvoll angesagte Reichstag endete in schrillen Dissonanzen. Der Landgraf von Hessen hatte sich schon nach Übergabe der Konfutation entfernt; auch er fand, daß nun die Stunde des Handelns geschlagen habe. Der Kurfürst von Sachsen, anders eingestellt, nahm förmlichen Abschied, aber in offenem Zerwürfnis mit dem Kaiser. Nur fürstliche Räte und Städteboten blieben zurück. Den Städten wurde noch einmal stark zugesetzt. Aber daß selbst Augsburg unter den Augen des Kaisers bei seiner Meinung verharrte, war tapfer. Alle Stände, die Neuerungen eingeführt hatten, lehnten die Annahme des Entwurfs am 13. Oktober erneut ab. So erging der endgültige Abschied vom 19. November in verschärfter Form eigentlich nur noch als eine Verlautbarung des Kaisers und der altkirchlichen Stände, „so diesen Abschied angenommen“. Für die übrigen wurde Bedenkzeit gegeben bis zum 15. April 1531.

Der von Theologie erfüllte Abschied machte sich die schärfsten Klagen der letzten Sitzungen zu eigen, „daß aus der hiervor verdamnten Lehre viel verführige Irrsal unter dem gemeinen Volke erwachsen, alle wahrhaftige Andacht verloren, alle christliche Ehr, Zucht, Gottesfurcht und Nächstenliebe gänzlich in Abfall gekommen seien“. Deshalb habe sich Ihre Majestät mit den altkirchlichen Fürsten zur Handhabung der alten Lehre und des hergebrachten Gottesdienstes vereinigt; — dann folgen alle Glaubensartikel und Bräuche, die bei Strafe an Leib und Leben bewahrt bleiben sollen. Das ganze alte Kirchenwesen wurde bei Acht und Poen des Landfriedens geschützt.

Das sollte durch Kammergerichtsmandate erfolgen, hinter denen schließlich doch nur die Gewalt stehen konnte.

Nun aber vollzog sich etwas sehr Merkwürdiges. Der Kaiser und die altkirchlichen Fürsten, die so drohende Worte in den Mund genommen hatten, blieben friedlich und zurückhaltend. Von ihrem laut angekündigten Bündnis hörte man vorerst nichts mehr. Auch die von Campegio und der Kurie mit Trohlocken aufgenommene Kriegsstimmung des Kaisers hatte doch nur in den Tagen seiner tiefsten Entrüstung, Ende September, zu dem Auftrag an seinen Gesandten Muretula geführt, die vor Florenz freigewordenen 5—6000 Spanier

nebst den Italienern zugleich als Bereitschaft für Deutschland nach Ungarn zu verlegen; er hatte keinerlei praktische Folgen. Noch weniger die vom Papst zögernd unterstützte Geldsammlung für den Krieg. Die Venezianer machten ihre boshafte Glossen dazu. Selbst der frühere kaiserliche Beichtvater Kardinal Loaysa überprüfte seine Ansichten. Die Ketzer auszurotten, schrieb er dem Kaiser, sei gewiß seine Pflicht, aber die Schwierigkeit unüberwindlich. Das Konzil wäre ein sicheres Mittel, indessen „Papst und Kardinäle wünschen es zum Teufel“. Die Altgläubigen seien kleinmütig, von den Franzosen kein Friede zu erwarten; auch der König von England würde mit dem Teufel selbst gegen den Kaiser ziehen. So „wage ich es, Euerer Majestät zu bitten“, faßt er seine Meinung zusammen, „weil das Gewissen dabei beruhigt bleiben kann, Euch wohl oder übel mit diesen Ketzern abzufinden und sie Eurem Bruder in der Art untertan sein zu lassen, wie es die Böhmen sind“ — Gedanken von Ketzern und Kompaktaten, wie sie Karl noch jahrelang vorschweben sollten.

Ob der Kaiser bei entschlossenem Willen, wie man wohl behauptet hat, die Protestierenden damals leicht hätte niederschlagen können, bezweifle ich. Aber daß ihnen durch das Unterlassen kaiserlicher Gewaltmaßregeln erneut die Möglichkeit innerer und äußerer Rüstung gegeben wurde, ist sicher. Sie besaßen nun ihre förmliche Konfession. Sie nutzten auch die Mahnungen, die ihnen der Reichstag überreichlich gegeben hatte. Die Zeitumstände sollten ihnen weiter entgegenkommen.

Erfolge und Sorgen des Hauses Habsburg 1531

Seit 1519, in verstärktem Maße seit den Vorbereitungen zu Karls Fahrt nach Italien, war die Rede von Ferdinands Wahl zum römischen Könige. Nach altem Reichsrecht konnte sie erst erfolgen, wenn der Kaiser gekrönt war; das war nun geschehen. Aber der Goldenen Bulle entsprach die Wahl eines Bruders zu Lebzeiten des Kaisers keineswegs. So fehlte es nicht an Einwendungen, die durch Gunst und Gabe überwunden werden mußten. Es gab noch eine andere Schwierigkeit; das war die kirchliche Haltung des Kurfürsten von Sachsen. Sein Ausschluß von der Wahl wurde von den Mitkurfürsten nicht zugelassen; Kurmainz erließ auch an ihn die Einladung. Deshalb erbat der Kaiser in seiner sonderbar formalistischen Art vom Papste zwei Bullen genau entgegengesetzten Inhalts; die eine mit der Erlaubnis zur Mitwirkung des Kurfürsten bei der

Wahl, obwohl er Ketzler sei; die andere, etwas später zu datierende mit seinem Ausschluß von der Wahl; von dieser wollte man Gebrauch machen, falls der Kurfürst gegen den König stimme. Dem Kaiser war nach seinen Briefen selbst nicht ganz wohl dabei. Allein in Rom trug man die Sache leichter. Loaysa widerriet die zweite Bulle als unnötig. Der Papst aber bewilligte beide auf Vortrag der entsprechend belohnten Kardinäle Pucci und Accolti. Nebenbei war die ganze Handlung eine freventliche Preisgabe teuer erkauften deutschen Staatsrechts an die Kurie.

Der Wahllakt wurde nach Köln anberaumt; man sagte: da Frankfurt den Reichstagsabschied abgelehnt habe; der Kaiser bemerkte in seinen Memoiren später nur, wegen der Pest. Auf Grund des päpstlichen Dispenses war auch Kurfürst Johann geladen, kam jedoch nicht, sondern erhob seinen Protest durch den Kurprinzen Johann Friedrich. Die Goldene Bulle ließ man auf sich beruhen. Wichtiger die Wahlverschreibung Ferdinands, auf Grund deren die Wahl am 5. Januar 1531 zustande kam: er wolle die hergebrachte Religion beschirmen. Das hatte dieses Mal einen sehr viel ernsteren Sinn als 1520. Denn im Anschluß an den sächsischen Protest scheint der Kaiser den Kurfürsten doch noch einmal in aller Form die Frage vorgelegt zu haben, ob beim Versagen des Konzilsgedankens und angesichts der Möglichkeit einer protestantischen Offensive nicht doch ein Präventivkrieg zu erwägen sei. Die Kurfürsten lehnten den Protestantenkrieg erneut ausdrücklich ab, forderten aber das Konzil.

Die Krönung erfolgte in Aachen am 11. Januar unter hergebrachtem Prunk. Am 12. März erließ der Kaiser Richtlinien für die Reichsverwaltung.

Kurfachsen verharrte in offenem Protest, wie gegen die Wahl, so gegen das Königtum Ferdinands überhaupt. Verstärkt wurde der Protest durch das Verhalten im eigenen Lager der Altkirchlichen. Die bayerischen Wittelsbacher, die schon ihre böhmische Niederlage nicht vergessen konnten, gerieten nun vollends in Opposition gegen das Haus Habsburg. In Augsburg war es bereits zu einem peinlichen Zusammenstoß zwischen Herzog Wilhelm und dem Kaiser gekommen. Nun ging Schenk von Schweinsberg aus Hessen zu Werbungen nach Bayern, Weisensfelder von Bayern nach Sachsen; im August 1531 erschien der bayerische Kanzler Leonhard von Eck selbst beim Landgrafen in Sießen, und am 24. Oktober folgte das förmliche Bündnis Bayerns mit den Protestanten zu Saalfeld. Von diesen Dingen hatte der Kaiser schon im Frühjahr durch Heinrich von Braunschweig nähere Kunde.

Noch überraschender wirkte die Lage nach der Königswahl in anderer Richtung. Die Drohungen des Kurfürsten von Brandenburg und der Ton des

Abschieds waren geeignet, die schweren Bedenken gegen den politischen Zusammenschluß zu revidieren, die bisher in den gegeneinander formulierten Bekenntnissen der Protestanten lagen. Kursachsen hatte zu Bündnisverhandlungen eingeladen, einen Augenblick gestuht und wieder abgeschrieben. Dann hatte es die Einladung zur Königswahl erhalten und damit die sichere Aussicht auf einen zweiten, jetzt von ihm allein durchzuführenden reichsrechtlichen Konflikt. So erneute es gleich Tags darauf, am 29. November, doch die Einladung der Protestierenden in das hessisch-sächsische Grenzgebiet nach Schmalkalden.

Inzwischen war es Bucer gelungen, in viel umstrittenen, aber politisch erfolgreichen Verhandlungen mit Luther selbst auch die theologische Basis zu gewinnen und damit den lange so störenden Gegensatz von Nord und Süd, von Fürsten und Städten zu überbrücken. Die alten staats- und kirchenrechtlichen Bedenken eines willenlos dulddenden Gehorsams wurden jetzt im Sinne des Aktivismus überrannt. 1529 hatten die Meinungen über das „Widerstandsrecht“ der Untertanen noch unvereinbar nebeneinander gestanden. Lazarus Spengler von Nürnberg verneinte das Widerstandsrecht, „dieweil der Kaiser unser rechter Herr und Oberer von Gott verordnet ist“. Auch Luther hing daran trotz seines Seufzers: „Ach Herre Gott, ich bin in solchen Weltlichen zu kindisch.“ Jetzt dagegen schrieb er in seiner „Warnung“ gegen den Reichstagsabschied von 1530: „So laßt fröhlich hergehen und aufs ärgist geraten, es sei Krieg oder Aufruhr, wie dasselb Gottes Zorn verhängen will.“

Noch schwereres Gewicht senkten die Räte in die Fundamente des neuen Staates, wenn sie den Fürsten in den Mund legten, daß es ihnen gegenüber einem gewaltsamen Vorgehen des Kaisers bei der Pflicht, „damit wir unseren Untertanen verwandt seien, gepühren wolle, die Unseren wider menniglichen zu schützen“. Die feinen Unterschiede zwischen defensiver Rüstung und weitergehender Aktivität verloren sich notwendig über dem Handeln. Nach zögernden Vorbereitungen unterzeichneten am 27. Februar 1531 Kurfürst Johann, Landgraf Philipp, Herzog Ernst von Lüneburg, Philipp von Grubenhagen, der Fürst von Anhalt und die Grafen Mansfeld zusammen mit den Städteboten von Magdeburg, Bremen, Straßburg, Ulm, Konstanz, Reutlingen, Memmingen, Isny, Biberach und Lindau ihr „Verständnis“ von Schmalkalden. Damit wurden die Protestierenden von 1529 abgelöst durch die „Schmalkaldischen“ von 1531; sie umfaßten Anhänger der Augustana, wie der Tetrapolitana. Nur Zwinglianer im eigentlichen Sinne blieben beiseite.

Die Ereignisse in der Schweiz, wo bis dahin die stärkste politische Aktivität geherrscht hatte, erleichterten die Fortentwicklung. Reibungen zwischen Bern

und Zürich schwächten beide, und als die durch wirtschaftliche Maßregeln zum äußersten gereizten Alten Orte loschlügen, fanden sie Zürich nicht genügend gerüstet, weder an Bündnissen noch an Truppen. Auch ohne die Habsburger, die eine Mitwirkung ernstlich überlegten, behielten die Altkirchlichen die Oberhand. Die weiten Aussichten der Zwinglischen Bewegung schlossen sich mit der Niederlage der Züricher bei Kappel und dem Tode des Reformators selbst auf dem Schlachtfelde vom 11. Oktober 1531. Nun bedurften die oberdeutschen Städte erst recht der Anlehnung an die mitteldeutschen Fürsten, denn auch der Schwäbische Bund, in dem die Städte durch mehr als ein Menschenalter ihre vornehmste Stütze gefunden hatten, war durch die kirchlichen Gegensätze aufgespalten und entwertet. Er konnte im nächsten Jahre nicht wieder erneuert werden.

Wir haben damit vorgegriffen und versehen uns zurück in die Lage, da der Kaiser von Augsburg rheinabwärts in seine niederländischen Erblände zurückkehrte. Während der Fahrt, noch in Speyer, erhielt er die Nachricht von dem Ableben seiner Tante Margarete, Regentin der Niederlande, am 30. November 1530. Ein halbes Jahr nach Gattinara verlor der Kaiser auch diese starke Stütze seiner Jugendjahre. Wir brauchen nicht auf ihr Leben zurückzublicken; diese Blätter sind voll von den Zeugnissen ihres frauenhaften Empfindens und ihrer männlichen Energie. Jetzt hatte sie ihre lebendigen Augen für immer geschlossen in der stolzen Gesinnung, die ihr ganzes Leben als Kaisertochter und angestammte Herrin von Burgund geleitet hatte. In dieser Gesinnung nahm sie Abschied von ihrem Neffen an ihrem Todestage in einem Briefe, der seinesgleichen sucht. „Die Stunde ist gekommen, da ich nicht mehr mit eigener Hand schreiben kann, da mein Gewissen seine Ruhe gefunden hat, und ich mich anschicke, das Letzte aus Gottes Hand entgegenzunehmen. Mein einziger Schmerz ist, Euch vor meinem Tode nicht noch einmal zu sehen. Dies wird mein letzter Brief sein. Ich lasse Euch als meinen einzigen Erben und die mir anvertrauten Lande nicht nur unverfehrt, sondern stattlich vergrößert, nach einer Regierung, für die ich Gottes Lohn, Eure Zufriedenheit und den Dank der Nachwelt erwarte. Indem ich Euch vor allem den Frieden empfehle, besonders mit den Königen von England und Frankreich, und Euch um Fürsorge bitte für meine Diener, sage ich Euch das letzte Lebewohl.“

Noch einmal steigt das alte Burgund vor uns auf. Karl betrat den verwaisten Heimatboden seines Wesens und seines Hofes. Nach langem Abstand gestiel es ihm, am 5. Dezember 1531 auch wieder ein feierliches Kapitel des Goldenen Blieses abzuhalten; das letzte war 1518 in Barcelona gewesen. Zwanzig

Ritter waren mittlerweile gestorben; Neuwahlen schienen dringend. Zum Tagungsort erkor man wegen der Größe der Kirche St. Andreas in Tournai; dazu die nahegelegene Abtei. In dem Kapitel fand auch die herkömmliche Besprechung der Laten und der Haltung der einzelnen Ritter statt, nicht zuletzt des Souveräns. Der Kanzler verkündete nach entsprechender Huldigung als die Meinung des Ordens, daß der Kaiser zu langsam sei in den Geschäften; daß er sich zuviel um Kleinigkeiten kummere und das Wichtige vernachlässige; daß er zu wenig seinen Staatsrat befrage, der ohnehin zusammengeschmolzen sei; daß er auch für die Gerichte nicht die genügende Zahl tauglicher Personen bestelle und dazu die Leute bei Hofe schlecht bezahle. Als ähnliche Klagen fünfzehn Jahre später wiederholt wurden, antwortete der Kaiser gütig und verbindlich, wie auch jetzt, daß seine Langsamkeit ihm bisher immer nur Vorteile gebracht habe.

Unter den neuen Rittern waren die Könige von Portugal und Schottland, der dreijährige Prinz Philipp von Spanien, die Kurfürsten von der Pfalz und von Brandenburg, die alten Herzöge von Jülich und Sachsen, Pfalzgraf Philipp, der Vizekönig von Valencia, die Herzöge von Frias und Albuquerque, Francisco de Zuñiga, Graf von Miranda; aus Italien Ferrante Gonzaga, der Marchese del Vasto und Andrea Doria, Fürst von Melfi; von Niederländern der erprobte Schenk von Lautenberg und der uns im Dienste des Kaisers längst vertraute Louis de Praet; dazu Anton Berghes, Philipp Lannoy, Charles La laing und andere Glieder der jüngeren Generation.

Wichtiger für diese Lande war die Nachfolge Margaretes. Karls Wahl fiel auf seine Schwester Marie, die sechsundzwanzigjährige Königin-Witwe von Ungarn. Die Königin war früh erprobt, vom Leben hart angefaßt, sehr selbständig, seit Jahren nicht ohne Verständnis für evangelische Neigungen in ihrer Umgebung, wegen deren sie sich rechtfertigte. Der Kaiser gab ihr schon in seinem durch Boussu überbrachten förmlichen Berufungsschreiben vom 3. Januar 1531 seinerseits volle Genugtuung. „Seid gewiß, wenn ich Bedenken wegen der Religion hätte, würde ich Euch weder diese Vertrauensstellung anbieten, noch auch Euch die Liebe eines Bruders entgegenbringen können.“ Freilich, fügte er hinzu, dürfe man in den Niederlanden schlechterdings nicht dulden, was man im Reiche am Ende notgedrungen tolerieren müsse; so glaubte Karl es ihr nicht ersparen zu können, ihre vielfach verdächtige Umgebung fast vollkommen zu ändern. Aber sie hat auch ihrerseits Bedingungen gestellt. Man solle sie nicht zu einer neuen Ehe nötigen; ihr mochte das zweifelhafte Glück der zweimal an ältere Witwer vergebenen Eleonore und mehr noch das Schicksal Isabellas

vorschweben. Sie hielt sich auch in dieser Hinsicht an das Vorbild Margaretes, der sie an Fleiß und politischem Sinn ebenbürtig, an Gewandtheit und Einfluß auf die hohen Brüder überlegen bleiben sollte. Sie zog nicht nach Mecheln, sondern nach Brüssel, lebte aber später gern auf ihrem Schloß zu Binche.

Am 2. März eröffnete der Kaiser die Generalstände mit einem Berichte Carondelets. Die Stände antworteten durch Laurent de Blioul. Am Schluß sprach der Kaiser persönlich mit den Vertretern der einzelnen Länder, die aber in bezug auf Bewilligungen wie gewöhnlich die größten Schwierigkeiten machten. Bald danach, am 4. März, empfing Karl seine Schwester in Löwen, besprach mit ihr in den folgenden Monaten eingehend alle Angelegenheiten der Niederlande und führte sie am 1. Juli vor den wieder zusammengerufenen Generalständen in ihr Amt ein. Auch persönlich nahm er Marie in das eigentümliche Vertrauensverhältnis auf, in dem seine Tante zu ihm gestanden hatte. Durch Codicill vom 14. Januar 1532 zu seinem Testament von 1529 wurde Marie für den Fall seines Ablebens in alle Regentschafts- und Vormundschaftsrechte eingesetzt, die das Testament für Margarete vorgesehen hatte, wobei er außerdem Bestimmung traf über die Verbindung von Pfirt und Hagenau mit Burgund für den Fall einer Ehe seiner Tochter Maria mit einem Sohne Ferdinands und der Vererbung der Niederlande an dieses Paar.

Die Aufgabe Mariens als Gouvernante der Niederlande war nicht leicht, da Karl gewohnt war, von den Niederlanden mehr zu verlangen, als er ihnen gab, und die Herren des Landes so eifersüchtig auf ihren Einfluß waren, wie die Städte auf ihre alten Rechte. Der Kaiser wünschte ihr das Amt zu erleichtern durch Neuordnung des Staatsrats, des Conseil privé und des Finanzrats; er wollte auch durch das Recht des Staatsrats, zusammenzutreten ohne Berufung, Konflikte vermeiden, wie sie Margarete erlebt hatte. Dafür brachten die Zeitläufe andere Nöte.

Ihrer mußte die junge Königin nach dem erneuten Abschied ihres Bruders aus den Niederlanden allein Herr werden. Mit den Jahren sollten sie sich noch steigern.

Eine der schwersten Belastungen Margaretes war der dänische Gast gewesen; seine Rücksichtslosigkeiten und ihre Folgen umdüsterten noch die Anfangsjahre Mariens. Denn er ertroßte mit einem Haufen von 5 bis 6000 Knechten, die er als wahre Landplage nach Dverbyssel und Holland legte, pochend zugleich auf den noch ausstehenden Rest der Mitgift seiner längst verstorbenen Frau, von seinem Schwager die Ausrüstung mit 50 000 Gulden und 12 Kriegs-

schiffen zur Rückeroberung seiner Reiche. Da Christian ebenso von Norwegen für diese Rüstung Mittel erhalten hatte, ging er am 26. Oktober 1531 in See und landete, man sieht nicht ganz klar, ob planmäßig oder nur durch den Sturm dahin verschlagen, südlich Arendal an der Küste von Norwegen. Hier gewann er in der Tat rasch die Herrschaft zurück, doch versäumte er es, die Burg von Bergen und das Oslo beherrschende feste und geräumige Akershus zu nehmen, so daß diese dauernd Stützpunkte für seine dänischen Gegner blieben. Statt zu kämpfen, verhandelte er.

Bodenlose Unwahrhaftigkeit, daß dieser König, der eben in Innsbruck katholische Buße getan hatte, sich jetzt vor seinem Oheim Friedrich in salbungsvollen Briefen wieder als Vorkämpfer des Evangeliums aufspielte.

Begreiflich aber, daß die Dänen und die Lübecker ihn für einen Parteigänger der Holländer hielten, denen sie nun den Sund sperrten, während der König doch nur durch den brutalsten Druck von den Niederländern Hilfe erpreßt hatte, und auch der Kaiser mehr an die Zurückführung des Nordens in die alte Kirche und an die Rechte der Kinder seiner Schwester dachte, als an diesen König. Immerhin, die Lübecker pflegten ihre Meinung geflissentlich, um die ihnen lästigen Konkurrenten aus der Ostsee fernzuhalten. Die Holländer aber, im Grunde nicht abgeneigt, durch königliche Gunst Handelsvorteile zu erhalten, wurden durch die Feindseligkeiten der Dänen und der Lübecker fast wider Willen auf die Seite Christians gedrängt. Amsterdam war für Eintritt in den Krieg. Auch der Statthalter von Holland, Graf Hoogstraeten, setzte sich nun ernstlicher ein. Denn der Streit um den Sund führte schon jetzt zu einer durch längere Dürre gesteigerten Brotknappheit, zum Stilliegen der Schiffe und Arbeitslosigkeit der Schiffsmannschaften. Das beschleunigte die Intervention der niederländischen Regierung. Eine nach Hamburg ausgeschriebene Tagsatzung wurde zum 24. Juni 1532 nach Kopenhagen verlegt. Nebenher hatte die niederländische Regierung 40 Kriegsschiffe gerüstet, um erforderlichenfalls bewaffnet zu verhandeln.

Inzwischen aber war alles dieses überholt durch die unbegreifliche Torheit Christians II, der in seiner alten Haltlosigkeit den Vorschlag der Oslo bedrängenden Dänen und Hanseaten annahm, zu einer persönlichen Besprechung mit seinem Oheim nach Dänemark zu segeln; ihm wurde persönliche Sicherheit verbrieft. Schon am 24. Juli befand man sich vor Kopenhagen. In der Stadt aber verhandelten gerade damals die Dänen mit den Städten darüber, daß es nötig sein könnte, den früheren König in sicheren Gewahrsam zu nehmen. Nun betrog man ihn wirklich. Unter der Vorspiegelung, dort den König

Friedrich zu treffen, brachte man ihn in das feste Schloß Sonderburg — das er nie wieder verlassen sollte, fast bis zu seinem Tode, 27 lange Jahre.

In denselben Tagen starb zu Regensburg sein einziger Sohn und Erbe Hans als zwölfjähriger Knabe im Hause des Kaisers. Karl hatte über das Schicksal seines Schwagers noch keine zuverlässige Kunde, aber der Verlust des Neffen ging ihm ungewöhnlich nahe und entlockte ihm Töne weicher Rührung, wie wir sie sonst selten von ihm vernehmen. „Es war der netteste Junge, den ich kannte“, schrieb er an Marie, „ich habe seinen Tod empfunden wie denjenigen eines eigenen Sohnes. Denn ich hielt ihn so, und er war ja auch schon groß und mir sehr vertraut. Gottes Wille konnte es gewiß an jedem Orte so fügen, aber mir ist es nun doch sehr leid, daß ich ihn hierhin mitgenommen habe. Gott wolle es vergeben, aber ich wünschte seinen Vater an seiner Stelle. Indessen, der kleine Kerl ist gewiß besser aufgehoben. Er ist ohne Sünden so gestorben, daß ihm, selbst belastet mit den meinigen, die ewige Seligkeit sicher gewesen wäre; im Sterben noch rief er: Jesus.“

Religionsfriede und Türkenabwehr Aufstieg des Protestantismus

Der Kaiser hatte sich aus triftigen Gründen nach bescheidenen Bewilligungen, begleitet von 150 schweren Reitern, aus den Niederlanden wieder in das Reich zurückbegeben. Die Gründe erfahren wir aus den Briefen an die Kaiserin, die, bisher fast unbekannt, demnächst in vollkommener Ausgabe vorliegen werden. Der Briefwechsel ist eine Enttäuschung für den, der darin den intimen Ausdruck ehelicher Beziehungen sucht oder einen Gedankenaustausch, in dem die Kaiserin irgendeinen politischen Einfluß ausgeübt hätte. Wie ihr der streng castilianisch denkende, kluge und wortkarge Erzbischof Don Juan de Tavera als eigentlicher Träger der Regierung in Spanien beigelegt war, so blieb ihre Stellung durchaus repräsentativ. Aber eben deshalb gingen die ausgiebigsten und ganz vertraulichen Informationen des Kaisers über die allgemeine Lage doch an ihre Adresse. Wie könnte ein solcher Briefwechsel mit der vornehmen und geliebten Frau ganz ohne menschliche Züge bleiben!

Isabella hatte dem Kaiser bisher außer dem Thronerben Philipp noch eine Tochter Maria und einen zweiten Sohn geschenkt, der ihnen bald wieder genommen war. Sie sehnte sich nach der Rückkehr ihres Herrn, und die Töne

der Sehnsucht fehlen auch in seinen Briefen nicht. Begütigend hatte er ihr schon im letzten Sommer, am 13. Juni 1531, aus Gent in der üblichen getragenen Förmlichkeit, wie meist durch Cobos Feder, geschrieben: „Erlauchte und großmächtige Kaiserin! Ich verschob die Pläne für dieses Jahr, weil ich betreffs des Konzils auf eine gute Entscheidung hoffte, denn das Wohl der Christenheit hängt davon ab. Aber die Schwierigkeiten von seiten des Papstes und des allerchristlichsten Königs dauern an und bedeuten eine große Gefahr; denn in Deutschland wird es durch den Aufschub des Konzils nur immer ärger. Das steigert die Türkengefahr, so daß ich erwog, mich mit den Lutheranern zu vergleichen, um Schlimmeres zu verhüten und noch dieses Jahr heimzukehren. Meine Rückkehr ist das, was ich am meisten begehre, um Euch wiederzusehen und in meinem Hause mit Euch zu sein; gar nicht zu reden von den Bedürfnissen meiner dortigen Reiche. Ich habe mich in Verbindung gesetzt mit meinem Bruder, dem erlauchten römischen Könige, erfahre von ihm die üblen Folgen des Konzilsverzuges und den Widerspruch Kursachsens gegen seine Wahl und Krönung. Alle sagen, daß meine Anwesenheit nicht zu entbehren sei, und alle bitten, daß ich mich der Sachen annehme. So habe ich mich denn entschlossen, noch einmal alles zu versuchen und darüber die Rückkehr hinausgeschoben, hoffentlich nur bis zum kommenden März.“

Nahm man alles zusammen, den Aufschub des Konzils, die innere Unzuverlässigkeit des Papstes, die offenbare Zurückhaltung Frankreichs, die tiefe Verstimmung gegen England und die vor zwei Jahren in der Belagerung von Wien wahrhaftig nahe genug gerückte Türkengefahr, die jetzt erneut im Osten aufstieg, dazu die entschlossene Haltung der Protestanten, deren auswärtige Verbindungen unmöglich dem Kaiserhofe verborgen geblieben sein können, und nicht zum wenigsten die Mattigkeit, ja Feindseligkeit der altkirchlichen Fürsten, so begreift man Ferdinands dringendes Verlangen, den kaiserlichen Bruder im Reiche festzuhalten; man begreift aber auch Karls Neigung zu einem vorläufigen Friedstand in Sachen der Religion. Seine römischen Vertreter Loansa und Miguel Mai bestärkten ihn darin.

Waren die Stände, auch die Protestanten, nicht in den vornehmsten Reichs-sachen, vor allem gegen die Türken, unentbehrlich und schließlich doch auch willig? Schrieb nicht Luther immer wieder von dem „lieben Kaiser Carolus“, der sich bisher, „auch jetzt auf dem Reichstage also erzeigt, daß er aller Welt Günst und Liebe überkommen hat?“ Mahnte er nicht zum einträchtigen Zusammengehen gegen die Türken? Vielleicht war sogar Luthers großes Kampflied „Ein feste Burg ist unser Gott“, wie man neuerdings wahrscheinlich gemacht

hat, ein Trost- und Sturmlied dieser Zeit gegen den „alten bösen Feind“, den Türken. Hatten sich nicht auch sonst die lutherischen Theologen, wenn man sich recht erinnerte, auf dem Reichstage an Entgegenkommen überboten?

Etwas anders sahen die Dinge aus, wenn man infolge der eigenen Notlage ausdrücklich mit ihnen in Friedensverhandlungen eintrat. Das geschah jetzt.

Es ist nicht ohne inneren Zusammenhang, daß in demselben Schweinfurt, in dem die Organisation des Schmalkaldischen Bundes im April 1532 wieder ein gut Teil gefördert wurde, auch die Vermittlungsverhandlungen der Kurfürsten von Mainz und von der Pfalz in Gang kamen. Die Nachrichten von der Donau trieben zur Eile. Den Protestierenden ist das nicht entgangen, und Kurfsachsen wurde in seinen Forderungen immer anspruchsvoller: Zurücknahme der Wahl Ferdinands, Anerkennung aller bisherigen Verfügungen über das Kirchengut und Stilllegung aller kammergerichtlichen Prozesse, Duldung der Lutherischen in allen Gebieten und ein frei christlich Concilium in deutscher Nation — ganz gewiß nicht unter den ihnen bisher angesonnenen Bedingungen.

Das Ärgerlichste war, daß die Altkirchlichen, die nichts zu opfern, nichts zu leisten bereit waren, in ihrer Äußerung vom 22. Juni nun auch die bescheidensten Friedensverhandlungen des Kaisers störten, wenn nicht verhinderten; daß die Bayern in ihrem Hauskloster Scheyern eben in dieser Zeit mit Frankreich abschlossen und mit Ferdinands Gegner Johann Zapolya immer noch verhandelten, obwohl der Papst über diesen Vasallen des Sultans schon 1529 den Bann ausgesprochen hatte und seine Beziehungen zu den Türken neuerdings offen eingestanden wurden. Das Nebeneinander der Reichstagsverhandlungen von Regensburg, wo die Altkirchlichen herrschten, und der von Schweinfurt nach Nürnberg verlegten Besprechungen über einen befristeten Religionsfrieden schleppten sich infolgedessen endlos lange und träge hin. Die Stände befeiligten sich der größten Unaufrichtigkeit, wenn sie endlich einwilligten, daß eine kaiserliche Verbriefung über die Stilllegung der Kammergerichtsprozesse nur an die vermittelnden Kurfürsten ausgehändigt und von diesen nur mündlich mitgeteilt werden sollte. So blieben denn auch der Regensburger Reichstagsabschied vom 27. Juli und die sehr verkläufelten Religionsmandate vom 2. und 3. August in unvereinbarem Widerspruch.

Gleichwohl, der Friede wurde geschlossen, das Türkenaufgebot trat unter die Waffen. Am 9. August rühmte der Kaiser seiner Gemahlin den Eifer aller Stände, auch der Protestanten. Zu den Truppen des Königs Ferdinand unter Kasianer und des Reiches unter dem Pfalzgrafen Friedrich gesellte der Kaiser seine Niederländer unter Nassau und Roely, sowie seine Italiener unter

Leyva und dem Marchese del Vasto, also seinen erprobtesten Heerführern. Der große Augenblick, von Karl so lange ersehnt, schien gekommen, das burgundische Gelöbniß des Gasanenfestes endlich einzulösen, das Vermächtniß des Goldenen Blieses zu erfüllen.

Allein während der Kaiser noch in Nürnberg und Regensburg verhandeln mußte, war die Entscheidung im Grunde schon gefallen. Die kleine westungarische Festung Güns an der Grenze des Burgenlandes hielt vom 7. bis zum 28. August heldenmütig den Anstürmen Suleimans stand und das scheint bereits den Sultan zum Abzug veranlaßt zu haben. Vielleicht wirkten auch Nachrichten von den Küsten Griechenlands mit, die Andrea Doria mit seiner Flotte beherrschte und wo er bald nachher Patras und Castelnovo einnahm. In Steiermark kämpften die deutschen Truppen am 13. September noch einmal erfolgreich bei Fernitz hart südlich Graz gegen die türkische Nachhut, die unverrichteter Dinge auch von Graz abziehen mußte. Aber weder der Tadel der kaiserlichen Generale an der lässigen Führung des Pfalzgrafen, noch Ferdinands Bitten vermochten die Reichstruppen und seine Böhmen zu bewegen, tiefer nach Ungarn hinein vorzustößen und die österreichische Sache gegen Zapolya zu führen. Allerdings, der Winter stand vor der Türe, und es fehlte wie gewöhnlich an Geld.

Am 23. September traf Karl selbst in Wien ein, als sich gerade die letzten Kampfhandlungen abgespielt hatten. Vor der Welt ruhmgekrönt, weil sich seine Truppen in kleinen und großen Gefechten bewährt und einige Feldzeichen erbeutet hatten, auch das Feld überall behaupteten, nahm der Kaiser die Huldigungen der Seinigen entgegen. Die Ehre war insofern wohlverdient, als er wirklich neben Ferdinand der einzige Fürst war, der mit der Türkenabwehr einigermaßen ernst machte. Aber noch Anfang Oktober wandte er sich durch Steiermark und Kärnten nach Italien, um endlich in seine spanischen Königreiche zurückzukehren, die er vor fast vier Jahren verlassen hatte.

Ihn trieb die Sorge um seine übrigen Reiche. Am meisten aber doch die Frage des Konzils, das er für Deutschland als entscheidend ansah, das aber nur zu erreichen war, wenn Italien befriedet blieb, wenn der Papst die Angelegenheiten seiner Dynastie zurückstellte hinter das Interesse der Kirche, und wenn Frankreich seine beschworenen Verträge hielt. Alles dieses war zweifelhaft.

Überall ein Hinhalten, ein Zurückstauen, keine Entscheidungen. Auch die deutschen Angelegenheiten waren doch nur notdürftig geordnet. Gleichwohl überließ der Kaiser auf Jahre die burgundischen Erblande der Königin Marie, das Reich seinem Bruder Ferdinand. Im Namen des Kaisers erging die Reichspolizeiordnung von 1531 mit ihren wichtigen wirtschaftlichen und sozialen Bestimmungen, in seinem Namen auch die Peinliche Halsgerichtsordnung von 1532, ein einheitliches Strafrecht, beide aus älteren Traditionen deutschen Rechtslebens, ohne inneren Anteil des Kaisers. Die eigentlichen deutschen Angelegenheiten ruhten bei den Ständen, dem Regiment, dem König.

So hatte Ferdinand allein auch die kommenden Stöße des erstarkenden Protestantismus auszuhalten. Denn die deutsche Reformation setzte sich schon jetzt weithin um in einen europäischen Kampf gegen das Haus Habsburg. Die altkirchlichen Fürsten Deutschlands, besonders die Herzöge von Bayern, hatten so wenig wie später im Dreißigjährigen Kriege Neigung, durch entschlossenes Auftreten in der religiösen Sache sich ein allmächtiges habsburgisches Kaisertum zu schaffen. Sie trugen dadurch an der Schwächung und Auflösung des Reiches genau soviel Schuld, wie das protestantische Fürstentum — beide vor allem durch ihre europäischen Verbindungen.

Diese sollten sich nur zu bald auswirken.

Der erste erfolgreiche Vorstoß des auf Frankreich gestützten Fürstentums kostete dem Hause Habsburg seine eben erst gewonnene überaus wichtige Stellung in Württemberg. Hatten die althabsburgischen Räte aus der Zeit Maximilians 1520 den Erwerb des Landes nicht nur als bedeutenden territorialen Zuwachs empfohlen, sondern mehr noch unter allgemein ständischen Gesichtspunkten, als Gegengewicht gegen die demokratischen Ideen der Schweizer und der oberdeutschen Städte, so hatte inzwischen ihr nicht minder eindringlicher Hinweis auf die mögliche Stärkung Frankreichs gesteigerte Bedeutung gewonnen. Außerdem würden sie unter den jetzigen Umständen nicht ermangelt haben, auf die notwendige Anlehnung der altkirchlichen Stände im Oberland an eine größere Macht hinzuweisen. Es war schon eine versäumte Gelegenheit für die Habsburger, daß sie den alten Orten der Eidgenossen keinen Beistand gewährt hatten gegen die Züricher; sie hätten ihre Stellung damit bis in das Herz ihrer alten Hausmacht verstärkt, ganz einerlei, ob ihre Hilfe notwendig oder entbehrlich war.

Nun aber erfolgte von der Gegenseite jene Offensive, die nicht nur den Protestantismus im Oberlande gewaltig stärken mußte, sondern zugleich den

Anfang erfolgreicher französischer Politik am Oberrhein bedeutete. Diese begann mit der Verpfändung des württembergischen Mömpelgard an Frankreich als Preis für die Hilfe zur Zurückführung des Herzogs Ulrich in sein Herzogtum und sollte dermaleinst mit der Wegnahme des ganzen Elsaß enden, weil die Habsburger inzwischen ihre Interessen überall in ihre neuen Außenstellungen, Burgund, Ungarn, Spanien und Italien verlegt hatten, ihr altes Stammland am Oberrhein aber fast seit Jahrhunderten vernachlässigten.

Die Dinge vollzogen sich ganz offen. Als die Habsburger ihr bewährtes Machtmittel, den Schwäbischen Bund, jetzt zugleich als Stütze der alten Kirche erneuern wollten, fanden sie auf mehreren Tagungen des Jahres 1533 wortreiche aber nicht mißzuverstehende Ablehnungen. Bei der letzten dieser Tagungen im Dezember 1533 zu Augsburg erschien auch der französische Gesandte du Bellay und beteiligte sich eifrig an den Besprechungen über die württembergische Frage, als hätte es so sein müssen und ohne daß irgend jemand Einspruch erhob. Der Kaiser beklagte sich zwar nachträglich bei Frankreich bitter über die unfreundliche Handlung; aber da war es zu spät. Die Franzosen beurteilten ihrerseits die Lage durchaus richtig, wenn sie die Zeit für gekommen erachteten, die vor vierzehn Jahren gescheiterten Versuche auf Zurückführung des alten Herzogs wieder aufzunehmen. Sie sowohl, wie die Wittelsbacher in Bayern, traten jetzt freilich für den jungen Christoph ein, womit auch der Kaiser noch im März rechnete.

Beide ließen es aber schließlich geschehen, daß die Unternehmung zugunsten Ulrichs erfolgte, der sich kirchlich wie politisch auf das engste an den Landgrafen von Hessen angeschlossen hatte. König Franz bat den Landgrafen zu einer Besprechung in Bar le Duc, Ende Januar 1534, verließ ihm seinen Orden (wie der Kaiser entsezt an Ferdinand schrieb) und zahlte die Subsidien. Man rüstete rasch und hinreichend, und schon im Frühsommer waren die Kriegsfürsten nach dem leichten Gefecht bei Lauffen am Neckar (12./13. Mai) wieder im Besitz des Herzogtums. Ferdinand hatte andere Sorgen, als sich ernstlich für den Besitz von Württemberg einzusetzen; die Hilfe des Kaisers in Höhe von erst 50 000, dann nochmals 100 000 Gulden kam zu spät. Wenn man an die Schlüsselstellung Württembergs für die habsburgische Macht im alten Deutschland denkt, die Verbindung zwischen Tirol, dem Elsaß und der Franche Comté, so bleibt es schwer begreiflich, weshalb die kaiserliche Politik, die um Mailand ein Menschenalter lang kämpfte, den Verlust so leicht hinnahm. Man kann es nur aus ihrer damaligen vielfältigen Inanspruchnahme erklären, insbesondere aus dem heißen Begehren des Kaisers nach dem bevorstehenden Zuge gegen Tunis und aus seiner inneren Entfremdung vom deutschen Boden.

Ferdinand aber machte schon am 29. Juni zu Raaden bei Eger seinen Frieden mit den deutschen Fürsten und buchte für den Verlust von Württemberg den von ihm damals hoch angeschlagenen Gewinn der Anerkennung seines König-tums durch Kursachsen und dessen Freunde; erst recht der Türkenhilfe. Im näch-sten Jahre sah man wirklich den Landgrafen von Hessen und den Kurprinzen Joachim von Brandenburg an seiner Seite in Ungarn. Außerdem blieb Würt-temberg österreichisches Pfsterlehen. Auch der Kaiser, dem nach seinen Briefen an Ferdinand alles daran lag, die deutschen Fürsten nicht noch mehr den Fran-zosen zuzudrängen, nahm die Sache von der guten Seite. Die Flüssigmachung der 100 000 Gulden durch die Welfer wurde rückgängig gemacht und für etwaige neue Gefahren aufgespart.

Blickt man zurück auf die ersten zehn Jahre des politischen Protestantismus, dessen Geschichte schon mit dem Speyerischen Reichstage von 1526 begonnen werden muß, so darf man trotz aller inneren Hemmungen und Wirren, auch bei den Verhandlungen über die Bundesverfassung, doch von einer gewaltigen Erstarkung reden. Der Augsburger Reichstag von 1530, dem die protestieren- den Stände mit so großer Bangigkeit entgegengesehen hatten, war für sie ein Markstein ihrer Macht geworden, da der Kaiser die durch den Kurfürsten Joachim angedrohte Gewalt nicht wagte. Auch aus der gewaltsamen Restau- ration Christians II und der von ihm gelobten Gegenreformation war nichts geworden. Seine Nachfolger in Dänemark und Schweden bedeuteten eine Verstärkung des Protestantismus im Norden. Bedeutete nicht auch die Ver- selbständigung der Kirche von England, so unerfreulich ihre Begleiterscheinungen sein mochten, ein Stück politischen Protestantismus? Unter solchen Umständen hatten die Fürsten es zum ersten Male wagen können, die Offensive gegen das Haus Habsburg zu ergreifen. Jetzt stärkten sie sich weiter, indem sie Maß hielten. Die katholischen Mächte, Papst, Kaiser, altkirchliche Fürsten und Frankreich neutralisierten sich gegenseitig.

8. Weltpolitik

Während sich in Deutschland gegenüber dem Kaiser langsam die politischen Kräfte gestalteten und stärkten, die als die ihm fremdesten aber innerlich mächtigsten sein Leben schließlich bestimmen sollten, befand sich die ganze Welt in einem Zustande latenter Neubildung. Für Jahre trat eine Art Windstille ein, wie das Anhalten des Weltenatems, worin die Umrisse der Erscheinungen wie vor Gewittern sonderbar deutlich wurden und das Antlitz dieser Erde etwas unheimlich Bedrückendes erhielt.

Der Kaiser, bei dem wir bisher vorwiegend das Werden seiner Entschliessungen und damit seines für uns erkennbaren Wesens mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt haben, blickte im Herbst des Jahres 1532 auf gehäufte Erfolge zurück, doch nirgends auf etwas Festes, Abschließendes, ihn selbst Befriedigendes. Er hatte überall die nächsten Aufgaben scheinbar gelöst, die eigentlichen Schwierigkeiten nur zurückgestaut.

Italien war nun ganz in seiner Hand, von Neapel bis Mailand und Mantua. Allein nicht bloß in Florenz bemerkte man eine ingrimmige Wut auf die Spanier; überall war die Folge der kaiserlichen Siege eine innere Hinneigung zu Frankreich: an der Kurie, in Florenz, in Venedig und Mailand, selbst an den kleinen Höfen. Neue Irrungen zogen herauf angesichts des hohen Alters des letzten Markgrafen von Montferrat, auf das alle Nachbarn, Savoyen und Saluzzo, sogar König Ferdinand, vor allem aber die Verwandten in Mantua ihre Hoffnungen richteten; einige mußten also ganz sicher enttäuscht werden.

Spanien hatte in sich die Jahre der Revolution überwunden, die königliche Macht neu befestigt; aber von dem Glanz der weiten Reiche zehrte vorerst mehr die Eitelkeit als der Nutzen, und gerade die höchsten Stellen des Landes waren der langen Abwesenheit des Kaisers überdrüssig.

Deutschland genoß seinen kirchlichen Frieden infolge eines faulen Kompromisses; aber niemand war damit zufrieden; den einen schien es zu viel, den anderen zu wenig. Die Türken waren abgezogen; das verdankte man gewiß dem tapferen Widerstand an einzelnen Orten, wie Güns und Graz, sowie dem

allgemeinen Aufgebot und Aufmarsch. Aber man entbehrte die Befriedigung eines erkämpften und nachhaltig wirkenden Sieges, und Ferdinand kam in Ungarn weder mit Waffen noch mit Verhandlungen einstweilen nennenswert weiter.

Überall bei scheinbarer Ruhe unerfüllte Hoffnungen und drohende Möglichkeiten. Die verborgenen Spannungen, der Mangel einer wirklich überragenden und weisen Macht oder Machtgruppe gaben der europäischen Politik der nächsten Jahre etwas eigentümlich Lauerndes und Unaufrichtiges.

Die ungeheure Weite des Weltreiches bildete Karls Stärke und Schwäche zugleich. Denn das ganze traumhaft unwahrscheinliche Machtgebilde war doch zur Zeit volle Wirklichkeit und beschäftigte die Phantasie der Zeitgenossen so gut wie der Nachwelt. Der Name des Kaisers strömte Energien aus bis in entlegene Winkel dieser Erde, und aus diesen ihm selbst unbekanntem Räumen wirkten der berauschte Duft der Gewürze und der magische Glanz des Goldes notwendig auf den Kaiser und seine Umgebung zurück. Je verwirrender die Verhältnisse seiner Länder und Reiche diesseits und jenseits des Ozeans sich darstellten, je vielfältiger die Gegnerschaften, in denen er sich zeitweilig zu verlieren schien, um so dringender für ihn die Selbstbehauptung, die Anklammerung an die für ihn bestimmenden inneren Gebote. Wir stehen nun mitten in diesem Leben, das, von universalen Gedanken getragen, zugleich von allen partikularen Mächten bis zum anarchischen Eigenwillen des Individuums hin durchzittert und umstürmt war.

So ist es nötig die Räume zu durchmessen, die sich aufstauten und umkämpft wurden, und nicht minder die Ideen zu würdigen, die sich darboten diese Räume der alten und neuen Welt zu ordnen.

Westindien. Venezuela. Peru

Die früher erzählte Eroberung Mexikos hat uns in dem vornehmsten Beispiel vor Augen geführt, wie diese waghalsige, zerstörende und doch eine Neue Welt schaffende Conquista vor sich ging und wie sie selbst sich erlebte. Im Vorübergehen sahen wir den Kaiser in Ratsitzungen schon von den sittlichen Problemen der Neuen Indien berührt und an der ersten Weltumsegelung, wie an den Fragen der Kosmographie und an dem fruchtbaren Handel, den sie erschließen sollte, persönlichen Anteil nehmen. 1529 trafen wir Hernando Cortes

an seinem Hofe in Toledo und mit ihm Francisco Pizarro, der sich eben anschickte, dem größeren Beispiel mit geringeren Anlagen, aber nicht minder gewaltigen Auswirkungen zu folgen. Während darüber Jahre vergingen, hatte sich der westindische Bereich vielfach ausgeweitet. Ein Übermaß von kühnen Taten, Entbehrungen und Mißerfolgen war dafür eingefeszt worden. Träger der Entdeckungen und Eroberungen natürlich zumeist Spanier, Glieder jenes soldatischen oder entwurzelten Mittelstandes, die nur zu gewinnen hatten. Doch mischten sich zeitig auch andere Stände ein, Letrados und Kleriker, die in den Strom gerissen wurden, wie jener Bischof Bastidas, Sohn des ermordeten ersten Statthalters von Santa Marta, oder der Jurist Quesada, der mit der Kühnheit auch als Conquistador erstaunlicherweise noch die Rechtlichkeit verband. Neben den Spaniern von Anfang an Portugiesen, Italiener, auch Deutsche.

Im Namen des „allmächtigen Kaisers Don Carlos“ vollbrachten alle diese Leute ihre Taten, für ihn forderten sie die Unterwerfung und die Annahme des Christentums, an ihn gingen mehrfach auch, wie bei Cortes, ihre oft prahlerischen, immer eindrucksvollen, zum Teil schon zeitgenössisch gedruckten Berichte. In seinem Namen wurden die endlosen und erregenden Streitigkeiten entschieden, die sich zwischen den königlichen Behörden und diesen unruhigen Gouverneuren, Generalkapitänen oder freien Bandenführern ergaben. Denn abgesehen von kecken Unbotmäßigkeiten geschah es nicht selten, daß sie von verschiedenen Ausgangspunkten aus an dieselben Stellen wirklicher oder angeblicher Reichtümer gerieten. Ihre Leidenschaften waren die ewig gleichen mit den Goldgräbern des neunzehnten Jahrhunderts und den Diamantenjägern des zwanzigsten. Und doch beugten sich im wesentlichen alle diese Gewaltmenschen dem Spruch des Königs von Castilien, den auch sie so gern Kaiser nannten.

Von Santo Domingo aus, dem Siz der ersten königlichen Audiencia von 1526, hatten sich die spanischen Erkundungen und Besitzungen über die Inseln und Küsten rings um das westindische Becken ausgedehnt. Zuerst nach Westen, wie ja der Gedanke der ostwestlichen Durchfahrt dauernd die stärkste Triebkraft für die Erschließung des Gesamtcontinents geblieben ist. Von Panama aus sah man 1513 zum ersten Male den jenseitigen Ozean, ehe noch Magelhaens ihn als Pacific erlebte. Aber lange bevor dieser Isthmus mit Panama und Guatemala als Siz der Verwaltung organisiert wurde (1535—43), hatte schon das Gebiet von Mexiko oder Neuspanien eine feste politische Form gefunden in der Begründung einer Audiencia unter Nuño de Guzman (13. Dezember 1527) und dann in der Einsetzung eines Vizekönigs, des Antonio de Mendoza (1529); hinter ihnen war Cortes bald in den Schatten gedrückt. Zu diesem Hoheits-

gebiet rechnete man damals noch die gesamten Länder am Nordrande des Golfs von Mexiko, von der Westküste von Florida bis zum alten Eroberungsgebiet des Cortes. Hier in den riesigen Schwemmgewässern des Mississippi, des Alabama und Colorado waren fürs erste alle Ansätze zu wirklichen Neusiedlungen und zu wirtschaftlicher Verwertung fehlgeschlagen. Hier hatte sich neben anderen jener Narvaez versucht, den Cortes einst so unverfroren gefangen-nahm. Hier war als Rest seines Unternehmens auch Alvaro Nuñez Cabeza de Baca mit zwei Genossen sechs Jahre lang durch die Lande geirrt „nackt unter Indianern, wie diese selbst“, bis sie sich 1534 eines Tages doch westwärts bis nach Mexiko durchschlugen und sich mühsam wieder an Kleider gewöhnten, wie er uns selbst erzählt. Die erste Anteilnahme der Regierung Karls V an diesem nordamerikanischen Kontinent lag in der Abwehr des beginnenden französischen Wettbewerbs auf den Spuren des Jacques Cartier, dem der Venezianer Cabot im englischen Dienst vorangegangen war. Denn nach dem Spruch Alexanders VI von 1493 und ihrem Vertrage von Tordesillas (1494) glaubten die Könige von Castilien und Portugal keine andere Macht jenseits des Ozeans dulden zu brauchen.

Nach Süden gingen die Versuche der Ausbreitung teils von verschiedenen Hafenplätzen der Nordküste Südamerikas aus, teils von Panama und dem Pacific. Die Nordküste, das schon damals, aber in einem sehr viel engeren Bereich, nach den Wasserbauten am Südgestade der Lagune von Maracaibo als „Klein Venedig“, Venezuela, benannte Gebiet, blieb Santo Domingo untergeordnet. Die Conquista erfolgte hier nach ganz dürftigen Vorversuchen unter Umständen, die bei aller Kleinlichkeit im einzelnen doch für uns ein besonderes Interesse haben. Denn sie zeigen einen starken Anteil auch von Deutschen und damit den großartigen inneren Zusammenhang der Herrschaftsgebiete Karls V. Daß seine politischen und kriegerischen Unternehmungen sehr wesentlich von dem deutschen Kapital der Fugger und Welser abhingen, haben wir früher festgestellt; das galt für beide Königswahlen, auch diejenige Ferdinands. Jetzt erschien das Augsburger Haus der Welser auch als Geldgeber einer Conquista großen Stils, denn eine solche bedurfte natürlich für Menschen, Schiffe und Ausrüstungen sehr bedeutender, mit starkem Risiko belasteter Summen. Von den Inhabern der Firma ist zwar niemand selbst ins Land gekommen, aber teils durch die mit ihnen vergesellschafteten Ehinger aus Konstanz, teils durch die Faktoren und Beauftragten der Firma in Santo Domingo und in Spanien erfolgte die Erschließung unter Beteiligung anderer deutscher Unternehmer und Siedler, zu denen auch Frauen gehörten.

Die Grundlagen für die Tätigkeit der Welsler in Venezuela legten die in ihrem Auftrage durch Heinrich Ehinger und Hieronymus Sailer abgeschlossenen Verträge vom Frühjahr 1528, wobei es sich zunächst um die Gewinnung deutscher Bergleute handelte; es kamen wirklich aus Joachimsthal 24 Bergknappen nach Santo Domingo. Sodann um die Einfuhr von 4000 Negerflaven, also um eine Lizenz gleich jener ersten an Laurent Correvod von 1518; denn die Sklavenjagd im Lande selbst zur Aufforstung der Menschenbestände auf den fast entvölkerten Inseln erwies sich auf die Dauer als ungenügend. Weiter um die eigentliche Erschließung des Landes von dem einigermaßen sicher zu lokalisierenden Kap „Maracapana“ im Osten bis zum Cabo de la Vela, einer bevorzugten Perlenfischerei, im Westen. Das alte Kerngebiet waren jene Lagune von Maracaibo mit dem nordöstlich davon gelegenen armseligen Hafen Coro und die südlichen Gebirgszüge, durch die man einerseits südöstlich in das Gebiet des Drinoco, das heutige größere Venezuela, andererseits südwestlich zu den höheren Kulturen der Chibchas von Bogota hinübergelangte. Zur rechten Nutzbarmachung ihres Handels ließen sich die Welsler gleichzeitig einen Hafenplatz in den Marazanas von Sevilla einräumen. Zugleich vereinbarten Heinrich Ehinger und Hieronymus Sailer mit dem Staatssekretär Francisco de los Cobos, daß sie den ihm zustehenden Prozentsatz von allen Gold- und Silberbarren vereinnahmen sollten. Heinrich Ehinger, Faktor der Welsler in Saragossa, war übrigens derselbe, der schon 1523 den größten Teil der von der unglücklichen Magelhaens-Expedition doch noch heimgebrachten Gewürze gekauft hatte; 1530 war er Argentier und Tesorero Karls V; er folgte dem Hofe als Ritter von Santiago. Sein Bruder Ambrosius, Faktor der Welsler in Santo Domingo, wurde der erste Gouverneur von Venezuela. Die Überfahrt der Kolonisten erfolgte zusammen mit Garcia de Lerma aus Burgos, der das westlich angrenzende Santa Marta übernehmen sollte.

Ambrosius Ehinger griff seine neue Aufgabe gleich energisch an. Es kam an auf Erschließung des Hinterlandes, womöglich auf Entdeckung des unbekanntes Goldlandes. Ganz vergeblich war sein Suchen nicht, aber letzten Endes ist er doch gescheitert und an der Wunde von einem vergifteten Pfeil früh gestorben.

Dafür war ihm beizeiten ein tatkräftiger Konkurrent und Nachfolger erwachsen in der Person seines Stellvertreters Nikolaus Federmann von Ulm, dessen Berichte schon 20 Jahre später im Druck erschienen. Mit ihm befinden wir uns erst recht wieder in der kühnen, aber skrupellosen Stimmung der Conquista. Als ihm der begleitende königliche Beamte Hernando de Naveros unbequem wurde, legte er ihn kurzerhand in Fesseln, was natürlich nicht ohne

Folgen blieb. Auf der anderen Seite waren die Schwierigkeiten, die sich aus der Wegelosigkeit, den Angriffen der Eingeborenen, wilden Tieren und ganz phantastischen Vorstellungen oder Kombinationen der Führer selbst über die geographischen Verhältnisse ergaben, ganz ungeheuerlich; ebenso die Verluste. Da Federmann mit Ehinger in Streit geriet, löste er sein Verhältnis, wandte sich heim und erschien schon im August 1532 wieder bei den Welsler in Augsburg, um in deren Schuß später Gouverneur zu werden.

Freilich, als gegen seine Berufung aus der Kolonie selbst Klagen einliefen, wurde seine erste Ernennung nochmals zurückgezogen zugunsten des Georg Hohermut aus Speyer. Allein nach diesem wurde Federmann doch selbst Gouverneur. Nun machte er den schwierigen und an sich erfolgreichen Zug durch das Gebirge nach Bogota, wo er nur das Unglück hatte, schon zwei ältere Bewerber vorzufinden. Es blieb nichts übrig, als die Entscheidung der spanischen Regierung anzurufen. Außer Pedro Heredia von Cartagena an der Nordküste beanspruchten das Land aber nicht nur die Welsler auf Grund der Unternehmung ihres Gouverneurs Federmann, sondern auch Sebastian de Belalcazar von Quito, der den Pascual de Andagoya vorgeschickt hatte, und Hernando de Lugo, Gouverneur von Santa Marta, in dessen Dienst Gonzalo Jimenez de Quesada überaus mühselig den Magdalenaenstrom aufwärts in unausgesetzter Not vor Alligatoren und Eingeborenen, unter Hunger und Mühsal vorgezungen war. Das Gebiet, etwa das heutige Columbia, damals Neu Granada, wurde in der Lat Santa Marta zugesprochen, nur daß man die Audiencia nun geradezu nach Bogota verlegte.

Das Gouvernement des Belalcazar in Quito aber war nur ein Teilbezirk innerhalb des alten Incareiches von Peru, das inzwischen als das letzte riesengroße Gebiet auf Grund kaiserlicher Ermächtigung, dieses Mal nach einer Kapitulation mit der Kaiserin Isabella vom 26. Juli 1529, durch Francisco Pizarro in unerhörten Streichen erobert worden war. Ein Reich von gewaltigen Dimensionen, beherrscht von den Höhen der Cordilleren, aber weit hinabreichend in die östlichen Ebenen des Gran Chaco und an die Westküste vom Golf von Guayaquil, wo Pizarro zuerst Fuß faßte, bis in das nördliche Chile. Die Entfernungen, die hier zu durchmessen waren, so gut von den Incas, wie von den Eroberern, erscheinen trotz der vielgerühmten Straßen unfaßbar und die ziemlich gut überlieferte einheitliche Verfassung dieser kommunistischen Despotie fast unbegreiflich in ihrer Ausdehnung. Aber sie bewährt den bekannten Satz des Machiavelli, daß eine Despotie, scheinbar unüberwindlich, mit dem Fall ihres Herrn hilflos in sich zusammenbreche.

Gewiß war Pizarro als Persönlichkeit dem Hernando Cortes nicht ebenbürtig, und man hat mit Recht gefragt, ob sein Vorgehen nicht eine unmittelbare Nachahmung des Verbrechens an Montezuma gewesen sei. Indessen, es bleibt doch eine Frechheit, die in das Heroische reicht, wenn Pizarro, der bereits einigermaßen zutreffende Vorstellungen von dem Incareich besaß, dieses Reich in wenigen Tagen zerschlug, nachdem er mit 180 Mann und 27 Pferden im Januar 1531 von Panama dazu aufgebrochen war und auch seine Verstärkungen nur in dieser Größenordnung blieben. Dabei darf man nicht vergessen, daß ihm eigentlich alles im Wege stand, die kolonialen Dienststellen, die Genossen, ein Teil der Leute und natürlich die Eingeborenen. Aber die Widerstände wurden mit zäher Ausdauer und in jedem Augenblicke mit kühnster Entschlußkraft überwunden. Man wäre versucht zu sagen, daß in diesen Männern nur etwas raubtierhaft Großartiges sich seiner natürlichen Opfer bemächtigt habe, wenn man nicht angesichts ihrer oft eiskalten Überlegungen erschärke vor dem wirklich Bösen in der Menschennatur.

Pizarro hatte schon ein paarmal an der Küste angefeßt und seine Versuche zum eigentlichen Vordringen in das Innere dauerten Jahre. Er gewann dabei Dolmetscher und Landeskenntnis. Seine Genossen Almagro und Luque waren in seine Kapitulation eingeschlossen; sie brachten ihm fast mehr Not als Hilfe. Sichere Stützen hatte er dagegen an seinen aus der Heimat mitgebrachten Halbbrüdern, teilweise unehelich, wie er selbst. Die Handhabe zum erfolgreichen Eingreifen in das Incareich aber lag in dem Thronstreit zwischen Huescar, dem nach altem Landrecht allein berufenen legitimen Sohn des letzten Despoten aus dessen ebenfalls landesüblicher Ehe mit seiner Schwester, und dem Halbbruder Atahualpa, der jenen verdrängt und gefangengesetzt hatte. Als Pizarro im Herbst 1532 aus der heißen und üppigen Küstenlandschaft auf die kalten Höhen der Cordilleren hinaufzog, jetzt mit insgesamt 62 Reitern und 102 Fußsoldaten, allen Ernstes willens, sich dieses Riesenreich zu unterwerfen, schien er gleichwohl wie im Wahnsinn zu handeln. Am 15. November ritt er in die Stadt Cajamarca ein, tauschte von hier aus Gesandtschaften mit Atahualpa, ließ die üblichen Ansprüche verkünden und empfing den Gegenbesuch des prachtvoll geschmückten Großherrs, der, in einer Sänfte getragen, von vielen tausend Leuten begleitet wurde.

Pizarro gab dem Herrn des Landes Gelegenheit, sich schuldhaft zu machen, ließ von allen Seiten auf das Gefolge mit Feuerrohren und blanker Waffe eindringen, schützte aber selbst das Incahaupt, das diesen unerhört gewaltsamen Einbruch in sein friedliches Land wie ein Verhängnis hinzunehmen schien.

Der Despot fand sich sogar bereit, als Preis für seine Freiheit eine bestimmte Masse Gold herbeizuschaffen, benutzte aber die dafür erlangte Bewegungsmöglichkeit, seinen Bruder Huescar nun geradezu umbringen zu lassen, damit Pizarro nicht etwa als Schiedsrichter zwischen ihnen die bessere Sache des Bruders verträte. Als man Anzeichen einer ernstern Erhebung des Volkes zu beobachten glaubte, legte man ihm alles dieses als todeswürdige Verbrechen aus und verurteilte ihn zur Verbrennung. Doch hatte man die Gnade, ihn nach der Bekehrung zum Christentum wie einen reumütigen Ketzer nur zu erschöpfeln und dann zu verbrennen.

Das war im Frühjahr 1533. Die Eroberer zogen weiter zur Hauptstadt Cuzco, wo sie Mitte November 1533 eintrafen. Almagro blieb oben. Pizarro zog 1534 wieder zur Küste hinab, wo er am 18. Januar 1535 die neue Hauptstadt Lima gründete. Ein Schein von Tradition der alten Herrschaft wurde durch die Bestellung des Inca Manco, eines jüngeren Bruders der umgebrachten Herrscher, aufrecht erhalten; in Wahrheit bestand ein rein spanisches Regiment, das sich auch dann noch hielt, als die Machthaber untereinander in tödlichen Hader gerieten und dem Lande das Schauspiel eines Bürgerkriegs der Eroberer boten. In diesen Kämpfen wurde Almagro umgebracht. Aber seine Leute nährten die Rache, und nach Jahren, am 26. Juni 1541, fiel auch Pizarro. Im nächsten Jahre erfolgte dann die endgültige Einrichtung der königlichen Audiencia mit dem Sitz in Lima. Aus dem Zeitalter der Conquista trat man in das der Kolonie.

Die Höhe von Pizarros Erfolgen lag im Frühjahr 1533. Damals erhielt der Kaiser die ersten sehr gefärbten Berichte von dem „Kriegszuge“ des Pizarro, seinen „Siegen“ über den feindlichen Kaziken und die Beute von mehr als 50 000 Dukaten Wert. Man beschrieb dem Kaiser das Auftreten des Inca in seiner goldenen Sänfte, in seinem von Gold und Edelstein strohenden Schmuck und — in unbewußter furchtbarer Selbstanlage — seinem friedlichen, gutgläubigen Gefolge mit seiner Musik, seinen Gesängen und Tänzen; auch, daß der Inca später jenen Goldschatz kostbarer Geräte zusammengebracht und sich sehr gewundert habe, daß sie alles zerschlugen. Sie wollten nur Gold — Gold!

Später empfing Karl Pizarros Bruder Hernando mit näheren Berichten und den Schätzen selbst. Das geschah am 20. Januar 1535 zu Calatayud in Altcastilien unter allseitiger Befriedigung. Schwerlich ahnte der Kaiser etwas von den Scheußlichkeiten, die in seinem Namen begangen waren. Denn die Kapitulation der Kaiserin hatte auch Pizarro, entsprechend dem so oft im Staatsrat geäußerten Verlangen, auf gerechte Verwaltung und Schonung der Eingeborenen verpflichtet.

Die märchenhaften Erweiterungen von Karls Macht und Mitteln wirkten nur in sehr begrenztem Maße unmittelbar auf die europäische Politik zurück. Aber wer will ermessen, was sie für das Gefühl des Kaisers und die Vorstellungen der Menschen von ihm und seinem Reiche bedeuteten?

Dieses Reich war keine Einheit. Es war nicht wie das alte Imperium Romanum oder das neuzeitliche englische Empire aus der Kraft einer Nation aufgebaut, sondern in seinen Grundelementen zusammengeerbt und nur äußerlich zusammengebündelt. Es umfaßte Burgund und Spanien mit seinen Teilen, Nebenländern und Kolonien, Italien und das Deutsche Reich als kaiserliche Lande. Doch gab es für die Gesamtheit dieser Reiche keinen anderen Zusammenhalt als den Kaiser und seine Familie; keine einheitliche Institution oder ein Reichsbeamtentum, seitdem in Gattinara der erste und letzte Großkanzler des Reichs gestorben war. Der Staatsrat blieb stets nur die persönliche Beratung des Kaisers, keine verfassungsmäßige Einrichtung, wie sie doch sonst alle diese Länder je für sich besaßen.

Aber wie in diesen Ländern selbst, so bewährte auch im Reiche die Idee der Dynastie eine starke zusammenhaltende Kraft.

Der dynastisch herrschaftliche Gedanke, die Erbherrschaft, war in Europa allenthalben durchgedrungen. Insofern waren alle Staaten homogen. Selbst von den Stadtstaaten Italiens hatten sich außer dem halb antik oder byzantinisch gebliebenen Venedig nur noch die kleinen Gemeinwesen von Siena und Lucca als reine Republiken behauptet. Infolgedessen konnten sie alle beliebig in die dynastischen Kombinationen hineingezogen werden, beherrscht durch Geschwister, Kinder, Neffen, Nichten des Kaisers. Hatte diese Reichsbildung nicht auch ihren ganz großen überpersönlichen und überzeitlichen Wert? Bei offenbaren Gefahren für die Entbindung des Nationalen hatte sie doch alle Vorzüge eines Lebens in weiten Räumen. Handel und Verkehr, Kapital und Arbeit, Künste und Wissenschaften zogen bereits ihre befruchteten Furchen durch die Weite dieses Reiches.

Als Karl jetzt daranging, Italien, getreu den Lehren Gattinaras, weniger unmittelbar zu beherrschen, als zu befrieden, bediente er sich ausgiebig des angedeuteten Mittels. Für den neuen Herzog von Florenz war seine natürliche Tochter Margarete in Aussicht genommen. Jetzt entschloß er sich, auch den stets unsicheren Herzog von Mailand an sein Haus zu ketten durch Verheiratung mit seiner zwölfjährigen Nichte Christine von Dänemark. Die Königin

Marie war außer sich. „Es ist gegen Gott und das Recht der Natur, ein Mädchen, das noch nichts von einer Frau hat, zu verheiraten und den Gefahren eines Kindsbetts auszusetzen. Ich bitte es mir zu verzeihen“, schrieb sie ihrem Bruder, „aber mein Gewissen und die Liebe zu diesem Kinde zwingen mich, das zu sagen.“ Karl antwortete seiner Schwester sehr derbe und schmöde; er verfüge an Vaters Statt — der sei so gut wie gestorben — und im Interesse des Reiches; für diesen schiefen Herzog sei sie reif genug. Er opferte sich selbst seinen Reichen, aber er forderte das Opfer ebenso rücksichtslos von Schwestern und Nichten, wie das herkömmlich war. Noch im Herbst wurden die Verträge vom 10. Juni 1533 ratifiziert, und der Herr de Praet brachte das Kind, eingehüllt in tausend Herrlichkeiten von Gold und Silberstoffen, Seide, Pelzen, Perlen und Edelsteinen, nach Mailand.

In dem benachbarten Savoyen herrschte Karls Schwägerin Beatriz von Portugal als Gemahlin des Herzogs Karl III, der auch auf Montferrat rechnete, andererseits soeben mit Genf und Bern in Schwierigkeiten geriet und von Frankreich durch Ansprüche aus dem Erbe der verstorbenen Königin-Mutter, Louise von Savoyen, belästigt wurde. Als mit dem Tode des alten Gian Giorgio am 30. April 1533 Montferrat erledigt war, hielt Karl alle Bewerber hin, bestellte ein Schiedsgericht und belehnte schließlich den von ihm zum Herzoge erhobenen Markgrafen Federigo Gonzaga von Mantua, der von Giulia d'Aragon getrennt und mit der Schwester des vorletzten Markgrafen von Montferrat verheiratet war.

Aber Frankreich und der Papst bedienten sich desselben dynastischen Mittels wie Karl, Frankreich nur noch großzügiger, insofern nicht Bastarde und Nichten, sondern Königskinder selbst die Verbindungen trugen. Die einst so oft auf dem Papier verheiratete Renée de France, Franz' I Schwägerin, war Herzogin von Ferrara, wo sie bald den zur Reise gekommenen Calvin bei sich beherbergen sollte. Darüber hinaus war es jetzt das aufregendste Problem der großen Politik, daß Clemens VII seine Nichte Catherine Medici mit dem zweiten Sohn des französischen Königs vermählte, dem Herzoge von Orléans, der nach dem Tode des Dauphin später als Heinrich II den Thron besteigen sollte. Wir werden die Folgen sogleich kennenlernen.

Indessen, wie die dynastische Idee überall Kampfmittel und letztes Prinzip der Staatsleitung geworden war, wie Karl während seiner Abwesenheit aus Spanien selbstverständlich die Kaiserin zur Regentin gemacht hatte, in den Niederlanden erst seine Lante Margarete, dann seine Schwester Marie und in Deutschland seinen Bruder Ferdinand zu Statthaltern, so konnte man sich der-

selben Idee im Spiel der hohen Politik auch zur Versöhnung bedienen. Um diese Zeit taucht zum ersten Male wieder der Gedanke einer bayrisch-österreichischen Heirat auf, wie sie zwölf Jahre später wirklich zu der großen Wendung in der bayrischen Politik führen sollte. Es war die Zeit nach der württembergischen Unternehmung, die den Habsburgern besonders durch die Haltung Bayerns sehr bitter gewesen war. Er verstehe, schrieb der Kaiser seinem Bruder am 14. August, daß der Heiratsplan für ihn „ein schwer verdaulicher Bissen“ sei, allein bei dem Reichtum, der Bedeutung und der politischen Rührigkeit des Hauses wäre die enge Verbindung „im Interesse der Christenheit“ doch sehr zu wünschen; der Erzbischof von Lund solle dafür tätig sein. Ferdinand erlebte im Linzer Vertrage vom 11. September 1534 auch von Bayern die Anerkennung seiner Königswürde.

Wie alle ergebnislosen Heiratsabreden, so waren erst recht diejenigen, die bezweckten, den habsburgisch-französischen Gegensatz zu beheben, durchaus sinnvolle Versuche in einer politischen Grundform der Zeit. War der burgundisch-französische Gegensatz aus Erbstreit erwachsen, so konnte er am Ende durch Erbheirat beigelegt werden.

Das meinte in Frankreich vor allem der Connétable Montmorency. Er trat bereits im Frühjahr 1530 an den kaiserlichen Gesandten de Praet mit solchen Erwägungen heran, und am Kaiserhose ergriff man jetzt im Zuge der persönlichen Politik des Kaisers jede Gelegenheit zu friedlichen Verhandlungen. Seitdem im Sommer 1530 Eleonore wirklich als Königin in Paris eingezogen war, jagten sich die Pläne, durch Heiraten zwischen den Kindern des Kaisers oder Ferdinands und des Königs von Frankreich den Streit um Mailand oder Burgund aus der Welt zu schaffen. Ja, sie steigerten sich noch in ihrer Bedeutung und gewannen um die Mitte der vierziger Jahre ihre Höhe. Die Korrespondenzen der Vertreter an beiden Höfen sind voll davon, und so nichtig uns alle diese nie verwirklichten Vorschläge und Bedingungen anmuten, so ernst wurden sie zeitweilig genommen.

Als Förderer solcher Projekte und Besprechungen gingen auch vornehme Botschaften von Hof zu Hof. Besonders eindrucksvoll der angeblich private Besuch von Karls höchstem Würdenträger Heinrich von Nassau in Paris während des Herbstes 1534, der uns in Instruktionen, geheimen Weisungen und Berichten genaue Einblicke verstattet in die Absichten und Mittel dieser Politik. So bleibt bemerkenswert, daß Karl sowohl durch Nassau wie durch Noircarmes ausdrücklich versichern ließ, daß er aus Liebe zum Frieden und zum Könige seine Ansprüche auf sein angestammtes Fürstentum Burgund zurück-

gestellt habe, obwohl sie für ihn wichtiger seien als Mailand für Frankreich. Man griff noch höher mit dem Vorschlage persönlicher Zusammenkünfte der Monarchen selber oder ihrer Damen. Verdankte man einer solchen nicht schon den Frieden von Cambrai? Allein, daß sich die Königinnen Eleonore und Marie, die seit ihrer Kindheit voneinander getrennt waren, gern persönlich gesprochen hätten, genügte der kaiserlichen Regierung noch nicht, die Regentin der Niederlande im Winter 1532/33 nach Frankreich reisen zu lassen, da man dabei über- vorteilt zu werden fürchtete.

Denn wie alle politischen Mittel war auch dieses durch Mißbrauch schon wieder entwertet. Heiratsprojekte und Entrevuen dienten längst auch zum Aushorchen, zur Verschleierung oder zur Befänftigung gereizter Stimmungen. Jetzt wurden sie von französischer Seite empfohlen, um auf eine schickliche Art delikate Fragen, wie den Besitz von Mailand oder Neapel, neu zu diskutieren, obwohl sie durch feierliche Verträge eindeutig erledigt sein sollten.

Neben der dynastischen Idee hatten einzelne Länder und Reiche natürlich noch ihre besonderen oder besonders gefärbten ideellen Grundlagen, unter denen schon Ansätze zu dem beobachtet werden können, was wir im 19. Jahrhundert uns gewöhnt haben, das Nationale zu nennen. Es war alt und stark in Frankreich, stark in Spanien; im Aufbrechen, aber gefährdet, in Deutschland. Sein besonderer Zug lag bei den Spaniern in einem aus den Traditionen der Reconquista rassenmäßig und orthodox empfundenen Kämpfertum. Dazu konnte Karl nicht eigentlich ein ursprüngliches Verhältnis haben; eher schon zu dem literarisch so oft gestalteten Ideal des armen Edelmanns, der nichts kennt als Gott, König und Ehre — mochte er immer als Burgunder die Güter dieser Welt höher einschätzen.

Denn in den Niederlanden herrschten eigentlich die völlig entgegengesetzten Stimmungen. „Diese Lande sind vorzüglich auf den Handel gegründet“, schrieb Karl in seiner sehr vertraulichen Instruktion für Heinrich von Nassau vom Sommer 1534 — „man muß darauf Rücksicht nehmen“. Demgemäß verlangte er durch den Grafen Cifuentes, der jetzt sein Gesandter in Rom war, daß zwar die schärfsten Zensuren gegen den König von England wegen seines Verhaltens gegenüber der legitimen Königin ausgesprochen würden, aber das Interdikt nicht auf das ganze Land, ja nicht einmal auf irgend größere Teile gelegt werden dürfe, weil das den niederländischen Handel störe. Ja, er selbst hatte sich schon bald nach dem Augsburger Reichstag gezwungen gesehen, den Kaufleuten von Antwerpen, die ihm in seiner Geldnot helfen sollten, sehr pein-

liche Zusicherungen gegen Konfiskation ihres Vermögens aus Gründen ihrer religiösen Haltung zu erteilen.

Aber dieser Handel erscheint doch nicht bloß als eine Sache des privaten Nutzens. Er erzeugte den allgemeinen Wohlstand, er wurde als nationales Gut empfunden und konnte sogar zum Kriege mit Dänemark oder Lübeck treiben. Er schuf auch allgemeine Ideen. Natürlich war es ein jugendliches Kraftgefühl, was die Niederländer gegenüber den an Stapelrechte und Monopole gewöhnten Hansestädten den freien Handel, die „Freiheit der Meere“ fordern ließ. Umgekehrt freilich versagten die Spanier und Portugiesen auf den Ozeanen und in den Neuen Indien diese Freiheit anderen Nationen auf Grund ihrer Privilegien und Verträge.

Wie lebendig inzwischen der Handel großen Stils durch das Weltreich pulsierte, haben wir soeben in Venezuela noch beobachtet. Und doch kann man nicht sagen, daß der naheliegende Gedanke eines Handelsfriedens, etwa von den Niederlanden aus, ernstlich schon zu den tragenden Ideen des Gesamtreiches Karls V gehört hätte. Nur Möglichkeiten, mitwirkende Kräfte, lagen hier wie auch in dem Verhältnis der Niederlande zu England und Schottland.

Dagegen blieb der mittelalterlich weltanschauliche Gehalt des Kaisertums bei den Regierenden wie bei den Völkern mächtig, wirksam und umstritten. Der Kaisergedanke, halb geistlich, halb weltlich, schloß das Amt des Schirmvogtes der römischen Kirche und ihre Verteidigung in sich, also auch die Ausbreitung ihres Glaubens in der Neuen Welt, die Bekämpfung der Ketzerei und die Abwehr der Ungläubigen. Die Spanier freilich wahrten sich ihre Sonderrechte in den Neuen Indien noch mit einer subtileren Begründung, wenn etwa Francisco Victoria 1532 in Salamanca lehrte, daß weder das Kaisertum, noch weltliche Ansprüche des Papstes ihnen die Herrschaft über die durch Naturrecht geschützten Eingeborenen hätten geben können, wohl aber das vom Papst verliehene Missionsrecht, was die Fernhaltung anderer Mächte in sich schliesse um des Friedens und der Einheitlichkeit der Missionierung willen.

Innerkirchlich gipfelte die Kaiserpflicht seit den Tagen Sigismunds in der Sorge für ein allgemeines Konzil als die letzte Hilfe in Zeiten gefährlicher Kirchennöte zur Bekämpfung von Schisma, Ketzern und Türken. Hier überall kann man von tragenden Ideen reden, auch von bewußten Gegenströmungen, soweit es sich um kaiserliche Vorrechte auf dem Konzil handelte. Indessen mischten sich vielerlei Züge in den konziliaren Gedanken. Der Glaube an das demokratische Prinzip der allgemeinen Kirchenversammlungen, mit der ihnen

innerwohnenden Repräsentatividee, hatte das 14. und 15. Jahrhundert glücklich gemacht, sich dann freilich über den Vorgängen von Konstanz und Basel aufgespalten in Reste des alten ökumenischen Vertrauens auf das Charisma der Konzilien und in die mehr politische Überzeugung von einer möglichen Gegenfäßlichkeit zwischen Papst und Konzil, die es gestattete, den Konzilsgedanken auch als Waffe, als Schreckmittel gegen den Papst zu benutzen. Jetzt, um 1532/33, lagen die Dinge so, daß der Kaiserhof und Deutschland das Konzil forderten, der Papst als Bastard und als Monarch es verabscheute. An seiner Seite standen Frankreich und aus ganz anderen Gründen England. So ist es gekommen, daß Versprechungen und Verabredungen über ein Konzil, förmliche Einladungen, Absagen und Ausflüchte jeder Art sich genau so hinzogen, wie die fürstlichen Eheprojekte.

Nach der Kaiseridee blieb der Papst für Karl V schlechtthin die wichtigste Größe. Wir haben das Hin und Her ihrer Beziehungen durch mehr als zwölf Jahre begleitet. Wir hörten am Hof und in der Kanzlei oft sehr scharfe Töne gegen die Päpste — vom Kaiser nicht eigentlich verleugnet, aber immer wieder gemäßigt. Noch in seinen Memoiren besleißigte er sich trotz trübster Erfahrungen der größten Zurückhaltung. Die schärfste Wendung ist einmal: „Gott weiß, warum der Papst das tat“ — sicher in dem Sinne, er stelle das Unbegreifliche Gott anheim. So neigte er meist zur Langmut, stets zur Ehrerbietung; doch werden wir bei ihm Augenblicke stärkster Erregung erleben.

Nun traf er sich zum zweiten Male mit Clemens VII in Bologna, vom Dezember 1532 bis Ende Februar 1533. Der Weg von Wien durch Kärnten und Friaul hatte ihn über Mantua geführt, wo seine Einkehr im Hause der Gonzaga überaus festlich war. Ferrante Gonzaga, bald sein Vizekönig in Sizilien, war einer der jüngsten Ritter des Goldenen Vlieses; der Herzog selbst wurde dem Kaiser wegen Montferrat verpflichtet. Im übrigen berührte sich Karl hier und in Bologna zum zweiten Male, jetzt enger, mit der Kultur der italienischen Renaissance, ohne daraus wirklich eine innere Ablenkung zu erfahren. Aber er nahm doch von Ariost die Widmung des eben vollendeten Rasenden Roland entgegen und gewann in Lizian seinen bevorzugten Maler. Man wird es nicht ganz übersehen, daß Karl zeitlebens Wert legte auf auserlesene Musik, und daß ihm gerade dieser, neben Giorgione am meisten musikalische und warme Venezianer so nahe trat. Jetzt schuf er für den Kaiser das sehr repräsentative Bild des Prado, in stehender Figur mit der Ulmer Dogge, auf der lässig seine linke Hand ruht. Das Bild ist sehr fürstlich, prachtvoll und reich, auch in der Kleidung; so, wie der Kaiser öffentlich erscheinen

mochte; denn er liebte noch immer die Jagd, die Feste und Bankette und das ritterliche Auftreten. Später sollte der Maler ihm etwas tiefer in die Seele schauen.

Von den Bologneser Verhandlungen bemerkte der Kaiser in seinen Memoiren, „daß er sich mit Seiner Heiligkeit getroffen habe, jedoch ohne den vollen Erfolg, den er davon erwartete“. Bezog sich das auf sein Verhalten zu dem in Regensburg erneut versprochenen Konzil oder auf Karls Versuche, den Papst von der geplanten engeren Verbindung mit Frankreich zurückzuhalten? Vielleicht auf beides. Jedenfalls war das am 24. Februar 1533 feierlich vollzogene Bündnis bereits mit den französischen Neigungen des Papstes belastet. Papst und Kaiser verpflichteten sich danach zu Botschaften wegen eines Konzils an Frankreich und an die deutschen Protestanten. Lehnen diese ab, so soll ein Abkommen mit ihnen versucht werden ohne Preisgabe wesentlicher Glaubensartikel. Scheitert auch das, so wollen sie andere Maßregeln ergreifen. Zur Türkenabwehr wird der Papst drei, der Kaiser elf Triremen ausrüsten, bei größerer Gefahr jeder seine ganze Macht; in diesem Falle verspricht der Papst auch, mit Quartan, Zehnten und Ablassgeldern zu helfen. Es ist geplant, dazu die deutschen Stände und die Johanniter in Malta aufzubieten. Trifft sich aber der Papst aus Anlaß der in Aussicht genommenen Heirat seiner Nichte und des Herzogs von Orléans mit dem König von Frankreich, so will er die Gelegenheit benutzen, für das Konzil, für die Türkenabwehr, für die Durchführung der Friedensverträge von Madrid und Cambrai zu wirken; auch für die Anerkennung des kirchlichen Rechtsweges in der englischen Ehesache.

Die Kaiserpolitik hatte zur wesentlichsten Voraussetzung eine dauernde Befriedung Italiens, die in einem zweiten großen Bündnis, wie so oft in vergangenen Jahren, verbrieft wurde. Diesmal waren alle Staaten bis auf Venedig einbezogen. Es vereinigten sich also der Kaiser und der Papst, dieser auch für Florenz und das Haus Medici, mit den Herzögen von Mailand, Mantua und Ferrara, sowie den Städten Genua, Siena und Lucca zur Abwehr aller Angriffe auf den Frieden und den gegenwärtigen Besitzstand in Italien, unter ausdrücklicher Anerkennung der Verträge von Madrid und Cambrai. Die Anteile an den Rüstungen wurden festgelegt; zum Generalkapitän der Liga Antonio de Leyva bestellt. Das Ganze konnte nur defensiv gegen Frankreich gemeint sein. Ebenso das Abkommen, das Karl bei einem Besuche seines Schwagers und seiner Schwägerin von Savoyen in Bologna mit diesen traf. Die Verwandten gaben damals sogar ihren Sohn dem Kaiser zur Erziehung mit nach Spanien.



Scheinbar also stand man im letzten Jahre des Pontifikates Clemens' VII genau so wie am Ende der Regierungen Leos X und Adrians VI. Durch unbeirrte Folgerichtigkeit seiner Politik, hervorragende Generale und Gesandte hatte der Kaiser aufs neue wenigstens diesen äußeren Erfolg erzielt.

Allein durch das ausdrücklich anerkannte nahe Verhältnis des Papstes zu Frankreich waren die Verträge ebenso ausgehöhlt, wie durch seine nicht minder offenkundige Abneigung gegen das Konzil. Die verabredeten Botschaften wurden wirklich abgesandt, aber es ist überaus bezeichnend, daß es der Kaiser für nötig hielt, in der Geheiminstruktion für seinen Ratspräsidenten von Mezheln, Lambert de Briarde, an die deutschen Fürsten dem Gesandten ausdrücklich einzuschärfen, etwaige Nachenschaften des Nuntius gegen das Konzil sorgfältig zu überwachen.

Bald nachher begab sich der Papst wirklich zu der in Marseille am 27. Oktober 1533 prunkhaft begangenen Hochzeit seiner Nichte. Das hieß zugleich zur offensiblen Freundschaftserklärung gegenüber dem französischen Hofe. Der Papst wünschte für das junge Paar Urbino; Frankreich hätte lieber Mailand, Montferrat, Parma und Piacenza gehabt. War es versteckte Prahlerei mit der Macht seines neuen französischen Freundes oder ein Rest oberhirtlichen Gewissens, daß der Papst von Marseille aus dem Kaiser nähere Mitteilungen machte über die engen Verbindungen des allerchristlichsten Königs mit den Türken? Diese schickten sich eben an, die Küsten des Mittelmeeres, auch des Kirchenstaates, zu plündern und Tausende von Christen in die Sklaverei abzuführen. Karl empfand ganz richtig, daß es die neue Verbindung mit dem verblendeten Papsttum war, die den König von Frankreich in dem Übermut bestärkte, auch seinerseits den Unfrieden wieder nach Italien zu bringen — nicht ersättigt mit dem vertragswidrigen Besitz von Burgund und dem Elend unglücklicher Feldzüge seit mehr als zehn Jahren. Am 24. April 1534 schrieb er seinem Bruder, er wolle es dem Papst sehr deutlich sagen, daß seit der Entree von Marseille sich die Unruhen in Italien und in Deutschland mehrten und die Abhilfe in der Religion täglich schwieriger werde.

Gleichwohl, die Verbindung Frankreichs mit der Pforte und mit ihrem neuen Vasallen Chaireddin Barbarossa, Herrn von Algier und Tlemcen, war doch das weltgeschichtlich entscheidende Ereignis dieser Jahre. Sie zwang auch Karl zur Aufnahme der bis dahin vernachlässigten Mittelmeerpolitik. Er sollte damit eine neue, diesmal selbstverdiente Stufe seines Ruhmes gewinnen — in Tunis.

Vorher müssen wir uns kurz ein Bild von den weiteren Hintergründen der europäischen Politik zu machen suchen.

Wie weit lagen die Zeiten zurück, in denen Wolsey das Zünglein an der Waage der großen Politik war, da die Fürstentage am Kanal die Summe des europäischen Interesses auf sich zogen. Die Führung war längst an den Kaiser übergegangen. Alle anderen konnten wohl stören, wohl empfindlich eingreifen, wohl für sich eigene Wege gehen, aber letzten Endes drehte sich jetzt doch alles um den Kaiser.

England war zur Zeit ganz mit seinen unerfreulichen inneren Wirren beschäftigt. In diesen beiden Jahren 1533 und 1534 erfolgten die lange erwarteten Sentenzen Clemens' VII, zuerst die große Exkommunikation vom 12. Juli 1533, und die entscheidenden Entschliefungen des Königs und der Convocation vom 23. Mai 1533, des Parlaments vom März 1534. Heinrich VIII bedurfte in diesen Jahren der Anlehnung, die er bereitwilligst bei Frankreich fand, und Karl mußte wie in früheren Jahren von diesem Bunde jede Gehässigkeit, vielleicht sogar ernstliche Gefahren erwarten. Er ging deshalb so weit, in seiner Instruktion vom 26. Februar 1535 an Hannart nach Paris, also zu einer Zeit, da die verstößene Königin, seine Tante, noch lebte, ganz vertraulich sagen zu lassen, daß er mit Rücksicht auf die großen Anliegen der Christenheit nicht nur Frankreich, sondern sogar England so weit entgegenkommen wolle, wie er es irgend mit Gewissen und Ehre vereinigen könne. Er fordere nur, daß der König von England seine Ehesache bis zum Konzil suspendiere, die Königin und ihre Tochter bis dahin in Ehren halte und sich nicht an Machenschaften gegen ihn, den Kaiser, und den römischen König in Deutschland, in Dänemark oder Lübeck befeilige; er hätte erst recht hinzufügen müssen, und meinte es auch wohl so: in Frankreich oder Italien, wie früher.

Allerdings war der Streit um Dänemark in ein neues Stadium getreten durch den Tod des Königs Friedrich am 10. April 1533. Der Reichsrat schob die Königswahl hinaus und veranlaßte dadurch die noch immer gegen die Niederlande erregten Lübecker, sich auch ihrerseits erneut einzumischen.

Während der niederländische Handel mit England und Schottland in dieser Zeit noch über die immanente Sicherheit der Gegenseitigkeit verfügte, wurde derjenige in der Ostsee von Lübeck seit jeher bestritten. Die Königin der Ostsee ging noch weiter. Statt sich ihrer tatsächlichen Schwäche bewußt zu sein, trumpfte die seit 1529 radikal-demokratische Regierung Lübecks auf und bekehrte wieder den vor Jahrhunderten einmal erworbenen Einfluß auf die Besetzung des dänischen Thrones und die Schließung des Sundes. Die Lage war

unendlich verwickelt und erforderte mehr Klugheit und Takt, als Jürgen Bullenweber und Genossen aufzubringen in der Lage waren. Nicht nur Gustav Wasa von Schweden hatte mitzusprechen, sondern im ganzen dänisch-norwegischen Staat spielten immer noch die ungeklärten kirchlichen Verhältnisse eine große Rolle. Auch in betreff der Söhne Friedrichs waren die Meinungen geteilt. Johann, noch minorenn, galt für altkirchlich; sein Vater hatte für ihn in den Niederlanden um eine Tochter des gefangenen Königs angehalten; dort hatte man aber die Verbindung mit dem Usurpator abgelehnt, obwohl der Plan an sich gut gedacht war. Der ältere Sohn, Christian (III), Herzog von Holstein, neigte wie sein Vater den Neuerungen zu; er stützte sich vorzüglich auf den holsteinischen Adel, der seinerseits wieder in allerlei lokalen Reibereien mit Lübeck lag. Christian fand bald auch Anhang in Jütland und gewann überraschenderweise sogar die niederländische Unterstützung im Vertrage von Gent (9. September 1533) gegen das Versprechen der Offenhaltung des Sundes. Das bedeutete natürlich zugleich eine Stellungnahme gegen Lübeck, das seit dem letzten Kriege noch immer in offener Piraterie und Feindschaft mit den Holländern geblieben war. So eröffneten sich diesen im Zeitalter des aufsteigenden Fürstentums wachsende Handelsaussichten gegenüber der staatlich ungeschützten Hanse.

Lübeck, übel beraten und ohne innere Linie, nahm sich nun des früher bekämpften Christians II an, ohne daß es, auch in Zeiten des Erfolges, irgendwelche Anstalten zur Befreiung des Königs getroffen hätte. Er stand im Bunde mit den Sundstädten Kopenhagen und Malmö. Der Städtebund gewann in Christoph von Oldenburg einen tatkräftigen Führer, während Markus Meyer von Lübeck mit auswärtigen Mächten in Fühlung blieb. Heinrich VIII schloß mit ihm sogar einen förmlichen Vertrag, dessen erster Artikel bezeichnenderweise die Anerkennung seiner Scheidung und seiner Ehe mit Anne Boleyn war; so großen Wert legte der König auf die moralische Unterstützung. Die Städte schlugen sich tapfer, aber es fehlten ihnen das reife Maßhalten und die Treue. Denn ohne Not boten sie in dem Herzog von Mecklenburg noch einen vierten Thronkandidaten auf und verletzten durch ihn und seine Leute den Oldenburger, der ohnehin seiner persönlichen Neigung nach mehr zum Adel als zu den Städten hielt.

Das Interesse der niederländischen Regierung an diesen Vorgängen war ein doppeltes. Dynastisch wollte der Kaiser wenn auch nicht die Ansprüche Christians II, so doch die Erbrechte seiner Töchter vertreten; außerdem nicht auf die Möglichkeiten einer kirchlichen Restauration verzichten. Er wurde

begreiflicher Weise bestürmt mit Projekten. Einer seiner gewandtesten Diener, der verjagte Erzbischof von Lund und Bischof von Roskilde, Johann von Weeze, zur Zeit Gesandter bei König Ferdinand und beauftragt mit Vermittlung in der ungarisch-siebenbürgischen Sache, schrieb lange Denkschriften und Berichte, in denen er sich auch einmal selbst als Eroberer von Dänemark anbot, falls der Kaiser sich zurückhalten wolle. Ein zweites Projekt knüpfte an den Pfalzgrafen Friedrich an, den wir seit zwanzig Jahren um eine habsburgische Prinzessin haben werben sehen. Karl gab ihm den Vorzug vor seinem Neffen, dem Pfalzgrafen Philipp; auch vor dem Könige von Schottland; ernstlich erwog er den Herzog Ludwig von Bayern trotz des wenig schmeichelhaften Bildes, das er von ihm in Erinnerung hatte; aber für die Bayern hatte bald der Herzogshut von Mailand mehr Anreiz als die nordische Krone. So heiratete denn der dreiundfünfzigjährige Pfalzgraf Friedrich im September 1535 die vierzehnjährige Dorothea, die Schwester Christines. Aber der Pfalzgraf vertrat jetzt und später seine Anwartschaft, ebenso wie der Kaiserhof, nur in Briefen und Manifesten. Er bestieg um dieser Königskrone willen kein Schiff und kein Streitroß.

Für die Regentin der Niederlande blieben tatsächlich die wirtschaftlichen Interessen wichtiger. Sie beteiligte sich deshalb eifrig an den Tagsatzungen zur Beilegung der nordischen Wirren, zumeist in Hamburg. Besonders denkwürdig die Sitzung vom März 1534, auf der Georg d'Avstria, Bischof von Brigen, Gerhard Mulert, Maximilian Transilvanus und Cornelius Benninck die Niederlande vertraten. Es ging scharf her. Hier standen die Reichsuntertanen des Kaisers gegen die Niederländischen, und das mittelalterliche Prinzip der Privilegien gegen das neue des Freihandels. Auf die Anklagen der Niederländer verwahrte Hieronymus Schorf die Kaisertreue der Lübecker, schob aber den Niederländern die Schuld zu, da Lübeck unmöglich auf seine Entschädigungsansprüche aus dem letzten Kriege verzichten könne. Und doch sei es dazu bereit, falls die Holländer ihrerseits dem Ostseehandel entsagten. „Das Meer ist frei für die ganze Welt“, entgegnete ihm der kaiserliche Vertreter der Niederlande. Aber die Lübecker blieben hartnäckig. Erst als ihre ganze Politik daheim und in Dänemark Schiffbruch gelitten, Christian III sich durchgesetzt hatte und Jürgen Wullenweber gestürzt und gerichtet war, brachte es die allgemeine Lage mit sich, daß die Ansprüche der Niederländer auf die Freiheit des Handels und Verkehrs durchdrangen.

Darüber ist Zeit vergangen, und auch aus anderen Gründen blieb die dänische Frage noch lange ein Moment der Beunruhigung im Norden.

Die Niederlande aber hatten jetzt und später eine tiefere Kraftquelle in ihrer religiös sittlichen Erregbarkeit. Schon zu Beginn seiner Regierung hatte Karl den reformatorischen Bewegungen in den Niederlanden die größte Aufmerksamkeit geschenkt, aber diese Bewegungen durch die Härte seiner Maßregeln nur in das undurchdringliche Dunkel des Lebens hinabgedrückt. Dieser Kirche der Verfolgung bemächtigte sich deshalb ein gefährlicher Radikalismus, der zu den merkwürdigsten Überschwenglichkeiten in Vorstellungen und Lebenshaltung führte. Die Ängste der Angebereien und Hinrichtungen, die Verborgenheit aller Zusammenkünfte, der Anblick bewunderter Opfer steigerten das Bewußtsein der Auserwähltheit und der Gotteskindschaft, die Abkehr von den Schlechten und Halben, die Wirkung einzelner Persönlichkeiten und damit den willkürlichen Charakter der Bewegung, der die objektiven sichtbaren Ordnungen versagt blieben. Melchior Hofmann aus Schwäbisch-Hall hatte eine gesteigerte Schwärmerei hinter sich zurückgelassen und die Wiedertaufe als das Zeichen des Geistigen und Erlebten im Glauben. Dann war 1530 in dem Bäcker Jan Mathys aus Harlem ein Prophet aufgestanden, der den Erregten und Erwartenden die viel packendere Losung einer Propaganda der Tat brachte. Es gingen Stimmungen um, wie sie später das „Buch der Rache“ in Münster formulierte. „Gott wird die Gottlosen erschrecken und ihnen die Macht nehmen. David wird er seine Hand stärken, seinen Finger zum Streit lehren. Er wird seinem Volke eiserne Klauen machen und eiserne Hörner. Pflugeisen und Hacke wollen sie zu Schwertern und Speißen machen. Einen Hauptmann werden sie aufwerfen, das Fähnlein fliegen lassen und in die Posaune stoßen.“

Furchtbare Überschwemmungen in Holland und Seeland, Missernten, mangelnde Einfuhr wegen des dänischen Krieges, Arbeitslosigkeit und geschmälerte Absatzmöglichkeiten der Industrie steigerten sich gegenseitig in der Wirkung und brachten Hunger, Not und Empörung mit sich. Der Zug der 3000 „Kinder Israels“ über die Südersee war eine völlig elementare Bewegung, und wenn auch einsichtige Behörden und Gerichte Hunderte der armen Teufel laufen ließen, so steigerten doch die blutigen Exekutionen an anderen Stellen wieder die irrenden Leidenschaften der innerlich geheßten und apokalyptischen Verheißungen hingeebenen Schwärmer. Ihnen allen ward es zum Wahrzeichen der Erfüllung, daß in der westfälischen Bischofsstadt Münster der Landesherr weichen mußte und ein Regiment der Gotteskinder aufstand — erst mit demütigem Staunen, dann mit einem Laumel der Raserei begrüßt und durchlebt, die sich in der Verteidigung gegen die landesherrlichen Belagerer im Sommer 1534 aus den ursprünglichsten Stimmungen der Verfolgten zum

letzten treiben ließ, um nach dieser ungeheuren Explosion nur den ausgebrannten Krater zu hinterlassen.

In den Niederlanden dauerte der Zustand der Erregung noch länger. Für den Geschichtsschreiber bleibt er ein Symptom kommender Zeiten, in denen glühender Freiheitsinn und leidenschaftlicher Glaube triumphieren sollten. Aber schon jetzt zeigten sich neben den Ansprüchen des hohen Adels, den Eigenwilligkeiten der Städte, den üppigen Bereicherungen und wechselnden Krisen des Handels diese Züge tieferer Beunruhigung des kleinen Volkes gegenüber dem spanisch-habsburgischen Kaisertum.

Das Mittelmeer, Asien und Afrika. Türken und Franzosen

Der Kampf zwischen Orient und Okzident, zwischen Christentum und Mohammedanismus, der sich in unseren Tagen des religiösen Gehalts entkleidet hat, ohne verschwunden zu sein, hatte seine ersten Höhepunkte im 8. und 12. Jahrhundert. Beide Male waren burgundisch-flandrische Geschlechter Vorkämpfer der Christenheit. Ihr Erbe lag jetzt bei den Habsburgern, die den chronisch gewordenen Kampf an der Donau von Albrecht II bis auf Leopold I blutig bestanden; auch in Spanien und Neapel rückten sie nun in die Front der Abwehr ein; hier als Erben der katholischen Könige und des Kimenez. Daß die scharfen Maßregeln gegen die Moriskos in Spanien auf ihre Stammes- und Glaubensbrüder in Nordafrika erregend zurückwirkten, ist offenkundig; viele flohen nach dort hinüber. Von den Dabeimgebliebenen sagte man, sie ermunterten und führten die Piraten, die zu Schiff die Küsten plünderten; wie in Cadix, Malaga, Murcia und Valencia, so in Sizilien und Neapel.

Sie im Zaume zu halten, hatten die Spanier an der Nordküste von Afrika viele feste Plätze, von denen aus dies Unwesen betrieben wurde, in ihre Hand gebracht und durch Garnisonen in den beherrschenden Burgen festgehalten; gelegentlich auch Flottenkämpfe herausgefordert, nicht immer mit dem gewünschten Erfolge. Sie besaßen an der Westküste von Marocco Santa Cruz de mar pequeña, an der Nordküste wenigstens bis 1522 Velez de la Gomera; weiter Tenes, Algier mit dem Felsen, dem Peñon d'Algel, Dellys und Bugia, die aber neuerdings zumeist verloren waren. Im Mai 1529 mußte auch die Zitadelle von Algier dem früher schon genannten Chaireddin Barbarossa geopfert werden. Im Frühjahr 1530 ließ Karl den Andrea Doria eine erfolg-

reiche Unternehmung gegen das Piratennest Cherchel westlich Algier durchführen; aber mit Barbarossa selbst wagte auch Doria nicht anzubinden. Noch weniger vermochten das aus eigener Kraft die seit dem Frühjahr 1530 endgültig auf Malta angesiedelten Johanniter. Im nächsten Jahre 1531 nahm Alvaro de Bazan den Hafen des binnenländischen Tlemcen, das nördlich davon gelegene Honeine. Von Dorias Unternehmen an der Adria war schon die Rede; jetzt wurde Coron auf dem Peloponnes wieder entsetzt und erst später (1. April 1534) freiwillig aufgegeben.

Indessen erschien der unternehmungslustige, obwohl schon bejahrte Barbarossa erst recht gefährlich durch seine Ergebung in die Dienste des Sultans, wofür ihm dieser den Befehl über namhafte Teile der türkischen Flotte überließ. Er ging nun vollends auf Piraterie großen Stils, plünderte die Küsten und verschleppte Christen massenhaft als Sklaven. Man erzählte mit Grauen, daß es ihm eines Tages an der Küste Neapels fast gelungen wäre, die schönste Frau Italiens, Giulia Gonzaga, die Gemahlin des Vespasiano Colonna, zu fangen, um sie dem Sultan in seinen Harem zu liefern.

Zu solchen Plagen steigerte sich der Kampf der Osmanen gegen die Christenheit, und nicht nur der Kaisergedanke, sondern primitivste Herrscherpflicht und Menschlichkeit legten Karl die Notwendigkeit der Abwehr auf. Da aber die türkischen Vorstöße an der Donau wie im Mittelmeer politisch gegen die Macht des Hauses Habsburg gerichtet waren, so ergab sich für den König von Frankreich die Versuchung, seinerseits mit den Türken gemeinsame Sache zu machen. Für Frankreich leuchtete zugleich die Hoffnung auf, seine Absichten auf Genua mit Hilfe der türkischen Flotte zu verwirklichen. Hinter dieser Türkenpolitik, in die sich Franz I immer tiefer verstrickte, stand die völkerrechtlich erhebliche Tatsache, daß auf diese Weise die bis dahin verabscheute Welt des Islam in das Recht der europäischen Staaten aufgenommen wurde.

Auch in Siebenbürgen gab es Verhandlungen nach beiden Seiten durch die Verschwägerung des Voivoden mit Polen und durch sein Vasallenverhältnis zu den Türken — zugleich der Anfang eines neuen politischen Systems an der unteren Donau. Ferdinand aber war nach der doppelten Abwehr der Türken von 1529 und 1532 seinerseits mit ihnen in Verhandlungen getreten wegen des Friedens und wegen der Abgrenzung der beiderseitigen Macht auf dem Boden Ungarns. In der feierlichen Audienz vom 22. Juni 1533 erhielten seine Gesandten sogar einen ehrenvollen „ewigen Frieden“.

Längst wünschte sich auch der Kaiser an diesen Botschaften zu beteiligen, zuletzt durch Entsendung des Cornelius Schepper, der aber unter den Gesandten

Ferdinands erscheinen sollte. Man mußte indessen an der Pforte durch Zuträger aller Art genugsam, wie sich die Dinge in Wirklichkeit verhielten, und die eingehenden Berichte, die wir über diese Gesandtschaften besitzen, geben ein gutes Bild von der großsprecherischen Haltung des Sultans, der zwar mit Ferdinand in Frieden treten wollte, nicht aber mit dem Kaiser, den er in seiner Ohnmacht gegenüber den Protestanten und dem Papst auch noch verspottete.

Frankreich pflegte die Beziehungen zur Pforte spätestens seit 1528, wo der spanische Emigrant Rincon seine Tätigkeit begann. Graf Nogarola, der 1530 mit den Gesandten Ferdinands an die Pforte zog, fand ihn hier bereits in hohen Ehren. 1532 gelangte Rincon zu bestimmten Abmachungen, wobei auch Marillac und sein Sekretär la Forest mitwirkten. 1535 zog die erste förmliche französische Gesandtschaft nach Konstantinopel, die im Februar 1536 das lange vorbereitete Bündnis abschloß. 1537 empfing König Franz selbst türkische Gesandte, obwohl er jetzt und noch lange im eigenen Lande mit starker Abneigung gegen diese Politik rechnen mußte.

Andererseits hatte auch die spanisch-habsburgische Politik das System der Allianzen in den Rücken des Gegners getragen. Spanier und die in Vorderindien ansässigen Portugiesen gewannen Anknüpfungen mit dem Schah von Persien, der selbst in schweren, wenn auch unterbrochenen Kämpfen mit den Türken lag. Jean de Balbi hatte im Mai 1530 bei den Persern insofern eine ausgesprochen ungünstige Lage vorgefunden, als der Schah sich gerade mit den Türken vertragen hatte, um die Hände freizubekommen für seinen Kampf in Chorasam. Im übrigen blieb Portugal, als Kolonialmacht und dynastisch dem Kaiserhof verbunden — doch auch von Frankreich umworben —, im eigenen Interesse bedacht auf Neutralität zwischen den beiden großen Gegnern.

Gegen 1535 bestand also eine Wechselwirkung zwischen den asiatisch-afrikanischen und den europäischen Machtgruppen.

Karl war seit Ende April 1533 wieder in Spanien. Hatte die Kaiserin mit glücklicher Hand die Cortes von Castilien gehalten, so fand Karl im Sommer des Jahres bei den Aragonesen in Monzon die alten Schwierigkeiten. Monatslang verhandelte er über die herkömmlichen Klagen und die von ihm geforderten Bewilligungen. Wegen Krankheit der Kaiserin verließ er vorübergehend die Cortesstadt, was wiederum zu umständlichen Förmlichkeiten führte. Später zog der Hof nach Castilien. Im Frühjahr hielt man längere Zeit zu Toledo und Segovia Residenz, im Herbst zu Valencia, also wieder im Norden; von Mitte Oktober 1534 bis zum März 1535 in Madrid.

In steigendem Maße erwärmte sich der Kaiser in dieser Zeit für eine Unternehmung gegen die Ungläubigen an der afrikanischen Küste. Sie gewann festere Gestalt, als Barbarossa von Algier aus sich im August 1534 auch noch der Herrschaft über Tunis bemächtigte unter Verdrängung des angestammten Herrschers Muley Hassan. Aber die Unternehmung wurde im größten Geheim vorbereitet; insbesondere erfuhr man erst im letzten Augenblicke, daß der Kaiser persönlich dabei sein wollte.

So waren seine Tage jetzt, abgesehen von den Cortesverhandlungen und den niemals fehlenden Spielen und Jagden, ausgefüllt von den diplomatischen und militärischen Vorbereitungen zum Zuge gegen Tunis.

Diplomatisch lag ihm alles daran, jede kriegerische Verwicklung im Norden, vor allem von seiten Frankreichs, zu vermeiden. Deshalb sah er im Sommer und Herbst 1534 die Erledigung der württembergischen Sache in erster Linie unter dem Gesichtspunkt, die deutschen Fürsten von Frankreich fernzuhalten. Aus demselben Grunde empfahl er Ferdinand am 14. August so dringend die Familienverbindung mit Bayern. Man müsse vergessen können, so redete er ihm zu, wie auch er vielerlei um des allgemeinen Wohles wegen ertrage. „Man muß die Dinge nehmen wie sie sind“, wiederholte er in seinem Briefe vom 4. September. Die übelsten Wirkungen befürchtete er von der englisch-französischen Freundschaft, und in den Instruktionen an seine Vertreter ging er bis an die Grenze des Tragbaren, wie wir eben noch gehört haben. Er wünschte freilich, daß die Königin und die Prinzessin Mary in England blieben, damit die Untertanen und die ganze Welt das Unrecht an ihnen um so lebendiger empfänden. Aber er gab doch sonst hier und in Frankreich eifrig gute Worte.

Eine Entlastung bedeutete für ihn der Tod des Papstes Clemens VII am 25. September, der durch seinen Besuch in Marseille den Kaiser verletzt, den König von England verärgert und den von Frankreich übermütig gemacht hatte.

Trotz aller Schwankungen der Beziehungen und der Machtverhältnisse spürte Frankreich die Stärke seiner geschlossenen Monarchie gegenüber den Schwächen dieser ungeheuren politischen und ideellen Inanspruchnahme des Kaisers. Ohne Scheu erhob der König exorbitante Forderungen. Er lasse sich die eheliche Verbindung zwischen seinen und des Kaisers Kindern gern gefallen, verlange aber als seinen angestammten Besitz und als das Erbe seiner Kinder Mailand, Genua, die Grafschaft Asti und Montferrat. Wenn der Kaiser Bedenken habe, selbst den Herzog Sforza zu beseitigen, so möge er ihm nur freie Hand lassen, zum allermindesten ihm das Herzogtum nach dem Tode Sforzas zusichern.

Der Kaiser mußte Stellung nehmen, und Granvelle, den wir nun fast in der Rolle Gattinaras finden, in seinen Denkschriften weniger umfassend, aber klar und scharf, brachte im November 1534 Erörterungen zu Papier mit dem Für und Wider eines Entgegenkommens gegen Frankreich. Sie gipfelten in völliger Ablehnung der französischen Forderungen. „Angesichts der Gewohnheit der Franzosen, ihre Verträge zu brechen, wie Vergangenheit und Gegenwart lehrten, würde man auch in Zukunft nichts von ihren Versicherungen und von den Vereinbarungen mit ihnen halten dürfen. Deshalb müsse der Kaiser nach Ehre und Gewissen seinerseits alle Abmachungen, also auch die mit Mailand und mit den anderen Staaten zur Aufrechterhaltung des Friedens in Italien, um so strenger innehalten. Am wenigsten dürfe er die Hand dazu bieten, diesen unzuverlässigen Gegner durch einen Machtzuwachs noch unverschämter und gefährlicher zu machen.“

Je bestimmter auch der Kaiser diese Meinung teilte, desto schwieriger wurde es, Frankreich hinzuhalten. Die betont feierlichen Gesandtschaften von Nassau und Noircarmes verfolgten im Grunde nur diesen einen Zweck. Zur Sicherheit freilich beauftragte Karl den Grafen von Nassau gleichzeitig, in den Niederlanden mit der Königin Marie alles für eine etwa notwendige Verteidigung einzurichten. Während des Herbstes 1534 rechnete er nach den Briefen an Ferdinand fast sicher mit dem Wiederausbruch des französischen Kriegs, „wenn Nassau keinen Erfolg haben sollte“. In letzter Stunde (April 1535) benutzte er noch die Reise des Pfalzgrafen Friedrich von Spanien in die Niederlande, um dem Könige sein oft bewiesenes Wohlwollen vorzurücken, seine Friedensbereitschaft, seinen Verzicht auf Burgund, und daß er nichts verlange als das Seinige und die Durchführung der letzten Verträge. Der Pfalzgraf sollte sich gegenüber den Einreden des Königs darüber beklagen, daß seine Unterstützung von Württemberg und Geldern ausdrücklich gegen die beschworenen Verträge verstoße. „Wenn der König von Frankreich“, so ließ er sagen, „auch nur ein Körnchen guten Willens besitzt, muß er einsehen, daß der Kaiser ihm überall so weit entgegengekommen ist wie möglich, und daß die Schrift des Königs an Kurfürsten, Fürsten und Stände von Deutschland, insbesondere die Anschuldigung einer Verhinderung des Konzils das Gegenteil der Wahrheit sagt.“ Jrgendeine Gewähr für den Erfolg dieser Vorstellungen erhielt aber der Kaiser nicht.

Das Manifest des Königs von Frankreich an die Deutschen vom 1. Februar 1535 sollte offenbar die eben gewonnenen Beziehungen zur deutschen Opposition vertiefen und verallgemeinern. Der Kaiser beantwortete es nicht in derselben öffentlichen Form, da er das für nicht schicklich erklärte. Wohl aber gab er am 19. April, schon von Barcelona aus, dem Grafen Roelyt, Adrian von Croy,

eine Instruktion an die deutschen Fürsten und Stände, deren Bedeutung für uns in der sehr lehrreichen, gewiß ebenso zutreffenden wie offensiblen Ausdeutung der kaiserlichen Politik liegt. Der Entwurf stammt von Granvelle, aber der Kaiser hat ihn eigenhändig durchkorrigiert.

Da heißt es, daß man die Deutschen schon für sehr dumm halten müsse, wenn man ihnen derartig notorische Unwahrheiten vorsehe. Die Einstellung des Königs von Frankreich zur Türkenabwehr und zum Konzil erhelle am deutlichsten daraus, daß er nach Mitteilung des Papstes selbst zu diesem in Marseille gesagt habe, er lasse die Türken nicht nur gewähren, sondern treibe sie noch an, und daß er seine Teilnahme am Konzil durchaus von der Übergabe Mailands abhängig mache. Ähnliches hätten den kaiserlichen Gesandten die Leute des Sultans in bezug auf den Frieden mit dem Kaiser gesagt. Er, der Kaiser, müsse es nun allerdings ablehnen, auf solche Weise den Türken zum Schiedsrichter zwischen christlichen Fürsten zu machen. Er verzichte auch darauf, von den Verhandlungen mit Barbarossa ausführlicher zu reden; Gritti, der Beauftragte des Sultans, habe dem Cornelius Schepper, einem glaubwürdigen Mann, offen erklärt, daß die türkische Flotte nur auf Betreiben Frankreichs an Barbarossa übergeben sei; auch wäre ein Hinausschieben ihrer Operationen selbst angesichts des Krieges mit dem Schah von Persien nicht angängig, da Frankreich bestimmte Versprechungen erhalten habe — natürlich zur Eroberung von Genua und anderen Plätzen Italiens.

Was den Vorwurf der Tyrannei und Machtbegier betreffe, fuhr er fort, so brauche er sich nicht erst zu entschuldigen, denn jedermann wisse, daß alle Kriege der letzten Zeit nur durch das Verlangen des Königs nach Mailand hervorgerufen seien. Der König habe ihn oft bestürmt, er wolle ihn, den Kaiser, zum mächtigsten Herrscher der Erde machen, wenn er dem Könige nur Mailand gäbe. Ihm dagegen habe nie etwas anderes vor Augen gestanden, als der Friede in der Christenheit, die Abwehr der Türken und das große Konzil. Er könne sich dafür auf alle deutschen Tagungen von Augsburg, Regensburg und Nürnberg berufen. Bei dem Gedanken einer Eheschließung ihrer Kinder habe ihm auch nur die Mitwirkung des Königs bei der Türkenabwehr und beim Konzil vorgeschwebt; zum Überfluß habe er dem Sohn des Königs noch eine hohe Rente aus Mailand in Aussicht gestellt. Der König dagegen verlange Mailand, Genua, Asti und Montferrat — oder gar Florenz! An wem hänge also der Verdacht der Eroberung? Der Behauptung, daß der König mehr für das Konzil getan habe als der Kaiser, stehe das ausdrückliche Zeugnis eines noch lebenden Nuntius entgegen, daß der Papst den König weder zum Konzil

noch zur Türkenabwehr habe bestimmen können. Wenn der König sich brüste, den neuen Papst bei der Wahl auf das Konzil festgelegt zu haben, so verkleinere er damit das Kollegium der Kardinäle und maße sich kaiserliche Rechte an; er brauche sich auch nicht um den Ort des Konzils zu kümmern, da seine Gegenwart dort nicht nötig sei. Was den Handel betreffe, so kämen alle Edelmetalle aus Deutschland, zumal aus seinen und Ferdinands Erblanden und würden in Frankreich zum allgemeinen Schaden als Münze nur verschlechtert. Endlich sollte Roeytz gegenüber den entgegengesetzten französischen Behauptungen betonen, daß auch sie, Kaiser und König, wahre und geborene Deutsche seien.

Suchte auf diese Weise der Kaiser angesichts seiner Kriegspläne gegen die Ungläubigen Gefahren ideeller und kriegerischer Art in seinem Rücken hinwegzuräumen, so hatte er nicht minder große Hindernisse im eigenen Lande, sogar in der nächsten Umgebung zu überwinden. Längst vertrat der Mann, dem Karl in Spanien das größte Vertrauen schenkte, der Kardinal-Erzbischof von Toledo, Don Juan de Lavera, den engsten Standpunkt der Interessen Castiliens unter sehr bestimmter Ablehnung der kaiserlichen Universalpolitik. Jetzt griff dieser zur Feder, Januar 1535, um die dringendsten Bedenken gegen den Zug des Kaisers nach Tunis und nach Italien zu Papier zu bringen. Denn inzwischen hatte Karl endlich im königlichen Räte genauere Mitteilungen gegeben über seine nächsten Pläne. Die Ehre Gottes, hatte er da gesagt, das Wohl der Christenheit, die Nöte seiner Reiche, die eigene Ehre und Reputation verlangten von ihm diese Fahrt. Eben dagegen wandte sich der Kardinal. Das Unternehmen sei gefährlich und habe geringe praktische Bedeutung. Barbarossa werde, von Frankreich gewarnt, sich dem Kampf entziehen. Wenn schon der Kaiser auf dem Unternehmen bestehe, so möge er wenigstens nicht selbst teilnehmen. Noch größere Bedenken aber erwecke der Plan einer erneuten Einmischung in die Verhältnisse Italiens; der Kaiser werde vermutlich gar nicht umhin können, selbst wieder den allgemeinen Krieg zu beginnen.

Man sieht, der vornehmste Berater der Krone in Spanien vertrat gleich vielen anderen jetzt eine den Ansichten Gattinaras genau entgegengesetzte Auffassung. Wie stark der unbewusste Einfluß des alten Kanzlers doch auf den jungen Kaiser gewesen war, bemerkt man erst jetzt. So gewichtig die Gründe Laveras, die wir nicht im einzelnen verfolgen, so stark die hinter ihm stehenden Kräfte auch waren — unter denen wir gewiß auch die Kaiserin selbst wieder vermuten dürfen —, der Kaiser ließ sich nicht mehr irre machen. Gerade von Italien aus, so war seine Idee, wollte er im Lorbeer des Siegers über die Ungläubigen dem Könige von Frankreich endlich Ruhe und Frieden aufzwingen.

Wir sehen den Kaiser jetzt vollends zu sich selbst gekommen, auch über Gattinara so weit hinausgewachsen, wie das Handeln über dem Reden liegt. Wenn Lavera meinte, die Königstreue der Spanier dürfe man nicht auf eine zu harte Probe stellen, so war das ein gewagtes Argument. Noch gewagter, gegenüber dem Hochgefühl des jungen Kaisers, von der abenteuerlichen Unternehmungslust „eines jungen Edelmannes“ zu sprechen. Diese bedächtigen Räte hatten doch auch ihre Art von Hochmut; noch 1543 scheute sich selbst Granvelle nicht, der Königin Marie vom Kaiser in ganz ähnlichem Ton zu schreiben, daß er ihm abraten müsse von „diesen Unternehmungen junger Herren“. Was aber wäre der Kaiser gewesen ohne diese Leidenschaft für seine Ehre und Reputation, ohne diese mutige Bereitschaft zum Einsatz? Was hätte ihn im Grunde auch der spanischen Seele näherbringen können?

Tunis, Sizilien und Neapel 1535

Mit ganz anderen Stimmungen rüstete der Kaiser jetzt zum Kriege, als vor drei Jahren gegen die Türken in Steiermark und Ungarn, wo er nach all den üblen Eindrücken in Deutschland verspätet und fast mißmutig seiner Pflicht genügte, zumal es ihn auf alle Weise nach Italien und Spanien zurückzog! Jetzt dagegen hatte er sich seinen Plan erkämpfen müssen, jetzt galt es seine eigene Sache und wirklich eine Angelegenheit der ganzen Christenheit. Außerdem dachte er seit zehn Jahren daran, seine italienischen Staaten Neapel und Sizilien zu besuchen. Das wollte er jetzt in der höchsten Ehre des erprobten Kriegers tun.

Dazu hatte sich der Feind ihm keineswegs entzogen, wie 1532 der Türke am Rande der Alpenländer. Ein Versuch, unter der Hand Barbarossa von den Türken zu trennen, war mißlungen. Nun konnten nur noch die Waffen sprechen. Für die Kaiserin-Regentin waren schon am 1. März 1535 alle Vollmachten in den nun üblich werdenden Formen ausgefertigt.

Barcelona wurde Versammlungsplatz für die spanischen und portugiesischen Galeeren. Voll Freude begrüßte der Kaiser seinen Schwager, den Infanten Luis von Portugal, der nun den ganzen Feldzug an seiner Seite mitmachte. Die Blüte des spanischen Adels stellte sich ein. Am 10. Juni stieß Andrea Doria mit seinen Schiffen dazu. Inzwischen versammelten sich die Aufgebote der deutschen, päpstlichen und anderen italienischen Truppen mit den Maltesern bei

Cagliari auf Sardinien; man erblickte etwa 100 Kriegsschiffe und weitere 300 für den Transport. Am Montag, dem 14. Juni, konnte von dort die Gesamtflotte, das stattlichste Aufgebot, das man in diesen Gewässern seit langem gesehen, nach Afrika in See gehen. Bei gutem Wetter dauerte die Überfahrt nur 24 Stunden. Am 15. lag man vor Anker gegenüber den Ruinen des alten Karthago.

Südllich von dieser Nordostspitze Afrikas dehnt sich die runde Bucht von Tunis, von zwei Nehrungen verschlossen, an deren schmalem Durchgang die starke Festung La Goletta lag. Diese mußte das Ziel des ersten Angriffs sein. Wie die Landung in guter Ordnung erfolgte, so auch die Vorbereitung des Angriffs auf die Festung, in die Barbarossa seine besten Truppen gelegt hatte; man sprach von 5000 Türken und zahlreichen Mauren. Er selbst hielt sich in Tunis bereit, belästigte aber von hier aus und durch das oft genannte Olivenwäldchen die Belagerer fortgesetzt mit schwärmenden Reiterescharen. Die Belagerung, mit starker Artilleriebeschiesung, zog sich über drei Wochen hin. Bei furchtbarer Hitze und empfindlichem Mangel an Trinkwasser bedeutete sie eine starke Probe auf die Manneszucht. Es fehlte nicht an Krankheiten, auch nicht an Eifersucht zwischen den Nationen und an aufregenden Kämpfen im einzelnen. Aber der Kaiser ging überall mit gutem Beispiele voran. Wie er die Flotte dem Andrea Doria, so hatte er die Operationen zu Lande dem Marchese del Vasto unterstellt; er fügte sich auch selbst mit ein.

Der Sturm auf Goletta, zu dem es am 14. Juli kam, wurde seine Feuertaufe. Er erlebte sie als Gnade und unter den glücklichsten Umständen. Die Nationen waren von den verschiedensten Seiten angefaßt. Im Norden und Osten die Spanier und Deutschen; der Kaiser befand sich bei den Kanonieren. Im Westen die Italiener. Von der See die Johanniter; die 70 Kriegsschiffe feuerten bei dreifacher Ablösung je in einer Linie im Wettstreit mit den Batterien auf dem Lande. Hier arbeitete man sich in der üblichen Weise durch Laufgräben heran, um schließlich Wälle und Mauern unter Leitung des erfahrenen Alvaro de Bazan im Sturm zu nehmen. Nach kurzem Kampfe wichen die Türken; nur ein Teil entkam nach Tunis. Die Kriegsbeute war reich, besonders an französischen Kanonen, an ihren Lilien erkennbar. Am wichtigsten, daß auch die ganze Flotte Barbarossas in die Hände der Sieger fiel, 82 Segel.

Und doch sollten schwerere Proben noch folgen. Zunächst meinten viele im Rat des Kaisers, sich mit diesem Erfolge moralischer Art und mit der stattlichen Beute begnügen zu dürfen. Der Kaiser fügte sich einen Augenblick, dann aber bestand er auf Fortsetzung des Feldzuges gegen die Stadt Tunis. Bald kam die

dritte Probe. Während der Belagerung hatte sich der vertriebene Herrscher Muley Hassan beim Kaiser eingestellt, nur mit 300 Mann — er hatte mehr versprochen. Aber er brachte landkundige Leute. Sie wiesen das kaiserliche Heer auf dem Wege nach Tunis zu den nachgerade heißersehnten Süßwasserbrunnen. Der Weg dahin führte bei andauernder Hitze über glühenden Boden durch die entsetzlichste Dürre. „Wir starben vor Durst und Hitze“, berichtete der Kaiser eigenhändig seiner Schwester Marie. Die Kanonen mußten von den Soldaten selbst geschleppt werden, da Pferde fehlten. Um so mehr lechzte alles nach dem verheißenen Wasser. Gerade dieses hatte Barbarossa vermutet. Er machte den Kaiserlichen nicht nur das ersehnte Trinkwasser streitig, sondern überfiel die glücklich dahin durchgekämpften Truppen wieder im gefährlichsten Augenblicke. Da bewährten sich die Führer, auch Karl selbst, insofern sie verhältnismäßig rasch die Ordnung herstellten. Aber der plötzlich notwendig gewordene erneute Kampf war doch ein arges Getümmel. Der Kaiser selbst mitten darin, sein Roß soll ihm verwundet, ein Page an seiner Seite getötet sein; er selbst rühmte sich dessen nicht.

Barbarossa zog sich nach Tunis zurück. Hier war inzwischen etwas Merkwürdiges eingetreten. Tausenden von Christensklaven hatte der Korsar den Tod angedroht, man wollte sie mit den Befestigungen in die Luft sprengen. Eben sie aber waren während des Abzuges der Truppen von Renegaten bewaffnet und hatten sich selbst, sozusagen dem Kaiser entgegen, der Stadt bemächtigt. Darüber war dann freilich Barbarossa entwichen. Er gewann um so mehr einen Vorsprung, als der Kaiser die einmal den Soldaten versprochene Plünderung der Stadt nicht versagen zu dürfen glaubte. So gelang es Barbarossa, sich an die Nordküste nach Bona durchzuschlagen, und von dort mit dem Rest der Flotte, den man versäumt hatte wegzunehmen, nach Algier zu segeln. Ihm dahin zu folgen, scheinen die Mittel gefehlt zu haben.

Infolgedessen blieben die Küsten des Meeres aufs neue seinen Zügen und nun erst recht seiner Rache ausgelegt.

Allein das Unternehmen war und blieb trotzdem ein ganz großer Erfolg. Nicht nur für das Lebensgefühl des Kaisers, der nun endlich statt des Spieles der Turniere den Kampf auf Leben und Tod in einer großen Sache mitgemacht hatte; sondern auch für das Gefühl seiner Untertanen. Dieser Kaiser machte Ernst, wie vor Wien, so vor Tunis; und wie dort, so gab er Mauren und Türken nach langer Zeit endlich das eindrucksvolle Bild entschlossener Gegenwehr.

Karl hatte den Dichter Garcilaso de la Vega bei sich und einen niederländischen Maler Vermeyen, nach dessen Entwürfen später die berühmten Gobelins des

Wiener Museums hergestellt wurden: Farbenprächige Bilder, in die man aber die Entfaltungen der Seefahrt, der Belagerung und der Märsche in Hitze und quälendem Durst immer wieder hineinfühlen muß.

Etwa drei Wochen nach den Siegen von Goletta und Tunis verweilte Karl noch bei seinen Truppen im Lande. Am 17. August befand er sich wieder auf See, am 22. landete er in Trapani auf Sizilien; den September verbrachte er in Monreale und Palermo, wo man sein Denkmal heute auf der Piazza Bologni findet. Er zeigte den Sizilianern nach Jahrhunderten wieder den persönlichen Herrscher in seiner Sorge für den äußeren und inneren Frieden. Vollends in Messina wurde er überschwenglich begrüßt. Die Chronik des Santa Cruz überliefert uns die Beschreibung des festlichen Einzugs mit all den Ehrenporten, symbolischen Darstellungen und Inschriften, die in endloser Wiederholung den siegreichen Kaiser anjubelten. „Vorkämpfer Europas über Afrika und Asien!“ An einem Stadttor zwei Säulen, dazwischen Girlanden von Trophäen und die Worte, die den Säulen des Herkules einen neuen Inhalt zu geben schienen: „Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang“; hier klingt zuerst das Wort von dem Reich, in dem die Sonne nicht unterging. Man bemühte den Adler Jupiters, Rom und Karthago, Scipio und Hannibal. Von einem Triumphbogen hallte es zum anderen: „Dem siegreichen Kaiser Karl, dem Vater des Vaterlandes, dem Überwinder Afrikas, Befrieder des Landes.“

Die Huldigungen setzten sich fort auf dem Festlande Italiens beim Zuge durch das Königreich Neapel, das Karl nun endlich auch zum ersten Male besuchte. Die Porta Capuana von Neapel, durch die der Kaiser einzog, zeigt noch heute den Skulpturenschmuck, der in diesem Winter 1535 zu Ehren des Kaisers hergestellt wurde. Er verweilte über Weihnachten bis zum März 1536, feierte hier auch den Karneval und gab noch immer Schaustellungen von Festen und Turnieren; der Kaiser erzählte später Coligny, wie er sich damals die ersten grauen Haare entfernen ließ — der Sechszunddreißigjährige!

Indessen drängten sich dazwischen nach wie vor die Sorgen der großen Politik. Die eigentlichen Landesangelegenheiten durfte Karl vertrauensvoll den energischen Händen seines Vizekönigs Don Pedro Alvarez de Toledo überlassen. Aber die ununterbrochen laufenden französischen Verhandlungen und die Führung der Kirchenpolitik ruhten längst allein auf seinen Schultern. Nun war unterwegs eine Nachricht von der größten Bedeutung eingetroffen, die den französischen Forderungen eine ganz neue Schärfe und Bestimmtheit geben mußte, aber auch unabhängig davon den Kaiser vor eine folgenschwere Ent-

schließung stellte. Am 1. November war der Herzog Francesco Sforza von Mailand gestorben. Die vielleicht doch noch von dem Kind von Dänemark erwartete habsburgische Nachkommenschaft war ausgeblieben. Franz pochte mehr als je auf sein „ererbtes“ Recht.

Granvelle nahm in einer längeren Denkschrift Stellung zu den möglichen Lösungen. Sie führte erneut von der organischen, auf Italien aufgebauten Kaiseridee Gattinaras weit weg. Granvelle schien auch vergessen zu haben, daß er vor kurzem noch widerrufen hatte, dem Könige von Frankreich irgend zu trauen oder gar ihn durch Vermehrung seiner Macht noch arroganter zu machen. Allerdings wollte Granvelle das auch jetzt nicht eigentlich. Seine Idee war vielmehr die, den König durch das Eingehen auf seine Mindestforderung, nämlich die Verleihung Mailands an seinen dritten Sohn, den Herzog von Angoulême, in allen anderen Richtungen lahmzulegen. Nur so können die endlosen Bedingungen Granvelles verstanden werden, von denen manche vielleicht Verhandlungsreserven waren, während die wesentlichsten natürlich zur Substanz des Vorschlages gehörten: die erneute Bekräftigung der Verträge von Madrid und Cambrai durch den König und seine ganze Familie, Belehnung mit Mailand an den Prinzen lediglich für sich und seine Nachkommen unter Ausschluß des Erbrechtes aller anderen Glieder des königlichen Hauses, Zustimmung zum Konzil, Beistand in England, gegen Zapolya und die Türken, sowie in Dänemark zugunsten des Pfalzgrafen; Verzicht auf alle Praktiken in Deutschland und Italien, Verzicht auf den Handel in den Neuen Indien, insbesondere auch auf jede Beunruhigung des Herzogs von Savoyen, vielmehr seine Unterstützung gegen Genf.

Während so der erste Rat des Kaisers schon Bedingungen stellte, liefen von französischer Seite in offenbarem Regierfehler zwei verschiedene Formulierungen der Ansprüche auf Mailand ein. Der Gesandte de Vely nannte noch immer den Herzog von Orleans, den der Kaiser schon wegen seiner italienischen Gemahlin, auch wohl wegen der größeren Nähe zum Throne unbedingt ablehnte. Aber durch die Königin hatte man bereits erfahren, daß Franz I auch mit dem Herzog von Angoulême einverstanden sein würde. Daß es dem Kaiser wirklich ernst gewesen wäre mit der Herausgabe Mailands an einen französischen Prinzen, bezweifle ich; zum Austausch der Bedingungen, auf die ja alles ankam, ist man nie gelangt. Die Gesandten von Mailand baten den Kaiser, das Herzogtum nicht an den Infanten Philipp zu geben, lieber es selbst in der Hand zu behalten, wobei sie lehnsrechtliche Bedenken geltend machten, was allein schon den Kaiser gereizt haben wird, so laut zu lachen, daß es auffiel.

Am 22. März brach Karl von Neapel wieder auf, um der Einladung des Papstes nach Rom zu folgen. Die Fahrt ging über Capua und Gaeta, dann von Terracina an auf der Via Appia. Von der Basilica San Paolo fuori aus zog der Kaiser am 5. April in die Ewige Stadt ein, wie immer in festlichem Gepränge und militärischem Aufzuge; erst in den folgenden Tagen machte er seine Besuche bei den Damen Colonna, Pescara, Farnese in den schlichten Formen des Kavaliere. Daß auch die alte Residenz Rom, noch immer der vornehmste Sitz der bildenden Künste und der Literatur, ihr Bestes tat in prunkvollen Triumphpforten und sinnvollen Inschriften, versteht sich von selbst. Ein Deutscher, der in seinen Jugendjahren als Professor in Wittenberg den Reformatoren, besonders Melanchthon, nähergetreten war, jetzt aber ganz auf der altkirchlichen Seite stand, Christoph Scheurl von Nürnberg, mit aller Welt in Briefwechsel, gab „aus allerley welschen und teutschen Missiven“ einen gedruckten Bericht über den „Eintritt Kayser Carlen in die keyserliche Hauptstadt Rom“. Unter dem Bild des Kaisers das Bibelwort: „Du wirst herrschen über alles, was Dein Sinn begehrt.“

In Rom vor Papst und Kardinälen 1536

Es war für Karl in der Tat wie ein Landen am Ziel. Er hatte nun alle seine Reiche kennengelernt, sich mit ihren Nöten vertraut gemacht und das Seinige getan, zu ihnen in ein Verhältnis zu kommen. Wir wissen und begreifen, daß das in der Kürze seiner Anwesenheiten und angesichts der immer wieder drückenden Forderungen, die er erheben mußte, nur in begrenztem Maße gelungen ist. Er hatte die Stände oder Generalstaaten seiner niederländischen Heimat, die Cortes von Castilien und Aragon, die Kurfürsten, Fürsten und Stände des Deutschen Reiches auf Landes- und Reichstagen um sich geschart, zuletzt die Stände von Sizilien und Neapel. Aus allen Ländern waren einige Bevorzugte in seinen hohen Orden vom Goldenen Vlies aufgenommen. Oberitalien aber sollte nach Gattinaras Idee nicht unmittelbar beherrscht, sondern in den Formen eines dynastisch gesicherten Staatenbundes regiert werden. So stand der Kaiser, nebengeordnet und doch führend, auch dem Papste gegenüber, als Herrn des Kirchenstaates und als Haupt der allgemeinen Kirche. Papst aber war seit dem 13. Oktober 1534 Paul III Farnese.

Alexander Farnese reichte als ältester aller Kardinäle ebenso wie die inzwischen fürstlich gewordenen Medici, durchaus in die Traditionen des Re-

naissancepapstums des späten 15. Jahrhunderts zurück. Auch Paul III anerkannte Kinder und Enkel mit dem Anspruch aller Nepoten auf fürstliche Versorgung an der Kurie oder im Lande. Allein im Gegensatz zu Clemens VII hatte er sich daneben längst den unausweichlichen Forderungen der Zeit geöffnet. War nicht der letzte Pontificat für alle, die ihn sehenden Auges erlebten, eine hohe Schule dafür, wie man es nicht machen durfte? Die ganze Christenheit, deren Reformverlangen während des 15. Jahrhunderts in Verfassungsfragen erstarkt war, schrie förmlich nach einer Revision des inneren Kirchenwesens und nach einer Verbesserung der Sitten des Klerus. Auch an diesem hatte sich die Privilegienidee des Mittelalters furchtbar gerächt. Keine volkstümliche Literatur im ganzen Abendlande bis zu den frommen Spaniern hin, die sich nicht lustig gemacht hätte über die kanonischen Ordnungen, die wie ein blühendes Dickicht die Sittenlosigkeit der Kleriker umhegten. Der Norden war in vollem Abfall, ebenso England, Deutschland mindestens zur Hälfte; von Frankreich fürchtete der letzte Papst, daß es die Wege Englands beschreiten könne, wenn man seinem Könige nicht in allem zu Willen sei. Eben jetzt hörte man von einer Einladung Melancthons an den Hof nach Paris. Aus Spanien stammten die scharfen Protokolle von 1526 und eine Publizistik in der Volkssprache, die doch sehr drastisch geworden war.

Bedeutete demgegenüber ein allgemeines Konzil nicht viel mehr als ein Mittel der Beschwichtigung? Mußte es in dieser zerrissenen und ringsum angegriffenen Christenheit nicht als eine große Darstellung und Bekräftigung ihrer Einheit erscheinen? Paul III, dessen Klugheit alle anerkannten, hatte auch Fühlung mit denjenigen Kreisen der Kardinäle, die davon auf das tiefste überzeugt waren und sich dazu von der Initiative des Papstes in Sachen der Reform das vornehmste Heilmittel für die Kirche versprachen.

In seinem ersten Konsistorium, vom 17. Oktober 1534, hatte der Papst bereits die Notwendigkeit eines Konzils erörtert und die besten Sachverständigen nach Rom berufen, Alexander, jetzt Nuntius in Venedig, und Pietro Paolo Bergerio, Nuntius bei König Ferdinand. Im Konsistorium vom 15. Januar 1535 wiederholte der Papst, der sich durch diese Männer und andere inzwischen mehr im einzelnen informiert hatte, seine Meinung vom Konzil. An die wichtigsten Fürsten wurden alsbald um des Konzils willen Nuntien mit besonderem Auftrage entsandt: Guidiccione an den Kaiser, Bergerio nochmals an König Ferdinand, und Rodolfo Pio von Carpi nach Frankreich. Mit diesen Botschaften war am Ende nicht viel mehr geschehen, als mit ähnlichen weniger ernst gemeinten Demonstrationen Clemens' VII.

Wichtiger schon das Interesse des Papstes für die innere Reformarbeit und die Fülle ernsthafter Denkschriften, die unter der Sonne seines Interesses ans Licht traten. Der Papst schritt seiner entschlossenen Natur entsprechend auch hier sofort zur Tat. Die Bestellung einer Kommission zur Reform der römischen Kurie vom 9. Juni 1535 durfte vor allem wegen ihrer Zusammensetzung als eine sehr bedeutende Maßregel betrachtet werden. Denn zu allen Zeiten sind nicht die Ideen der Reform, auch nicht die besten Absichten, sondern die ausführenden Menschen das Entscheidende im Leben der Staaten, wie der Kirche. Adrian VI war an persönlichen Widerständen gescheitert. Deshalb auch unabweisbar, wenn wirklich etwas geschehen sollte, die innere Umgestaltung des Kollegiums der Kardinäle. Paul III hat in der ersten Creation zwei sehr jugendliche Nepoten, diesmal leibliche Enkel, berufen, Alessandro Farnese und Guido Ascanio Sforza von Santafiore. Aber am 21. Mai 1535 hörte man wenigstens einige Namen von ganz anderem Klang. Da war der Deutsche Nikolaus von Schomberg, der lange an der Kurie lebte, der Engländer John Fisher, aber auch der Franzose Jean du Bellay, gegen den der Kaiser sich sehr gesträubt hatte; weiter der Venezianer Contarini, der Mailänder Simonetta und der Senese Ghinucci. War also auch diese Creation mit ihrer geflissentlichen Parität in der Hauptsache eine politische, so überragte doch Gasparo Contarini, einst Gesandter seiner Stadt am Hofe des jungen Kaisers, alle anderen an Bedeutung für die Gegenwart. Contarini war genau Altersgenosse Luthers; er gehörte dieser Generation religiöser Menschen an, die auch als Staatsmänner ihre innere Richtung nicht verleugneten. Man darf für das Verständnis ihrer Bildung nie vergessen, daß diese Laien in der Heiligen Schrift und in den Kirchenvätern erstaunlich bewandert waren, daß sie selbst auf dem Boden Venedigs theologische Darlegungen mit innerer Teilnahme lasen und in erregten Gesprächen erörterten.

Mußte ein solcher Papst nicht schon aus politischer Klugheit auf der Seite des Kaisers stehen? Das sollte in der Tat das Problem der nächsten zwölf Jahre bleiben. Die Erfahrungen, die wir mit Adrian VI gemacht haben, schützen uns vor überschwenglichen Erwartungen.

Nach Neapel hatte Paul III als Träger seiner Einladung dem Kaiser seinen Sohn Pier Luigi Farnese entgegengesandt — wohl auch, um diesen dem Hofe nahezubringen. Das Letztere mißglückte zunächst. Aber auch sachlich zeigten sich die kaiserliche und die päpstliche Politik einander noch recht fern. Auf Andeutungen über den Erwerb Sienas für den Kirchenstaat ging Karl gar nicht ein; auch später verhielt er sich ablehnend. Ja, der Ton seines Pier Luigi mit-

gegebenen Promemoria hatte wirklich etwas Herrisches; man spürte das in Tunis weiter erstarrte Selbstgefühl des Kaisers als Vogt der Kirche. Der Papst müsse den König von Frankreich, wenn es nicht anders gehe, mit kanonischen Mitteln zu dem unbedingt notwendigen Konzil zwingen. Der Kaiser redete dem Papste ins Gewissen, seiner Hirtenpflicht zu genügen und die räu- digen von den guten Schafen zu scheiden. Er meinte: entschieden auf seine Seite zu treten. Seinem Bruder gestand er zwar seine Sorge vor einem Schisma, doch rechnete er fest mit dem Konzil und mit seinem persönlichen Erscheinen.

Im Sinne des geistlichen Gehalts des Kaisertums war es wohl auch gemeint, wenn der Kaiser dem Papste eine neue Liga vorschlug mit ihm und dem römischen Könige, zur Verteidigung Italiens, aber zugleich für „die Sache des Glaubens, das Konzil, die Abwehr der Türken, gegebenenfalls den Angriff auf sie und alle Störenfriede der Christenheit, auch zur Erhaltung der Autorität und Würde des apostolischen Stuhles, der Person des Papstes und seines erlauchten Hauses“. Cisuentes und andere Kenner der Kurie rieten dem Kaiser, vor allem auf die persönlichen Wünsche des Papstes einzugehen, wie es einst Miguel Mai bei Clemens VII verstanden hatte.

Es ergab sich, daß auch Paul III vorwiegend im Rahmen der großen Politik dachte.

Die europäische Lage hatte sich während Karls Abwesenheit in Tunis und Unteritalien zwar nicht grundlegend geändert, aber doch wesentlich geklärt. Die deutschen Fürsten ließen sich durch die Sirenentöne des französischen Königs nicht betören. Die Bayern träumten jetzt sogar davon, für den Herzog Ludwig mit der Hand der habsburgischen Herzogin-Witwe Christine die Herrschaft in Mailand zu gewinnen. Auch in England war durch den Tod der Königin Katharina am 8. Januar 1536 für den Kaiser eine spürbare Entlastung eingetreten, insofern er zwar noch die Rechte seiner Base Mary und die Rückkehr des Königs zur römischen Kirchengemeinschaft glaubte vertreten zu müssen, aber den schweren Streit um die Ehe der Königin selbst als erledigt betrachten durfte. Deshalb instruierte er auch seinen Gesandten Chapuys schon am 29. Februar dahin, daß er entsprechend den wiederholten Versicherungen des Königs über die Ungerlichkeiten seines Bundes mit Frankreich, wie von sich aus, anregen möchte, doch die alte Freundschaft mit dem Kaiser zu erneuern und gemeinsam für eine angemessene Verheiratung der Prinzessin zu sorgen. Karl fügte freilich hinzu, „nicht als ob ich auf diese Freundschaft an sich Wert legte, wohl aber zur Dämpfung der französischen Unverschämtheiten“. Cromwell, Heinrichs vornehmster Minister, tat sehr erfreut; der König selbst aber verhielt sich noch abweisend.

Auf der anderen Seite hatte sich König Franz nun nicht mehr halten lassen. Die uns bekannten engen Beziehungen des Herzogshauses von Savoyen zum Kaiser, bestimmte Ansprüche aus dem Erbe seiner verstorbenen Mutter Louise von Savoyen, die Schwächung des Herzogtums durch die Reformation in Genf und die Einnischung von Bern hatten längst in ihm den Entschluß reifen lassen, sich des Herzogtums Savoyen und Piemonts als des Schlüssels nach Italien zu bemächtigen. Im Februar nahm er Bourg en Bresse, im März 1536 brach er ohne viel Umstände tiefer in das überraschte Herzogtum ein; die erste Feste von Bedeutung, Monmeliano, fiel durch Verrat. Der Vormarsch kostete angesichts der Haltung der Bevölkerung noch viel Blut, aber er vollzog sich unaufhaltsam. Am 3. April waren die Franzosen in Turin. Der Herzog floh nach Vercelli.

Hinter diesem Handstreich stand das kaum noch verhaltene Gelüst des Königs nach Mailand, dessen Besitz der Ruhm seiner nun freilich auch schon weit zurückliegenden Jugend gewesen war. Durch die von ihm mitverschuldete Inanspruchnahme der Kaiserlichen in den Gewässern des Mittelmeers hoffte er erst recht auf leichtes Spiel. Daß er Mailand nicht mehr durch diplomatische Verhandlungen gewinnen, sondern mit Gewalt erobern wollte, enthüllte er unvorsichtigerweise schon vor Monaten den Venezianern, die er zum Bündnis aufforderte, um sein „Recht auf Mailand“ wahrzunehmen; auch, wie er sagte, mit Rücksicht auf die selbst der Republik von San Marco gefährliche Macht des Kaisers. Die erlauchte Signorie lehnte ab. Sie sollte bald erfahren, wer ihr gefährlicher wurde, der Kaiser oder der von Frankreich aufgeheßte Türke. Das Merkwürdigste und für den weiteren Verlauf der Dinge Wichtigste aber blieb, daß sich am französischen Hofe dauernd die Kriegs- und die Friedenspartei bekämpften, so daß immer wieder die Möglichkeit der Anknüpfung bestand.

Der Kaiser war an sich seit langem auf den alles Bisherige übersteigenden Friedensbruch seines königlichen Schwagers gefaßt. Er tat das, was geboten war; er hörte die kacken Forderungen der französischen Gesandten an und „temporisierte“, ohne aufzuhören sich zu rüsten. Jetzt hielt er die fast hoffnungslosen Verhandlungen noch dadurch im Gange, daß er sich — gewiß nur scheinbar — sogar einer Übertragung Mailands an den Herzog von Orléans zugänglich zeigte. Im übrigen sind seine Korrespondenzen wieder angefüllt von Weisungen zu militärischen Vorkehrungen in den Niederlanden, in Deutschland, in Italien und in Spanien. Der Kaiser zeigte sich vor allem aufs eifrigste bemüht, dem Könige jede moralische Unterstützung zu entziehen.

Wir können seine innere Empörung darüber verstehen, daß er, der Kreuzfahrer, sich jetzt aufs neue vor schwere Kriege innerhalb der christlichen Gemeinschaft gestellt sah, deren Anlässe er durch jahrelange kostspielige Feldzüge und feierliche Eide aus der Welt geschafft zu haben glaubte; daß er, jetzt fast am Ziele und nur zu sehr schon an Triumphe gewöhnt, wieder an den Anfang der Kampfbahn zurückgeworfen sein sollte.

Das Verlangen des Königs nach Mailand hatte ganz gewiß mit dem Aufbau des französischen Nationalstaates nicht das geringste zu tun, und man sollte seine eitle Prestigepolitik nicht als etwas Modernes hinstellen. Soweit es im Sinne des europäischen Gleichgewichts lag, erscheint die Betonung einer Machtstellung in Italien als ein fränkisches Erbe, als ein Nachklang mittelalterlicher Reichspolitik. Dabei darf man aber nicht vergessen, daß König Franz keineswegs gewillt war, in irgendeinem Sinne die Folgerung aus dieser Politik zu ziehen, wogegen Karls Kaiserpolitik längst begonnen hatte, mit den Ansprüchen auch die Lasten einer universalkatholischen Weltpolitik zu tragen. Insofern durfte er insbesondere vom Papste, dessen weltpolitische Sendung der seinigen vergleichbar war, eine klare Stellungnahme an seiner Seite erwarten. In Verhandlungen hatte er das bisher nicht erreichen können. Der Papst, geschreckt wie sein Vorgänger durch die Abfallsbewegungen in der ganzen nord-europäischen Christenheit und empört — wie er es sah — durch die Anmaßung des Kaisers in den kirchlichen Dingen, wollte sich nicht in die Gefolgschaft eines Mächtigeren begeben, wollte politisch neutral bleiben, wollte das Schisma nicht auch nach Mitteleuropa ziehen, vielmehr als Schiedsrichter seine Stellung über dem Kaiser wahren.

Da nun Karl durch Verhandlungen in der üblichen Form nicht zum Ziele kam und, wie er dem Bruder schrieb, es für nötig hielt, seine Politik gegen französische Intrigen öffentlich zu vertreten, entschloß er sich zu einem sehr ungewöhnlichen und in der That höchst eindrucksvollen Schritt, der zwar seinen unmittelbaren Zweck nur halb erfüllte, und doch eine gewisse Wendung herbeiführen sollte. Am 2. Ostertag, dem 17. April 1536, vor dem Hochamt, lud er die bei ihm erschienenen französischen und venezianischen Gesandten ein, ihn zum Papste zu begleiten. In der Sala dei paramenti des Vatikans fand man das Kollegium der Kardinäle und außer dem kaiserlichen Gefolge noch eine größere Anzahl von Personen, die der Kaiser zu verweilen hieß. Als alle sich geordnet hatten, auch der Papst erschienen war, nahm er neben diesem Platz und begann alsbald eine mehr als einstündige Rede von der größten Eindringlichkeit.

Was er und seine vornehmsten Räte in den letzten Jahren so oft schriftlich bis in den Wortlaut hinein festgelegt hatten, was ihm in der Stimmung und in der Disposition ganz geläufig war, das vermochte er jetzt auch in freier Rede klar zu entwickeln. Feierlicher und wirkungsvoller als je in einem Schriftstück öffnete er durch diesen Staatsakt seine politische Seele. Wir wissen genau, was er da, merkwürdigerweise in spanischer Sprache, ausführte, und wie es wirkte, denn wir haben von ihm und anderen eine Reihe von Berichten darüber, zum Überflus neuerdings auch seine Antwort auf eine französische Erwiderung.

Zunächst dankte er dem Papste und den Kardinalen für die Sorge um das Konzil. Er stelle seine Macht zur Verfügung, dessen Beschlüsse durchzuführen. Dann kam er auf den Frieden. Er habe ursprünglich nur beabsichtigt, seine Königreiche zu besuchen, dem Papste seine Ehrerbietung zu erweisen und weiter gegen Algier, den Hauptstützpunkt Barbarossas, zu rüsten. Da trete ihm der König von Frankreich in den Weg. Und nun folgte eine eingehende Darstellung seines Verhältnisses zu Frankreich von den Tagen Maximilians an mit vielen persönlichen Erinnerungen, etwa an den Augenblick, da er mit König Franz um die Zeit des Friedens von Madrid einmal an einer Wegekreuzung unter einem Kreuzigt gestanden und der König ihm bei dem Gekreuzigten die Innehaltung des Friedens geschworen habe. Oft war seine Rede drastisch, wie bei dem Vergleich der Sicherheiten, die er bei einer Verleihung Mailands an den Herzog von Angoulême brauche, wobei er seinen Finger hinhielt, und derjenigen, die gegenüber dem Herzog von Orléans nötig seien, wobei er den ganzen Arm ausstreckte.

Von Jugend auf, sagte der Kaiser, habe er versucht, mit dem Könige von Frankreich in Frieden zu leben; Beweis, eine lange Reihe von Verträgen. Streitigkeiten seien durch Kriege und feierliche Friedensschlüsse beigelegt. Aber der König erhebe immer neue Forderungen gegen diese Verträge durch Wort und Tat. Er, der Kaiser, sei aufs weiteste entgegengekommen, durchaus über seine Verpflichtungen hinaus. Der König habe alles abgelehnt; vielmehr ohne Grund den zum Reiche gehörigen und durch den Frieden von Cambrai ausdrücklich geschützten Herzog von Savoyen überfallen und durch unberechtigte Ansprüche auf Mailand weitere schwere Kriege innerhalb der von Kettern und Türken bedrohten Christenheit heraufbeschworen. Deshalb mache er nun ein letztes Angebot zum Frieden, wozu er von Herzen bereit sei; oder zum Krieg, den er nicht fürchte; oder, um das Blut der Völker zu schonen, zu persönlichem Zweikampf auf dem Lande oder auf einem Schiffe. Kampfpreis sollten sein Mailand und Burgund.

Der Papst glaubte, daß der Kaiser am Ende sei und lobte seinen Friedenswillen mit bewegten Worten.

Der Kaiser, nachdem er in einen Zettel geblickt, den Papst unterbrechend: er habe etwas vergessen, nämlich, daß er vor allem die Entscheidung des Papstes anrufen wolle. Fände der Papst wirklich, daß er im Unrecht sei, dann möge er den König von Frankreich unterstützen; wenn aber nicht, so rufe er vor Gott Seine Heiligkeit und die ganze Welt gegen den König auf.

Der Papst: Auch der König habe Friedensangebote gemacht. Deshalb hoffe er seinerseits zuversichtlich, daß der Friede erhalten werden könne. Den Zweikampf müsse er ablehnen. Da er und die Kardinäle versöhnen wollten, müßten sie neutral bleiben. Widersehe sich aber einer der beiden Fürsten einem vernünftigen Frieden, so würde er sich gegen diesen erklären.

Das war das Stichwort für den Kaiser. Er ergriff die Hand des Papstes und sagte: „Ich küsse Eurer Heiligkeit die Hand für diese Antwort.“

Beim Abschied des Kaisers vom Papste am 18. April hatte die Szene noch ein Nachspiel. Die französischen Gesandten, von denen der eine die Rede des Kaisers vorläufig beantwortet hatte, erbatene durch den Papst noch eine nähere Erläuterung.

Der Kaiser gab sie auf der Stelle. Er habe den König nicht verletzen wollen, sondern nur sich selbst verteidigen. Der Friede sei auch ihm das höchste Gut. Aber sollte er angegriffen werden, so würde er alles aufbieten, sich auch durch die Türkengefahr nicht schrecken lassen. Zum Zweikampf habe er nicht herausgefordert, sich nur dazu erboten; er wisse wohl, daß das ein Wagnis sei angesichts der bekannten Tapferkeit des Königs. Was er von dem Streit innerhalb der Christenheit fürchte, sei die Zerrüttung der Kirche und des Glaubens und der Zorn Gottes.

Zieht man die Summe, so hatte der Kaiser zwar im Augenblick den Papst nicht offen auf seine Seite gezogen, wohl aber ihn auf strikte Neutralität und ernsthaftere Bereitwilligkeit zur Friedensvermittlung festgelegt. Das sollte bald seine Früchte tragen. Er hatte schon vorher erreicht, daß in der Kardinalskongregation vom 8. April das allgemeine Konzil zum Mai des nächsten Jahres, und zwar nach Mantua, beschlossen war. Gegenüber der Konzilsverneinung und dem hastigen politischen Hin und Her Clemens' VII bedeutete das alles einen erheblichen Fortschritt im Sinne des Kaisers.

Auch in der öffentlichen Meinung hatte er gewonnen. Die Zuhörer jener Versammlung nahmen durchweg einen starken Eindruck mit, und der untrügliche Sprecher der Römer, Pasquillus, äußerte sich im Gespräch mit einem

Kardinal, das schon vier Wochen später auch in Deutschland wiederum durch Christoph Scheurl als Flugschrift erschien:

„Kardinal: Was dünkt Dich, der Wahrheit Liebhaber, von unserem Kaiser?“

„Pasquillus: Mich bedünkt, daß er wiederkommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten.“

„Kardinal: Du gibst seltsame Schwänke für, Pasquille! Wir haben doch einen Papst, der zwischen beiden Teilen Fried machen würdet.“

„Pasquillus: Ihr Hochwürdigsten, seid behutsam, denn Ihr habt es mit einem Großgewaltigen zu schaffen, und der Ratstag ist vor der Tür.“

Das klang nochmals wie 1527.

Freilich beging nun der Kaiser einen großen Fehler. Frankreich hatte nicht gewagt, das Herzogtum Mailand selbst anzugreifen. Hier also hatte man Frieden. Sollte man nun mit der Waffe in der Hand dem Herzoge von Savoyen sein Land zurückgewinnen? So meinte im Kriegsrat mit Recht Leyva, der Meister der Verteidigung. Das aber hatte offenbar nicht genug psychologischen Anreiz für den Kaiser, und so griff er zur Offensive nach Frankreich hinein. Man kam unglücklicherweise auf den Plan zurück, an dem einst schon Bourbon gescheitert war, auf den Einfall in die Provence, nochmals in Verbindung mit einer ganz vagen, gleichzeitigen Operation im Norden „auf Paris“. Wenn man sich diesmal nach den Erfahrungen von Goletta in der Provence eine besondere Unterstützung versprach von der Flotte, so trug diese Erwartung völlig. Für die Verpflegung war sie meist zu fern und vor Marseille sollte man sich davon überzeugen, daß zwischen der zu Wasser und zu Lande bequem zugänglichen Hafensfestung Goletta und der in schwieriger Landschaft gelegenen Stadt Marseille ein großer Unterschied bestand.

Am 25. Juli 1536 zog das kaiserliche Heer über die Grenze. Hier stieß man sofort auf eine verwüstete Landschaft. Es ist das letzte Mittel der Verteidigung, daß ein Kampfgebiet geräumt und zerstört wird. Montmorency wird sich nicht leicht dazu entschlossen haben, aber es erwies sich um so wirksamer, je stärker das kaiserliche Heer war. Die französischen Truppen lagen weit im Innern bei Avignon in einem festen Lager hinter der Durance. Dieses konnte man nicht wagen anzugreifen; ebensowenig ließen sie sich herauslocken. Im entblößten Lande aber litt man Not, die besetzten Städte leisteten Widerstand, Krankheiten dezimierten das Heer, und schon am 3. September, nach einem Feldzuge von kaum sechs Wochen, mußte man den Rückzug antreten. Leyva überlebte den Feldzug nicht; aber sein Ruhm umstrahlte noch seinen Tod, insofern

der französische Befehlshaber die Bitte um ein Transportmittel für den kranken General mit Übersendung seiner eigenen Sänfte beantwortete; letzte Höflichkeit und zugleich Huldigung gegenüber dem großen Gegner so langer Jahre.

Der Angriff in den Rücken der französischen Stellung von Savoyen war gescheitert. Auch der Angriff an der niederländischen Front hatte kein Glück. Hier führte Nassau. Im ersten Vorstoß fehlte es ihm nicht an Erfolg. Dann aber stockten die Operationen. Man erlitt kleine Niederlagen, verlor später auch an Raum. Helfend und treibend im Hintergrunde die Königin Marie, aber auch sie ungeduldig und wie einst Margarete von Anwandlungen der Regierungsmüdigkeit befallen.

Freilich, den Mißerfolgen der Kaiserlichen entsprachen nicht die wirklichen Erfolge der Franzosen. Auch bei ihnen gab es Geldmangel, Truppennöte, Meinungsverschiedenheiten in der Führung. Zu einem Einfall in das Mailändische reichten die Kräfte nicht aus. Das eigentliche Ziel also blieb unerreicht. Vielmehr drang der Marchese del Vasto, der Leyva im Oberbefehl gefolgt war, seinerseits wieder in Piemont vor. Er gewann es zurück bis auf Turin.

In alledem lagen Bedingungen für den Frieden. Aber es sollte noch lange um ihn geworben werden — in der Hauptsache sogar vergebens.

Waffenruhe. Nizza und Aiguesmortes

In dieser Zeit haben die Besprechungen im Staatsrat nicht mehr die Bedeutung wie in Karls früheren Jahren. Allein es gewährt doch einen Einblick in die auf den Kaiser wirkenden Erwägungen, das Gutachten seiner Räte zu hören, als der Feldzug in die Provence gescheitert war.

Falls der König von Frankreich, urteilten die Räte, selbst über Berg ziehe oder eine große Armee sende, erfordere es die Ehre des Kaisers, ihm sogleich mit einer starken Macht entgegenzutreten. Denn bei den Franzosen entscheide immer der erste Eindruck. Sonst aber empfehle es sich für den Kaiser, bald nach Spanien zurückzukehren, die Niederlande der Königin Marie und Nassau zu überlassen. Für die nötigsten Verfügungen in Italien genügten 14 Tage.

Allgemein erwogen sie, ob sie zum Frieden, zum Waffenstillstand oder zum Kriege raten sollten. Den Frieden könne man nur um den Preis Mailands haben; wolle der Kaiser das nicht, müsse man die Hoffnung aufgeben. Von Waffenruhe werde der König von Frankreich nur handeln, um den Kaiser zu

narren und seine Praktiken überall fortzusetzen. Mit Turin und Savoyen habe er immer noch mehr Pfänder in der Hand, als der Kaiser. Eine Fortsetzung des Krieges aber (das zu sagen fühlten sie sich in ihrem Gewissen verpflichtet) wäre der Ruin beider Teile, eine unheilbare Feindschaft zwischen ihren Häusern, zum größten Schaden der Christenheit.

Der Kaiser werde sagen: lieber den Krieg, als Mailand hergeben. Das sei richtig. Wenn der Kaiser weiter betone, sein römisches Angebot zugunsten des Herzogs von Angoulême sei abgelehnt worden, so sei auch das zutreffend. Indessen, wenn der Kaiser damals dies Angebot für möglich hielt, so könne er es unter den jetzigen ungünstigeren Umständen erst recht machen. Vollends nach dem Tode des Dauphin (10. August 1536), wodurch der bisherige Herzog von Orleans an dessen Stelle getreten sei. Die Vorzüge eines Abkommens dieser Art lägen in der Förderung des Konzils und der Religion, der Abwehr der Türken, der Befriedung Deutschlands, im Rückgewinn Ungarns und Dänemarks, in der Restauration der Kirche in England und guter Verheiratung der Prinzessin, Sicherung von Geldern und der Niederlande, besseren Ausichten gegen Algier und die Ungläubigen.

Man sieht, die Räte waren nicht bescheiden in der Anpreisung ihres Friedenswillens. Wie das ganze Gutachten gleichwohl etwas Mattes hat, so fahren sie fort, wenn der König von Frankreich vielleicht nicht alles erfülle, so sei doch schon ein Teil dieser Dinge sehr erwünscht, zumal wenn man in den Frieden auch noch den Papst, die italienischen Staaten, Deutsche und Schweizer mit hineinzöge. Sollte aber der König von Frankreich den Krieg wiederbeginnen, so werde vielleicht Gott selbst eingreifen und den König strafen nach Verdienst. Die Ehre wäre gewahrt, und mit großer Genugtuung würde der Kaiser nach Spanien heimkehren und der Herzog von Savoyen in sein Land.

Karl selbst hatte in seinen Betrachtungen vor Pavia einmal gesagt, und er wiederholte es jetzt in einem Brief an seinen Bruder: „Man kann den Frieden nicht haben, wenn der Gegner ihn nicht will.“ So war es in der Tat. Im Augenblick dachte Frankreich nicht an Frieden. Freilich auch nicht an das befürchtete große Aufgebot, wohl gar unter persönlicher Führung des Königs. Insofern konnte also Karl im Sinne seiner Räte ruhig nach Spanien heimkehren. Der Feldzug in der Provence blieb eine bedeutungslose Episode; er führte weder zu einem Frieden, noch zu dem größeren Krieg.

Auf die Erwägungen des Kaisers stürmten jederzeit Nachrichten aus der ganzen Welt ein, doch verstattete er ihnen meist nur geringen Einfluß auf seine Entschlüsse, die in einer tieferen Ideenwelt wurzelten. Sein lang-

samer Pulsschlag schien auch der großen Politik ihren zögernden Rhythmus mitzuteilen. Am wichtigsten war ihm stets, wegen der Religion und wegen Italien, die Haltung des Papstes. Jetzt erschien nochmals Pier Luigi Farnese an seinem Hoflager zu Genua, ohne freilich mehr davonzutragen, als bei seinem ersten Besuch im vorigen Jahre. Den Weg zum Eingehen auf des Papstes Familieninteressen hatte Karl noch nicht gefunden; zunächst hatte Paul III ihn eben doch enttäuscht. Da es aber in Italien sonst leidlich ruhig blieb, schickte er sich wirklich zur Rückfahrt nach Spanien an unter Führung des Andrea Doria. Man hatte bei der Überfahrt allerlei zu leiden von schweren Stürmen; es war nicht ungefährlich, deshalb so lange in den französischen Gewässern an den Hyères-Inseln und vor Marseille festgehalten zu werden. Aber am Ende ging alles gut, und man kam Anfang Dezember 1536 ungefährdet in den Hafen von Palamos nördlich Barcelona.

Der Kaiser verweilte kurz in Barcelona, um dann in seiner umständlichen Art zu reisen sich langsam zur Kaiserin nach Valladolid zu begeben, wo er im Februar eintraf und bis zum Hochsommer verblieb. Santa Cruz erzählt von den Stiergefechten und Turnieren und den silbernen Preisen für die Sieger. „Mehr noch“, fügte er aus eigener Kenntnis hinzu, „unterhielt sich der Kaiser in den Tagen, da ihn die Gicht quälte, mit seinem ersten Kosmographen Alonso de Santa Cruz über Fragen der Astrologie und des Himmels, wobei er alles wissen wollte in der Philosophie der Natur und den Bewegungen der Gestirne; und er begriff vieles in der Praxis rascher, als andere in langer Zeit. Er wollte auch Instrumente und Uhrwerke verstehen, arabische und abendländische, und wie sie gemacht wären.“

Vom April ab hielt er die Cortes von Castilien; im Herbst, vom 11. August an, die Cortes von Aragon in Monzon, die sich bis zum November 1537 hinzogen. Allgemeine Bitte der Cortes wie immer, ihr König möge im Lande bleiben und die Mittel des Landes nur für dessen Wohlergehen verbrauchen; doch hinderte sie das nicht an der Bewilligung des Servicio. Anfang 1538 befand sich der Kaiser nach einem kurzen Besuch in Valladolid wieder in Barcelona, um den nun doch eingeleiteten französischen Verhandlungen nahe zu sein. Die Kaiserin, die im letzten Jahre einem zweiten Sohn, Don Juan, das Leben gegeben hatte, ihn aber wenige Tage nach der Taufe wieder verlor, empfand sehr schwer die wiederholte Trennung und saß oft in Tränen, „aber“, sagt Santa Cruz, „sie tröstete sich damit, daß die Abwesenheit ihres Gemahls, den sie so sehr liebte, im Dienste Gottes stehe zum Wohle der Christenheit und des Glaubens“.

Es wird uns noch beschäftigen, was in den anderen Teilen des Reiches, insbesondere in Deutschland, vor sich ging. Karls vornehmste Aufmerksamkeit während dieses spanischen Jahres 1537 war doch auf die Anbahnung eines Friedens mit Frankreich gerichtet, damit er frei würde gegen Türken und Abgewichene. Alle Verhandlungen mit dem Papste standen in erster Linie unter diesem Gesichtspunkt. Sie erhielten neue Möglichkeiten durch die Ermordung des Herzogs Alessandro Medici von Florenz. Denn Karl hatte nun Gelegenheit, sowohl den Nachfolger Cosimo Medici, der auf ihn angewiesen war, zu verpflichten, wie auch die Hand seiner natürlichen Tochter Margarete neu zu vergeben. Er instruierte seinen Botschafter in Rom, den Marques de Aguilar, der an Stelle des zum Mayordomo der Kaiserin berufenen Grafen Cifuentes gegen Ende Februar 1537 in Rom eintraf, zunächst auf Zurückhaltung und vorsichtiges Abtasten der Wünsche des Papstes. Man erwog schon bald die Verbindung Margaretes mit dem Enkel des Papstes Ottavio Farnese und die Übertragung eines Fürstentums an seinen Vater Pier Luigi, aber man wartete noch. Merkwürdig, wie sicher dieses dynastische Moment in jenen Tagen wirkte. Hatte die Verheiratung der Nichte Clemens' VII mit dem Herzog von Orléans die Politik bestimmt und noch mehr belastet, so wirkte jetzt schon die bloße Erwägung einer Familienverbindung zwischen dem kaiserlichen Hause und dem Papste.

Am französischen Hofe empfand man zunächst nur Ärger darüber und der Krieg an der Grenze der Niederlande gewann vorübergehend unter Teilnahme des Königs selbst, später des Dauphins, politisch und militärisch eine außerordentliche Schärfe. Am 15. Januar 1537 veranstaltete der König vor dem Parlament von Paris eine theatralische Szene. Er ließ durch den Generalprokurator Klage erheben gegen Karl wegen Bruches der Verträge von Madrid und Cambrai durch den gegenwärtigen Krieg! Demgemäß, hieß es, nehme er Flandern, Artois und Charolais förmlich in den Besitz der Krone zurück. Das war der Auftakt zu einem mit starken Mitteln einsetzenden Angriff.

Die Antwort der Niederlande blieb nicht aus. Am 24. März versammelte die Königin Marie ihre Generalstaaten, ließ durch den Ratspräsidenten Ludwig van Schore die Politik des Kaisers beredt vertreten, nahm auch selbst das Wort und erhielt unter dem Druck der Ereignisse die sehr hohe Bewilligung von 200 000 Gulden monatlich; Brabant war vorangegangen, Gent hatte abgelehnt. Unter dem Oberbefehl von Nassau und Roelz führten die Herren von Arschot, Büren und Philipp Lannoy die stattlichen Aufgebote. Sie gewannen St. Pol in Artois zwischen Arras und Hesdin; verloren freilich

Hesdin am 13. April in blutigen Kämpfen. Die europäischen Schlachtfelder zwischen Lens und Arras im Osten, Crécy und Hesdin im Westen erlebten immer neue furchtbare Szenen. Das wilde Vordringen der französischen Armee, das Morden von St. Venant kontrastiert sonderbar zu jener Rücknahme dieser Lande in den Schuß der Krone Frankreich.

Die Schrecken und Kosten dieses Krieges ließen Marie alles in Bewegung setzen, so gut zur Rüstung wie zum Frieden. Ihre Korrespondenz mit der Königin Eleonore und die Einholung der kaiserlichen Zustimmung führten denn auch zu Verhandlungen zwischen Büren und dem Dauphin in dem Dörfchen Bomy südlich Théroouanne mit dem Ergebnis eines Waffenstillstandes auf zehn Monate vom 30. Juni ab. Man hat ganz richtig bemerkt, daß der Grund und die Bedeutung dieses Stillstandes für die allgemeinen Angelegenheiten nicht nur in dem leidenschaftlichen Verlangen der Königin Marie nach Beruhigung der Niederlande lag, sondern nicht weniger in dem Wunsche der Franzosen, sich an dieser Nordfront zu entlasten, um sich der Mittelmeerfront, also dem Zusammengehen mit den Türken, wieder zuzuwenden.

Aber der Waffenstillstand von Bomy brachte mehr. Im September erschien beim Kaiser in Monzon der päpstliche Nuntius Poggio mit einem allerdings für den Kaiser nicht annehmbaren Friedensangebot, aber bald danach kam der niederländische Rat Cornelius Schepper zur Ratifikation des Vertrags von Bomy, nachdem er am französischen Hofe ein allgemeines Friedensverlangen festgestellt hatte. Die Königin sprach wenigstens von einer Waffenruhe auf zwei bis drei Jahre. Karl ließ eine entgegenkommende Antwort erteilen. Schepper habe den Hof von Frankreich freundlicher gefunden, als lange Zeit, schrieb er am 15. September seinem Bruder Ferdinand. Man könne auch dort die Kriegskosten nicht länger tragen und setze schon die letzten Hoffnungen auf die Türken.

Aber gerade diese Hoffnung auf die Türken war kein großer Vorteil für die französische Politik. Jede Bundesgenossenschaft stärkt und schwächt zugleich, insofern der Freund nicht ermangelt, auch seinerseits zu fordern und zu belasten. Wirklich trieben die Türken durch ihre Angriffe auf venezianische Schiffe und zuletzt auf Korfu die Republik von San Marco und den geflüchteten an ihrer Seite haltenden Papst immer deutlicher zum Kaiser hinüber.

Endlich wurden auch die französischen Erfolge in Piemont in gewissem Sinne aufgewogen durch eine Demonstration des Kaisers in Languedoc. Während Montmorency wieder vorstieß und am 26. Oktober den Paß von Gusa nahm, also die Straße nach Turin, und damit die Kaiserlichen zwang, auch Pinerolo,

den südlichen Zugang zum Mont Genèvre zu räumen, war von Roussillon aus Don Francisco de Biamonte in der Richtung auf Narbonne vorgedrungen. Es handelte sich anscheinend nur um einen jener zerstörenden Einbrüche, von denen wir früher gesprochen haben, aber im Augenblicke wirkte er doch im Zusammenhang der Lage spürbar. Er hätte strategisch sein können, wenn er vor Jahr und Tag gleichzeitig mit dem Einfall in die Provence unternommen worden wäre; darauf aber ist der Kaiser erst später, 1543, gekommen.

Die zweite Sendung Scheppers hatte die französische Gesandtschaft des Herrn Vely zur Folge, der schon früher an Karls Hoflager beglaubigt gewesen war. Am 15. Oktober erschien er zu Monzon, wurde bald wieder abgefertigt, um bereits am 16. November zurück zu sein. Wie Karl seinem Bruder Ferdinand in diesen Tagen schrieb, erwartete er nicht nur das Kommen französischer Unterhändler, sondern sogar den König selbst, fügte freilich in einem Federzuge bei, daß er gleichzeitig seinen Generalen nach Italien wegen der erforderlichen Rüstungen schreibe.

Der König von Frankreich kam nicht. Aber der Kardinal von Lothringen und Montmorency erschienen als seine Beauftragten in Narbonne. Karl sandte ihnen Granvelle und Cobos nach Perpignan entgegen. In der Mitte zwischen beiden Städten, genau an der Grenze, in Fischerhütten bei Salses an der Lagune von Leucate, trafen sich die beiderseitigen Delegierten, einsteuerten noch von dem größten Mißtrauen erfüllt. Man kam auch wirklich keinen Schritt vorwärts. Die Franzosen begannen mit der strikten Forderung von Mailand. Es gingen mehrfach Rückfragen hin und her. Aber es blieb bei einer Verlängerung des Waffenstillstandes um drei Monate, vom 18. Januar ab. Auch die gut überlieferte, im einzelnen aufschlußreiche Besprechung des Kaisers mit dem Herrn de Pressen Anfang Februar 1538 zu Barcelona, bedeutete wohl nur ein Werben des Kaisers für eine persönliche Aussprache; es fielen auch die entscheidenden Stichworte über das gegenseitige „Vertrauen“; aber die unmittelbare Folge blieb aus.

Da wurde die Lage für den Kaiser wiederum von Italien her dadurch verbessert, daß nun wirklich das Türkenbündnis zwischen ihm, dem Papste, König Ferdinand und Venedig am 8. Februar 1538 vollzogen wurde. In Frankreich war man begreiflicherweise sehr erregt darüber, und die schon angebotene Vermittlertätigkeit des Papstes schien unmöglich zu werden. Zeitweilig dachten beide Monarchen, allein zusammenzukommen, freilich aus sehr verschiedenen Erwägungen; der König von Frankreich, um den Kaiser wieder vom Papste zu trennen; der Kaiser, um sich nicht einem Schiedspruche des Papstes unter-

werfen zu müssen. Allein der Papst klärte die Lage durch seine Entschlossenheit. Am 23. März verließ er Rom, um sich, entsprechend früheren Abmachungen, in Nizza mit dem Kaiser und dem Könige von Frankreich zu treffen. Man hatte für ihn die Burg von Nizza vorgesehen, doch machte im letzten Augenblicke der Besitzer, der Herzog von Savoyen, unerwartete Schwierigkeiten, was nur zu seinem eigenen Schaden auslief. Für den Papst wurde das Franziskanerkloster vor Nizza als Quartier bestimmt.

Der Kaiser aber nahm den guten Ausgang in seinem noch immer ungebrochenen Optimismus für sich schon vorweg. Er glaubte die deutschen Angelegenheiten trotz bedrohlicher Nachrichten durch seine Bereitwilligkeit zum Konzil oder Religionsfrieden, wenn nicht ordnen, so doch beruhigen zu können. Mit dem Wojwoden von Siebenbürgen stand Ferdinand unter Mitwirkung des Erzbischofs von Lund in aussichtsreichen Verhandlungen, die inzwischen zu dem Vertrag von Großwardein (24. Februar 1538) geführt hatten; danach sollte das Königtum des Wojwoden anerkannt, Ferdinand aber sein Erbe werden. In Dänemark und in den Niederlanden war Friede. Zu England besetzten sich die Beziehungen. So lebte Karl wieder ganz in jener Kreuzzugsstimmung des Türkenkrieges großen Stils, aus der ihn nur der französische Angriff auf Savoyen und der folgende Doppelkrieg in der Provence und in den Niederlanden unsanft herausgerissen hatten. Deshalb gehe er jetzt nach Nizza, schrieb er am 25. März seinem Bruder. Im Bunde mit dem Papst und Venedig sollte spätestens im nächsten Jahre ein großartiger Vorstoß zu Wasser und zu Lande gegen die Türken unternommen werden. Er liebe, fügte er hinzu, die Person seines Bruders wie sich selbst, aber er begreife auch, daß diesem die Ehre eines persönlichen Anteils am Kampfe am höchsten stehe, und hoffe, daß Gott ihnen beiden die Gnade verleihe, in seinem Dienst etwas ganz Großes zu vollführen. Ohne sichere Aussichten auf den Frieden griff sein Sinn schon wieder nach den höchsten Zielen einer christlichen Weltpolitik.

Mit großem Gefolge und einer ungewöhnlich kostbaren höfischen Ausstattung war er nach Barcelona gekommen. Am 25. April schiffte er sich, wie früher unter dem Flottenkommando des Andrea Doria ein und gelangte nach einigen Fahrnissen am 9. Mai wohlbehalten nach Villafranca unmittelbar bei Nizza. Der Papst kam über Savona; Karl hatte vermieden, ihn persönlich abzuholen, um Frankreich nicht noch mißtrauischer zu machen.

Nun war man sehr gespannt auf König Franz. Lange Zeit hatte dieser verlangt, daß der persönlichen Besprechung eine Regelung der Hauptpunkte durch die Minister vorhergegangen sein müsse. Allein am Ende hatte er sich doch

der vollendeten Tatsache gefügt, daß Papst und Kaiser einig waren. Er mochte von ihrem Zusammensein weitere Gefahren befürchten, und man wird nicht fehl gehen in der Annahme, daß sein Temperament verlangte, dabei zu sein. Und doch, in Nizza trafen sich die drei höchsten Häupter nie gemeinsam. Der König von Frankreich sowohl wie der Kaiser verhandelten stets getrennt voneinander mit dem Papste. Nur die Königin Eleonore kam wiederholt auf längeren Besuch zu ihrem Bruder.

So war denn das Ergebnis auch überaus mager. In dem Abkommen vom Vorabend des 18. Juni 1538 handelte es sich im Grunde genommen nur um eine Waffenruhe auf zehn Jahre unter Anerkennung des Besitzstandes. Die großen Fragen, besonders Mailand, blieben offen. Der Krieg konnte jeden Augenblick wieder beginnen, da die eigentlichen Streitpunkte nicht aus der Welt geschafft waren.

Der Waffenstillstand von Nizza hatte allerdings durch das persönliche Zusammenwirken der Monarchen mit dem Papste eine erhöhte Bedeutung. Er stand sozusagen im Schutze der Christenheit. Was ihm aber an innerer Bindung fehlte, das gewann er durch die nach der Trennung des Papstes vom Kaiser doch noch zustande gekommene persönliche Zusammenkunft der beiden Gegner, erst auf der Reede, dann im Schloß von Aiguesmortes an den Lagunen westlich der Rhône. Die Einladung ging dieses Mal vom Könige aus, wurde aber von Karl lebhaft aufgegriffen. Er erhielt den Besuch seines Schwagers zunächst auf seiner Galeere und erwiderte ihn dann am 15. Juli auf dem Lande. Außerdem sah er noch einmal seine Schwester Eleonore allein. Was er sich erhofft hatte und bis zu einem gewissen Grade auch mit Genugtuung gegenüber seinen Räten empfand, war die Wirkung der persönlichen Aussprache. In den nun zwölf Jahre zurückliegenden Tagen von Madrid hatte sich der König von Frankreich in dem Lebensgefühl seiner gewinnenden Jugend einen besonderen Erfolg versprochen von seiner persönlichen Einwirkung auf den jungen Kaiser, vergebens. Jetzt hatten sich die Rollen vertauscht; jetzt war es der Kaiser, der seit langem diese Zusammenkunft gewünscht hatte und von ihr die größte Wirkung erwartete. Infolgedessen war er von der Einladung seines Schwagers, von dem Zusammensein mit der Schwester, von den gehäuften Freundlichkeiten des französischen Hofes wie bezaubert. Pries man in Rom mit halbem Rechte den Papst als den Friedensstifter in der Christenheit, so versprach sich auch der Kaiser im Augenblicke viel zu viel von den Auswirkungen dieser Tage von Nizza und Aiguesmortes, so gut in bezug auf ein Abkommen mit den deutschen Protestanten, wie in bezug auf die Türken. Von

Familienverbindungen wurde ausführlich gesprochen. Karl vertraute der leichten Hand seiner noch immer „liebsten“ Schwester. Er mochte darin bestärkt werden durch die ebenso herzliche Zusammenkunft der Königin Marie mit ihrer Schwester Eleonore in Cambrai, und mit ihr und dem König in la Fère im Oktober desselben Jahres, wo es sogar zu allerlei rechtlichen Regelungen kam. Aber einen neuen Damenfrieden gab es auch hier nicht.

Und doch war der Gewinn von Nizza in gewissem Sinne größer als jene glänzenden Frieden von Madrid und Cambrai. Er lag nur in ganz anderer Richtung. Jene Friedensschlüsse waren nicht der wirkliche Ausdruck des allgemeinen Verhältnisses der Kräfte und insofern doch Täuschungen gewesen. Jetzt hatte der Kaiser die Wahrheit, daß es einen absoluten Frieden für ihn nicht gab, mochte er es sich auch im Kaufsche dieser Lage noch nicht eingestehen. Am wenigsten einen ewigen und unabänderlichen Frieden, wie er ihn sich träumte — einen Frieden unter Erhaltung seines ganzen Besitzstandes und aller seiner Machtmittel, einen Frieden, in dessen Schutz er sich ungestört dem Türkenkrieg und der Lösung der Kirchenfrage in Deutschland hätte zuwenden können. Er sah sich zurückgeworfen auf die Unvollkommenheiten des menschlichen Daseins, wie es wirklich ist. Er mußte die großen Kämpfe seines Lebens auch weiterhin durchführen, ohne von den Unsicherheiten befreit zu sein, die ihn von Beginn seiner Regierung an bedrückt hatten. Die Natur schafft zu Zeiten vollkommene Gebilde, die sie in derselben Folgerichtigkeit wieder zerstört. Das Menschenleben der Geschichte ist nie vollkommen. Es kennt keine letzten Lösungen. Sein Wesen ist das Transitorische, das Strömende, der Kampf.

Woher aber nimmt der Mensch die Kraft, doch immer wieder das Absolute zu suchen, letzte Lösungen erzwingen zu wollen? Wo lagen die tragenden Gründe für Karls Hoffnungen? Würden die Gegner, die einen Frieden nicht haben wollten, in der Waffenruhe verharren? Und was wurde aus seinen höchsten Zielen? Sollte er sich begnügen, die deutschen Protestanten immer nur weiter hinzuhalten? Immer nur Friedstände zu bewilligen auf Zeit, damit sie sich weiter stärkten?

Sein Schicksal, die unergründliche Bedingtheit alles Geschehens, worin der Einzelne auch nur ein Glied ist, sollte auch ihn ruhelos weitertreiben, ebenso sehr aus seinen eigenen Ideen, wie aus allgemeinen Notwendigkeiten.

